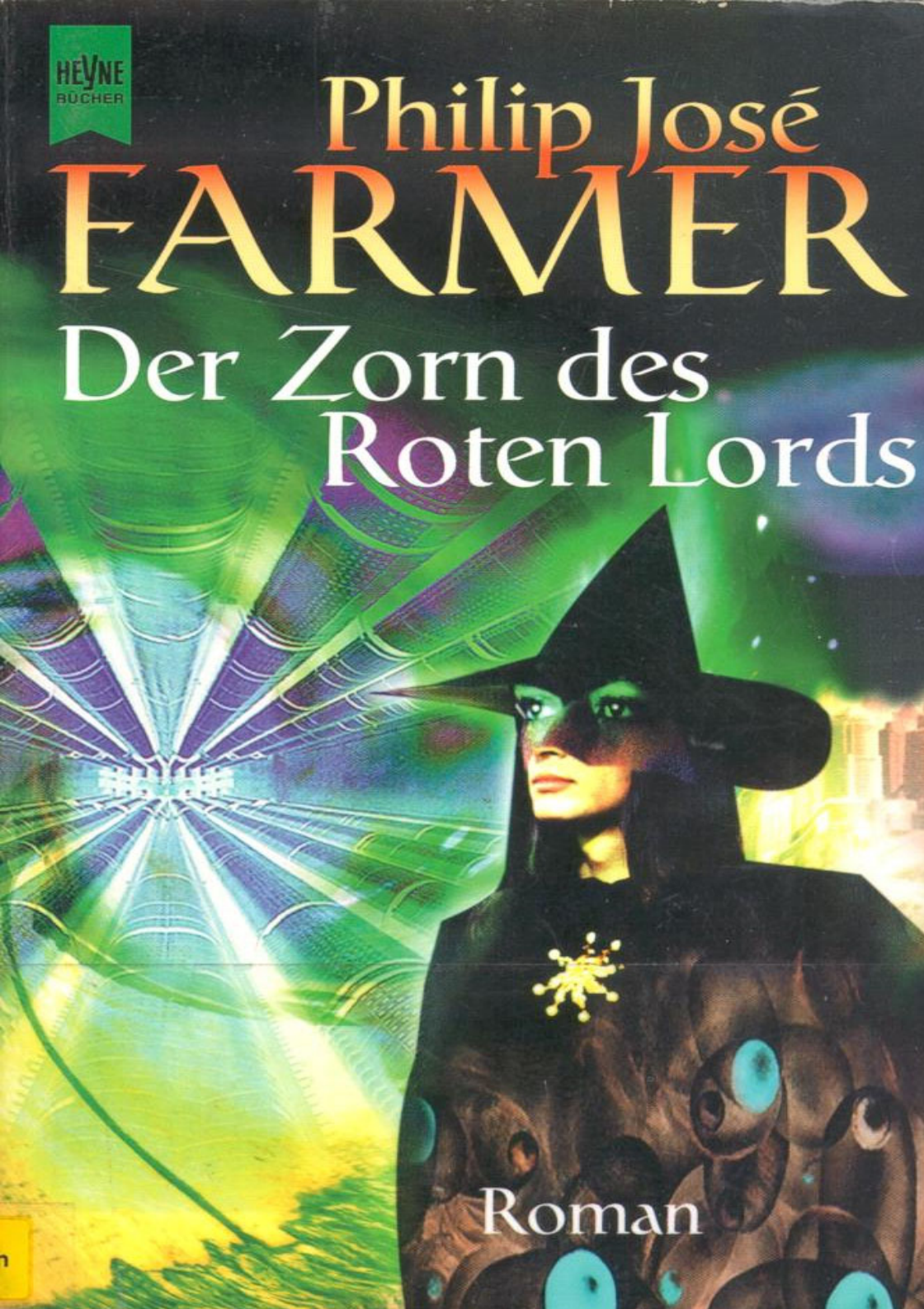


HEYNE
BÜCHER

Philip José
FARMER

Der Zorn des
Roten Lords

Roman



Von PHILIP JOSÉ FARMER erschien in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

Die Irrfahrten des Mr. Green • 0603127, auch ➤ 0601004, auch ➤ 0604854

Das Tor der Zeit • 0603144, auch ➤ 0601006

Als die Zeit stillstand • 0603173, auch ➤ 0601011

Der Sonnenheld • 0603265, auch ➤ 0603975

Der Mondkrieg • 0603302

Die synthetische Seele • 0603326

Der Steingott erwacht • 0603376, auch ➤ 0601005, auch ➤ 0604854

Lord Tyger • 0603450, auch ➤ 0604854

Das echte Log des Phileas Fogg • 0603494, auch ➤ 0603980

Der Zorn des Roten Lords • 0605911

MEHRFACHBÄNDE:

Fleisch • 0604558

(Die Verkörperung des Bösen/Außer Atem/Fleisch)

Die Irrfahrten des Mr. Green • 0604854

(Die Irrfahrten des Mr. Green/Der Steingott erwacht/Lord Tyger)

Bizarre Beziehungen • 0604935

(Die Liebenden/Eine Frau pro Tag/Mutter/Tochter/Sohn/Der Bruder meiner
Schwester/Der Müllkutscher)

DER FLUSSWELT-ZYKLUS:

Die Flußwelt der Zeit • 0603639

Auf dem Zeitstrom • 0603653

Das dunkle Muster • 0603693

Das magische Labyrinth • 0603836

Die Götter der Flußwelt • 0604256

DAS DUNGEON:

1. Roman: *Der schwarze Turm* (von Richard A. Lupoff) • 0604750

2. Roman: *Der dunkle Abgrund* (von Bruce Coville) • 0604751

3. Roman: *Das Tal des Donners* (von Charles de Lint) • 0604752

4. Roman: *Der See aus Feuer* (von Robin W. Bailey) • 0604753

5. Roman: *Die verborgene Stadt* (von Charles de Lint) • 0604754

6. Roman: *Das letzte Gefecht* (von Richard A. Lupoff) • 0604755

PHILIP JOSE FARMER

DER ZORN DES ROTEN LORDS

Roman

Aus dem Amerikanischen von
USCH KIAUSCH

Deutsche Erstausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 0605911

Titel der amerikanischen Originalausgabe
RED ORC'S RAGE
Deutsche Übersetzung von Usch Kiausch
Das Umschlagbild ist von doMANSKI

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1991 by Philip Jose Farmer
Amerikanische Erstausgabe 1991 by TOR Books,
published by Tom Doherty Associates, Inc. New York
Mit freundlicher Genehmigung des Autors
und Paul & Peter Fritz, Literarische Agentur, Zürich
(# 48345)
Copyright © 1997 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany September 1997
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-13293-9

Alle in diesem Roman beschriebenen Personen und Ereignisse sind fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit wirklichen Personen oder Ereignissen ist rein zufällig.

Gewidmet Dr. med A. James Giannini, Mitglied der amerikanischen Bundesvereinigung der Psychiater, Professor für Klinische Psychiatrie an der Ohio State University, mein Berater, während ich diesen Roman schrieb.

1977 war Dr. Giannini Assistenzarzt in der Psychiatrie von Yale. Damals kam ihm die Idee, die in diesem Buch ›die Therapie der Ebenen‹ genannt wird. Die eigentliche Entwicklung dieser Idee begann 1978, als er privat praktizierender Arzt in Youngstown, Ohio, war. In einem Brief vom 28. Dezember 1978 teilte er mir mit, er nutze eine neue Methode psychiatrischer Therapie zur Behandlung psychisch gestörter Jugendlicher. Diese Methode basierte auf meinem fünfbüdigen Science Fiction-Zyklus *Die Welt der tausend Ebenen*. Die Patienten, alles Freiwillige, lasen den Zyklus und wählten dann selbst die Romanfigur oder die Romanfiguren aus, mit denen sie sich identifizierten und die sie in gewisser Hinsicht auch werden wollten. Die Ziele und Methoden dieser Therapie sind in diesem Roman umrissen.

Gegenwärtig bereiten Dr. Giannini und seine Kollegen die methodischen Arbeiten, in denen die eigentliche Therapie und ihre Ergebnisse beschrieben sind, zur Veröffentlichung vor.

Das Medizinische Zentrum und Krankenhaus Wellington in Belmont City, Tarhee County, und alle Personen und Ereignisse im vorliegenden Werk sind fiktiv.

Ich danke David McClintock, Warren, Ohio, für die Angaben zur Gegend um Youngstown.

1. KAPITEL

26. November 1979

Jim Grimson hatte nie vorgehabt, die Hoden seines Vaters zu verspeisen.

Er hatte nicht erwartet, mit zwanzig seiner Schwestern zu schlafen. Er konnte nicht vorhersehen, daß er während des Flugs mit einer weißen Steed* seine Mutter vor dem Gefängnis und einem Mörder bewahren würde.

Wie sollte er, im Oktober 1979 siebzehn Jahre alt, auch wissen, daß er dieses scheinbar zehn Milliarden Jahre alte Universum geschaffen hatte?

Obwohl ihn sein Vater oft einen Blödmann nannte und seine Lehrer ihn offensichtlich dafür hielten, las Jim viel. Er wußte, was man gegenwärtig über die Entstehung des Universums annahm. Ganz am Anfang, vor jeder Zeitrechnung, war der Urklumpen das einzige, was existierte. Außerhalb davon gab es nichts, nicht einmal den Raum. Das ganze zukünftige Universum, die Planeten, Sternhaufen, Galaxien, all das war in einer Kugel von der Größe seines Augapfels zusammengeballt. Die war so heiß und dicht geworden, daß sie explodierte, zerplatzte und versprengt wurde. Diese Explosion wurde der ›Big Bang‹, der Urknall genannt. Ewigkeiten danach war die sich ausdehnende Materie zu Sternen, Planeten und Leben auf der Erde geworden.

Diese Theorie war FALSCH, FALSCH, FALSCH!

Die Materie war nicht das einzige, das man ungeheurer Hitze und ungeheurem Druck aussetzen konnte. Auch die Seele konnte man allzu sehr zusammenquetschen. Und dann: BUMM!

* englisch ›steed‹ = Streitroß, hier Name eines Flugzeugtyps

Herrgott noch mal! Es war noch keinen Monat her, dass er sich widerwillig in die Psychiatrie der Wellington-Klinik, Belmont City, Tarhee County im Staat Ohio, begeben hatte. Dann war er, unter anderem, der Herr mehrerer Welten geworden, in vielen dieser Welten ein Nomade, in einer ein Sklave.

In diesem Augenblick war er zurück auf seiner Geburtswelt, der Erde, in eben dieser Klinik. Er fror vor Elend, kochte vor Wut und tigerte in einem verriegelten Zimmer auf und ab.

Jims Psychiater, Doktor Porsena, hatte gesagt, bei Jims Reisen in andere Welten handele es sich um geistige Reisen, auch wenn das nicht bedeute, daß sie nicht real seien. Gedanken waren keine Geister. Sie existierten. Und deshalb waren sie real.

Jim wußte, daß seine Erfahrungen in diesen Universen im Westentaschenformat ebenso real waren wie sein Schmerz, als er vor kurzem seine Faust gegen die Schlafzimmerwand geknallt hatte. Und war das Blut, das aus den Peitschenstriemen auf seinem Rücken floß, etwa kein Beweis, der alle Zweifel an seiner Geschichte ausräumen mußte?

Allerdings würde Doktor Porsena, der Wissenschaftler, Rationalist und Rationalisierer, alle rätselhaften Erscheinungen mit wunderbarer Logik wegerklären.

Normalerweise liebte Jim den Doktor. Nur eben jetzt haßte er ihn.

2. KAPITEL

3. November 1979

»Alle Patienten bisher«, sagte Doktor Porsena, »haben früher schon andere Therapien ausprobiert. Sie haben ihnen nichts gebracht, allerdings kann das zum Teil auch daran liegen, daß sie sowieso etwas gegen jede Art von psychiatrischer Therapie hatten.«

»Alte chinesische Weisheit«, sagte Jim Grimson. »WER ZUM PSYCHIATER GEHT, MUSS VERRÜCKT SEIN. Und noch ein göttlicher Spruch: WAHNSINN IST NICHT WAS MAN WAHNSINN WÄHNT.«

L. Robert Porsena, Doktor der Medizin, Mitglied der Bundesvereinigung der Psychiater, Leiter der Psychiatrie in der Wellington-Klinik, lächelte dünn. Vermutlich, so nahm Jim an, dachte er: Noch so ein kleiner Klugscheißer, mit dem ich mich abgeben muß. Hab seine Klosprüche schon tausendmal gehört. »Göttlicher Spruch«, allerdings. Er versucht mich zu beeindrucken, will mir zeigen, daß er nicht irgend so ein beschränkter, sabbernder, verpickelter, mit Drogen vollgepumpter, Rock-närrischer Jugendlicher ist, der einen Sprung in der Schüssel hat.

Allerdings mochte Doktor Porsena auch etwas ganz anderes denken. Schwer zu sagen, was hinter diesem gutgeschnittenen Gesicht vorging, das fast genauso wie Julius Caesars Büste aussah. Bis auf den schwarzen Fu-Manchu-Bart und den gelackten modischen Haarschnitt. Er lächelte viel. Seine wißbegierigen hellblauen Augen erinnerten Jim an das Lied des verrückten Hutmakers in Lewis Carrolls *Alice im Wunderland*: »Funkel, funkel, Fledermaus! Auf was willst du bloß hinaus! Fliegst jetzt auf und über die Welt, Teetablett am Himmelszelt. Funkel, funkel...«*

* Eigene Übersetzung U. K., da - wie es hier notwendig scheint - näher am Text als die Übersetzung von Christian Enzensberger: Lewis Carroll: *Alice im*

Doktor Porsenas jugendliche Patienten behaupteten, er sei ein Schamane, eine Art Wunderheiler, ein Medizinmann der Großstadt, der über Zauberkräfte und Geister aus dem Jenseits gebiete.

Doktor Porsena wollte gerade etwas sagen, als ihn die Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch unterbrach. Er drückte auf einen Knopf: »Winnie, ich hab's Ihnen doch mitgeteilt. Keine Anrufe!«

Winnie, die schöne schwarze Sekretärin, die auf der anderen Seite der Wand an ihrem Schreibtisch saß, hatte offensichtlich eine dringende Angelegenheit durchzustellen. »Entschuldige, Jim«, sagte Doktor Porsena. »Es wird nicht länger als eine Minute dauern.«

Jim hörte nur mit halbem Ohr hin, während er aus dem Fenster schaute. Die Psychiatrische Abteilung und Porsenas Büro lagen im zweiten Stock. Das Fenster war wie alle übrigen in diesem Bereich mit dicken Eisenstäben vergittert. Durch die Lücken in der Gebäudefront gegenüber konnte Jim die Dachgiebel im Hafengebiet erkennen. Die Bauten lagen am Ufer des Tarhee River, der eine Meile südwärts in den Mahoning River floß.

Er konnte auch die Kirchturmspitzen von Sankt Grobian und Sankt Stephan sehen. Wahrscheinlich hatte seine Mutter an diesem Morgen die Frühmesse besucht. Das war inzwischen die einzige Zeit, zu der sie zum Gottesdienst gehen konnte. Sie hatte zwei Arbeitsstellen, zum Teil wegen ihm. Das Feuer hatte alles zerstört. Bis auf das gemalte Porträt seines Großvaters, das hatte man zusammen mit ihm aus dem Haus geborgen. Seine Eltern waren in eine ziemlich billige möblierte Wohnung gezogen, ein paar Ecken weiter. Nach Eric Grimsons Geschmack zu nah bei der ungarischen Nachbarschaft. So eine Undankbarkeit sah seinem Vater ähnlich. Evas Verwandte –

Wunderland, Insel Verlag, Frankfurt am Main, 1. Auflage 1973, Seite 74 (»Weißt du wieviel Sternlein stehen/ Auf dem weiten Kanapee/ Statt daß sie am Himmeln baumeln/ Taumeln sie hier durch den Tee. Taumel, baumel...«)

eigentlich das ganze Magyarenviertel – hatten Geld gespendet, um ihnen aus der Patsche zu helfen. Einen Großteil des Bargeldes hatten sie durch eine Lotterie aufgebracht. Das war schon was, denn wegen der wirtschaftlichen Misere in der Gegend von Youngstown waren Wohltätigkeitsspenden in den letzten paar Jahren nur noch spärlich geflossen. Aber Evas Familie, Freunde und Kirche hatten's geschafft.

Wenn sie wegen ihrer Ehe auch eine Halbausgestoßene war, so war sie doch immer noch eine ungarische Landsmännin. Und jetzt, wo sie ganz unten war, sollte sie ihre Lektion wohl gelernt haben und angemessene Reue zeigen, wie man so sagt.

Die Grimsons hatten sich eine Versicherung, die Schaden am Hauseigentum oder Verlust in Folge des Zusammenbruchs von Fundamenten abdeckte, nicht leisten können. Obwohl sie eine Feuerversicherung abgeschlossen hatten, würde man ihnen nichts zahlen, falls das Feuer durch höhere Gewalt verursacht worden war. Das war noch nicht entschieden.

Eric Grimson konnte sich keinen Rechtsanwalt leisten. Aber einer von Evas Cousins, ein Staatsanwalt, hatte angeboten, den Fall zu übernehmen. Falls er gewann, würde er zehn Prozent der Auszahlung kassieren. Falls er verlor, würde er leer ausgehen. Klar, daß er seine Zeit nur deshalb opferte, weil die Sippe zusammenhielt und seine Cousine ihm leid tat. Daß sie mit einem Nicht-Magyaren verheiratet war, der dazu noch ein fauler Rumtreiber und Atheist und früherer Protestant war, das war ja schon schlimm genug. Aber daß sie auch noch ihr Haus und ihren ganzen Besitz verlieren mußte und einen Sohn hatte, der übergeschnappt war... das war zu viel. Obwohl er ein Rechtsanwalt war, hatte er ein großes Herz.

Die Krankenversicherung deckte das Geld für Jims Therapie, aber die vierteljährlichen Versicherungsbeiträge waren sehr hoch. Eva Grimson hatte eine zweite Arbeitsstelle angenommen, um sie bezahlen zu können. Bis jetzt hatte sie Jim zweimal besucht und jedesmal sehr müde ausgesehen. Sie hatte schnell Gewicht verloren,

ihre Wangen wurden hohl, und um die Augen hatte sie schwarze Ringe.

Jim hatte solche Schuldgefühle, daß er anbot, die Therapie abubrechen. Das wollte seine Mutter nicht annehmen. Man hatte ihren Sohn vor die Wahl gestellt, sich entweder einer Therapie zu unterziehen oder zu einer Gefängnisstrafe verurteilen zu lassen. Der Bezirksstaatsanwalt hatte ihn als erwachsenen Strafmündigen behandeln wollen, was ein strengeres Urteil bedeutet hätte. Sie würde alles tun, was sie konnte, um so etwas zu verhindern. Außerdem – das sprach sie zwar nicht aus, konnte es aber nicht verbergen – hielt sie Jim für echt verrückt und ging davon aus, daß er es ohne psychiatrische Behandlung auch bleiben würde.

Jims Vater hatte ihn nicht besucht. Jim hatte seine Mutter nicht gefragt, warum Eric Grimson fortblieb. Zum einen wollte Jim seinen Vater gar nicht sehen. Zum anderen wußte er, daß Eric sich sehr schämte, daß er ein ›verrücktes‹ Kind hatte. Die Leute würden denken, der Wahnsinn sei in der Familie verbreitet. Vielleicht traf das auf Evas Familie auch zu. Alle Ungarn waren verrückt. Aber nicht die Grimsons, weiß Gott nicht!

Eigentlich hatte Jim großes Glück gehabt, daß er so schnell in die Therapie aufgenommen worden war. Wegen der knappen finanziellen Mittel in dieser Gegend hatte man die Programme zur Behandlung der psychisch Kranken beträchtlich gekappt. Normalerweise wäre Jim ganz am Ende der langen Warteschlange gewesen. Er wußte nicht, wie oder warum er so vorgezogen worden war.

Er hatte den Verdacht, daß Sam Wyzaks Onkel, der Richter, seinen Einfluß geltend gemacht hatte. Es konnte auch sein, daß der Cousin seiner Mutter, der Staatsanwalt, einigen Druck gemacht hatte, wahrscheinlich auf nicht ganz legale Weise. Obwohl Doktor Porsena sich nicht darüber ausließ, wem sein Bocksprung über andere hinweg zu verdanken war, hatte er möglicherweise etwas damit zu tun

gehabt. Jim hatte den Eindruck, daß der Psychiater ihn wegen seiner Geschichte der Stigmata und Halluzinationen für einen sehr interessanten Fall hielt.

Vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Schließlich war er wirklich nichts Außergewöhnliches, nur irgend so ein Wichser, Prolo, Bankert, quadratschädlicher ungarischer Arsch. Wenn er der ganzen häßlichen Wahrheit ins Gesicht sah, dann war er genau das.

Doktor Porsena legte endlich den Hörer auf.

»Wir haben gerade von anderen Patienten gesprochen«, sagte er, »die jetzt bei diesem Programm mitmachen, nachdem sie früher andere Therapien versucht haben. Die hatten bei diesen Patienten, die alle etwas gegen jede Art von psychiatrischer Therapie hatten, keinen Erfolg.

Was ich dir anbiete – wir üben hier keinerlei Druck oder Zwang aus –, ist die sofortige Aufnahme in die Therapie, mit der wir viel Erfolg gehabt haben.«

Doktor Porsena sprach sehr schnell, aber deutlich. Wenn er redete, machte er auffallend wenig Pausen oder Verzögerungen, wie sie bei den meisten Leuten das Gespräch unterbrechen. Kein... äh... hmm... also, weißt du.

»Es ist nicht leicht. Keine Therapie ist leicht. Blut, Schweiß und Tränen und so weiter. Und wie bei jeder Therapie hängt der Erfolg grundsätzlich von dir ab. Wir heilen den Patienten nicht. Er oder sie heilt sich selbst, unter unserer Anleitung. Im Klartext: Du mußt selbst den Wunsch haben, deine Probleme in den Griff zu bekommen, du mußt es wirklich wollen.«

Der Doktor schwieg kurz. Jim sah sich im Büro um. Auf ihn wirkte es ziemlich luxuriös. Ein dicker (Persianer?) Teppich, supergepolsterte Sessel und Couch, ein großer Schreibtisch aus irgendeinem glänzenden Hartholz, stilvolle Tapete, an der Wand viele Diplome und Zeugnisse, in den Nischen die Büsten berühmter

Leute und Gemälde, die Jim, der sich mit Kunst nicht auskannte, für abstrakt oder surrealistisch oder für sonstwas hielt.

»Hast du alles verstanden, was ich gesagt habe?« fragte Porsena. »Wenn es etwas gibt, das du nicht völlig begreifst, dann sag's. Ob Patient oder Arzt, wir sind alle hier, um zu lernen. Es ist überhaupt keine Schande, wenn man seine Unwissenheit zugibt. Ich zeige meine eigene ziemlich oft. Ich weiß nicht alles. Niemand weiß alles.«

»Klar, ich verstehe. So weit. Wenigstens reden Sie nicht so von oben herab und in diesem Fremdwörterjargon mit mir, nicht in diesem psychologischen Fachchinesisch. Das weiß ich zu schätzen.«

Doktor Porsenas Hände lagen flach auf Jims aufgeschlagener Patientenakte. Sie waren schlank und feingliedrig, er hatte lange dünne Finger. Jim hatte gehört, er sei ein ausgezeichnete Pianist und spiele hauptsächlich Klassik, manchmal allerdings auch Jazz, Dixie oder Ragtime. Hin und wieder hacke er sogar ein bißchen Rock herunter.

Er hatte nur zwei Hände, hätte aber gut vier brauchen können. Wie nicht anders zu erwarten, war er sehr beschäftigt. Er leitete nicht nur die Psychiatrische Abteilung der Klinik, sondern hatte auch eine Privatpraxis, die eine Straße von der St. Elizabeth Street entfernt lag. Außerdem war er Vorsitzender einer Vereinigung von Psychiatern aus dem nordöstlichen Ohio und lehrte an der Medizinischen Hochschule.

Vor diesen Leistungen hatte Jim gewaltigen Respekt. Am meisten beeindruckte ihn allerdings der silberne Lamborghini des Doktors, Baujahr 1979. Also der war wirklich SUPER!

Der Doktor blätterte eine Seite der Akte um und las ein, zwei Zeilen. Dann lehnte er sich zurück.

»Du scheinst viel zu lesen«, sagte er, »allerdings wohl vorzugsweise Science Fiction. Wie so viele junge Leute. Ich bin ein Science Fiction- und Fantasy-Fan, seit ich lesen kann. Angefangen habe ich mit den Oz-Büchern, Grimms und Langs Märchen, Lewis Carrolls *Alice-*

Bänden, Homers Odyssee, Tausendundeine Nacht, Jules Verne, H. G. Wells und den Science Fiction-Magazinen. Tolkien hat mich schwer beeindruckt. Dann habe ich, während ich in Yale Assistenzarzt war, Philip Jose Farmers Welt der tausend Ebenen gelesen. Kennst du die Bücher?»

»Ja«, sagte Jim. Er richtete sich auf. »Ich find sie toll! Dieser Kickaha! Aber wann bringt Farmer den verdammten Zyklus endlich zum Abschluß?»

Porsena zuckte die Achseln. Nie zuvor hatte Jim einen Menschen gesehen, bei dem selbst ein Schulterzucken wie eine elegante Geste wirkte.

»Ich will auf folgendes hinaus: Während ich in Yale war, habe ich auch eine Lewis-Carroll-Biographie gelesen. Ein Satz in den Erläuterungen zu dem Kapitel in *Alice im Wunderland*, das ›Ein Proporz-Wettlauf und eine weitschweifige Geschichte‹ heißt, hat in meinem Kopf irgend etwas in Gang gesetzt. Damals und dort kam mir die Idee für die Therapie der Ebenen.«

»Was ist das denn?« fragte Jim. »Der Ebenen? Oh, Sie meinen die *Welt der tausend Ebenen*?«

»Der Ausdruck trifft es eigentlich ganz gut«, sagte Doktor Porsena lächelnd. »Es war nur ein Gedankenblitz, eine Zygote des Denkens, ein kurzes Kerzenflackern. Der Wirbelwind dieser nüchternen Welt oder der gesunde Menschenverstand und die Vernunft, die sich um göttliche Eingebungen nicht scheren, hätten es leicht ausblasen können. Aber ich habe an dieser Idee festgehalten, sie gehegt und gepflegt und sie schließlich zu voller Reife gebracht.«

Der Bursche hat wirklich was drauf, dachte Jim. Kein Wunder, daß sie ihn den SCHAMANEN nannten.

Allerdings war Jim von Erwachsenen so oft verarscht und enttäuscht worden, daß er dem Psychiater nicht völlig traute. Abwarten. Mal sehen, ob Wort und Tat bei ihm übereinstimmten.

Andererseits war Porsena diesseits der Dreißig. Alt, aber noch nicht richtig alt. Jung-alt.

Es war gut, daß er Biologie gehabt hatte, dachte Jim. Sonst hätte er nicht gewußt, von was der Doktor redete, als er von der ›Zygote des Denkens‹ gesprochen hatte. Eine Zygote war eine Zelle, die durch die Vereinigung von zwei Gameten entstand. Und ein Gamet war eine Fortpflanzungszelle, die sich mit einer anderen, ähnlichen vereinigen konnte, um die Zelle zu bilden, die sich zu einer neuen Individualität entwickeln würde.

Er hatte als Zygote angefangen. Genau wie Porsena. Wie die meisten Lebewesen.

Während der Doktor die Therapie erläuterte und Jim zuhörte, wurde Jim klar, daß er im psychotherapeutischen Sinn ein Gamet war. Und die Therapie zielte darauf ab, daß er sich zur Zygote entwickelte. Anders ausgedrückt: daß sein altes Ego mit einer anderen Persönlichkeit – die im Augenblick noch reine Phantasie war – zu einer neuen Individualität verschmolz.

3. KAPITEL

»Die Patienten, die die Therapie der Ebenen mitmachen, schließen sich zu einer kleinen ausgesuchten Freiwilligengruppe zusammen«, erklärte Doktor Porsena. »Normalerweise beginnen sie mit Band 1, *Meister der Dimensionen*, und lesen die übrigen Bände in entsprechender Reihenfolge. Sie wählen eine Romanfigur aus und versuchen, diese Romanfigur zu SEIN. Sie machen sich alle geistigen und emotionalen Züge des Rollenmodells zu eigen, ob sie nun gut sind oder schlecht. Im Laufe der Therapie kommen sie an einen Punkt, an dem sie anfangen, die schlechten Eigenschaften der von ihnen gewählten Romanfigur abzuschütteln. Aber sie behalten die guten Eigenschaften.

Es ist ähnlich wie bei einer Schlange, die sich häutet. Die unkontrollierten Zwangsvorstellungen, die unerwünschten emotionalen Faktoren, die ihn oder sie hierher gebracht haben, werden nach und nach durch kontrollierte Phantasien ersetzt. Die kontrollierten Phantasien sind diejenigen, die sich der Patient zu eigen macht, wenn er oder sie in gewisser Weise zu der Romanfigur wird.

Die Behandlung umfaßt noch viel mehr, aber das wirst du im Fortgang der Therapie verstehen. Kannst du mir folgen?«

»So weit«, sagte Jim. »Und das klappt wirklich, oder?«

»Die Quote der Mißerfolge ist erstaunlich niedrig. Was dich betrifft: Auch wenn du den Romanzyklus schon kennst, wirst du ihn noch einmal lesen müssen. Die *Welt der tausend Ebenen* wird deine Bibel sein, dein Schlüssel zur Gesundheit, wenn du damit und daran arbeitest.«

Jim schwieg eine Weile. Er dachte über den Romanzyklus nach und fragte sich gleichzeitig, welche Figur - einige waren wirklich böse - er sich gern zu eigen machen würde. Welche Figur er *werden* würde, wie der Doktor es formulierte.

Grundsätzlich ging der Zyklus davon aus, daß vor vielen tausend Jahren nur ein Universum existiert hatte. Nur auf einem Planeten in diesem Universum hatte Leben existiert. Am Ende seines evolutionären Wegs gab es eine Spezies, die Menschen ähnelte. Sie hatten eine Wissenschaft entwickelt, die alles, was die Erde je gesehen hatte, weit in den Schatten stellte. Schließlich war es den menschenähnlichen Wesen gelungen, künstliche Taschenuniversen zu erschaffen.

Diese Wesen waren so reich an Wissen und Macht, daß sie die physikalischen Gesetze, die für das jeweilige Taschenuniversum galten, beliebig modifizierten. So konnten sie etwa die Beschleunigungsrate beim Fall ins Schwerkraftzentrum gegenüber der Ursprungswelt verändern. Manchmal umfaßte ein Taschenuniversum nur einen einzigen Planeten und die dazugehörige Sonne. Die *Welt der tausend Ebenen*, zum Beispiel, bestand aus einem Planeten von der Größe der Erde, der wie ein terrassenförmiger Turm von Babel angelegt war und von seiner winzigen Sonne und seinem winzigen Mond umkreist wurde.

Ein anderes Universum bestand aus einem einzelnen Planeten, der sich so verhielt wie der flüssige Kunststoff in einer Lavalit-Flasche. Seine Form änderte sich dauernd. Berge türmten sich auf und versanken direkt vor deinen Augen. Innerhalb weniger Tage bildeten sich Flüsse und verschwanden dann wieder. Ozeane brachen plötzlich ins Land und füllten die sich schnell bildenden Hohlräume. Teile des Planeten splitterten ab – gerade so wie der Thermoplast in der Flüssigkeit einer Lavalit-Flasche –, wirbelten durch den Raum, änderten die Form und fielen dann langsam auf die Hauptmasse des Planeten zurück.

Viele der Lords, wie die Menschen sich selbst inzwischen nannten, verließen die Ursprungswelt, um in ihren künstlichen Taschenuniversen oder Designer-Welten zu leben. Dann sorgte ein Krieg dafür, daß in der Ursprungswelt nie mehr Leben gedeihen

würde. Alle, die damals dort lebten, kamen um. Nur die Lords auf den Taschenwelten wurden verschont.

Tausende von Jahren vergingen. Währenddessen hatten die Lords der künstlichen Welten, die schon vor und während des Krieges entstanden waren, weitere Taschenuniversen geschaffen. Sie waren von den Lebensformen bewohnt, die die Lords auf den Planeten ihres jeweiligen Privatkosmos eingeführt hatten. Viele dieser Lebensformen waren in den Laboratorien der Lords entwickelt worden. Neben den Lords existierten auch andere menschliche Wesen. Aber diese niedrigeren Lebewesen waren in den Labors herangezüchtet worden, wenn auch nach dem Vorbild der Lords.

Den Zugang zu diesen Taschenuniversen erlangte man durch ›Tore‹, interdimensionale Schleusen, die durch verschiedene Arten von Codes aktiviert wurden. Als die Lords immer dekadenter wurden, ging ihnen das Wissen verloren, wie man neue Universen schaffen konnte. Ihre Söhne und Töchter wollten eigene Welten, hatten aber nicht mehr die Mittel, sie ins Leben zu rufen. Zwangsläufig entwickelte sich daraus ein Machtkampf, bei dem es um die Kontrolle über die begrenzte Zahl der Welten ging.

Am Ausgangspunkt von *Meister der Dimensionen*, in den späten sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, hat man viele Lords ermordet oder enteignet. Selbst diejenigen, die eigene Universen besitzen, wollen weitere erobern. Da sie Hunderttausende von Jahren ohne jede Alterung leben können, langweilen sich die meisten schon und sinnieren auf Ränke. Ein populäres Spiel besteht inzwischen darin, daß man andere Welten überfällt und die dort lebenden Lords umbringt.

Wenn sie schon nichts erschaffen konnten, dann konnten sie doch wenigstens zerstören.

Die *Welt der tausend Ebenen* war ganz klar ein Vorläufer der bei Jugendlichen so beliebten ›Dungeons and Dragons‹*-Spiele. Ihre Tore, die von den Lords dort installierten Fallen, der zum Durchdringen der Tore nötige Einfallsreichtum, die gefährlichen Welten, in denen eine falsche Entscheidung die Figur zur Strecke brachte – all das ähnelte einem frühen Modell der ›D & D‹-Spiele. Jim wunderte sich, daß man aus der Saga kein Spiel gemacht hatte.

Noch mehr wunderte er sich darüber, daß die Bücher inzwischen als Hilfsmittel in der psychiatrischen Therapie eingesetzt wurden. Immerhin eine tolle Idee. Auf jeden Fall sagte ihm das eher zu als die konventionelle Therapie, egal, ob nach Freud, Jung oder sonst wem. Er kannte sich in den unterschiedlichen psychiatrischen Schulen zwar nicht gerade aus, aber leiden konnte er keine davon.

Klosprüche blitzten vor seinem inneren Auge auf.

GEISTESKRANKHEIT KANN WAHNSINNIG SPASS MACHEN.

LIEBER DURCHDREHEN ALS DURCH DIE MANGEL GEDREHT
WERDEN.

NIEMAND HOLT SICH SCHIZOPHRENIE AUF DEM
SCHEISSHAUS.

Doktor Porsena blickte zur Uhr auf seinem Schreibtisch. Eine zeitgesteuerte Marionette, dachte Jim. Ärzte und Rechtsanwälte funktionierten wie die Eisenbahn: nach der Zeit Newtons. Mit Einsteins Zeit hatten sie nichts am Hut. Da gab's kein Herumhängen oder die Einladung, die Seele mal baumeln zu lassen, zur Hölle mit

* Kerker und Drachen

der Relativität. Aber so kriegten sie geregelt, was sie geregelt kriegen wollten.

Der Psychiater stand auf. »Und weiter geht's, Jim«, sagte er. »*Excelsior!* Immer aufwärts und voran! Junior Wunier gibt dir die Bücher, kostenlos. Er wird dich auch mit den Regeln und Vorschriften vertraut machen. Mögen dich die gierigen Eisenklauen Klonos verschonen. Möge die Macht mit dir sein. Auf bald.«

Der Doktor ist wirklich eine Marke, dachte Jim, als er das Zimmer verließ. Diese Anspielung auf die Macht. Das war aus *Krieg der Sterne*, wie jeder amerikanische Jugendliche sofort merken würde. Aber dann auch noch das mit Klono. Wie viele Leute wußten schon, daß Klono eine Art Astronautengott war, ein höheres Wesen mit goldenen Kehlklappen, Hufen aus Messing, einem inneren Kern aus Iridium und all diesen Sachen. Klono war der Gott, bei dem die Raumfahrer in E. E. Smiths *Lensmen*-Saga ihre Eide schworen.

Jim fand Junior Wunier beim Tagesbereitschaftsdienst in der Nähe der Fahrstühle. Junior Wunier! Wie konnten Eltern ihrem Kind nur so einen Namen anhängen?! Behinderte ihn doch von Geburt an. Als wäre er nicht schon behindert genug. Der Achtzehnjährige hatte Haar wie Frankensteins Braut, eine krumme Wirbelsäule wie der Glöckner von Notre-Dame, einen Hinkfuß wie Igor und ein Gesicht wie die häßliche Herzogin in *Alice im Wunderland*. Abgesehen von dem Buckel auf dem Rücken, verhielt er sich auch noch wie ein Affe. Er war ein Speed Freak. Jim hoffte, daß man ihn erwischte hatte, ehe sein Hirn völlig ausgebrannt war.

Am meisten nervte seine Angewohnheit zu sabbern.

Und er, Jim Grimson, hatte gedacht, das Schicksal habe ihn von Geburt an doppelt geschlagen.

Jim tat der arme Kerl leid, aber er konnte ihn nicht ausstehen.

Wie konnte es anders sein: Junior Wunier hatte Kickaha zu seinem Vorbild gemacht. Kickaha, den gutaussehenden, starken, schnellen, ausgefuchsten Helden. Jim hätte eher darauf getippt, daß Wunier Theotormon wählen würde. Diese Romanfigur war ein Lord, der von seinem Vater gefangengenommen worden war. Seinen Körper hatte man im Labor in ein gräßliches Monstrum mit Schwimmflossen und einem häßlichen, bestialischen Gesicht verwandelt.

Wunier ging ins Lager und brachte Jim fünf Taschenbücher mit. »Lies sie und heul schön«, sagte er.

Jim klemmte sich den Stapel Farmer-Romane unter den Arm. Waren sie zu seiner Rettung bestimmt? Oder waren sie, wie alles andere, voller Verheißungen, die sich später als heiße Luft entpuppen würden?

Durch jetzt menschenleere Gänge führte Wunier Jim zu seinem Zimmer. Alle hielten sich in ihren eigenen Zimmern auf oder waren im Aufenthaltsraum, falls sie nicht gerade ihre Einzel- oder Gruppentherapie hatten. In den langen, weitläufigen Gängen mit den weißen Wänden und dem grauen Bodenbelag hallten ihre Schritte. Man hatte Jim vorübergehend ein kleines Einzelzimmer zugewiesen, das sehr nach Krankenhaus aussah. Der winzige Schrank bot allerdings sogar mehr Platz, als Jim brauchte. Die einzigen Klamotten, die er besaß, trug er am Leib. Seine Mutter hatte sie ihm gebracht, sie hatte sie von Mrs. Wyzak bekommen. Eigentlich gehörten sie Sam, deshalb waren sie ihm auch zu eng. Die Schuhe waren peinlich: Quadratlatschen zum Schnüren. Sam hätte sie bestimmt nie getragen, wenn nicht seine Mutter ihm im Fall einer Weigerung mit Mord gedroht hätte, wie ihr zuzutrauen war.

Junior Wunier zeigte auf eine Wandnische. »Du kannst die Bücher dort hinstellen. Also, hier sind die Regeln und Vorschriften.«

Er lehnte sich gegen die Wand. Während er den Zettel mit beiden Händen nah vor das Gesicht hielt, las er laut vor. Ein Sprühnebel von Spucke befeuchtete den Zettel.

So ein Ekelpaket! dachte Jim. Dieser Typ war eine Neuauflage von Sylvester the Cat.

Er ließ sich auf dem einzigen Stuhl nieder, einem Holzstuhl mit losem Kissen. Er sehnte sich nach einer Zigarette. Seine Zähne taten ein bißchen weh. Seine Nerven waren so angespannt wie Telefonkabel. In seiner jetzigen Stimmung brauchte er dringend etwas, das ihn beruhigte.

Wunier leierte immer noch wie ein buddhistischer Mönch, der die Lotus-Sutra intoniert. Der Patient müsse sein beziehungsweise ihr Zimmer ordentlich und sauber halten. Der Patient habe jeden Tag zu duschen, seine Nägel zu pflegen und so weiter. Der Patient dürfe nur das Telefon auf dem Schreibtisch des Bereitschaftsdienstes benutzen und nicht länger als vier Minuten in Beschlag nehmen. Das Rauchen sei nur in der Eingangshalle gestattet, Graffiti verboten. Patienten, die man mit nicht verordneten Arzneimitteln, Alkohol oder beim Aufreißen gewisser Sächelchen (Wuniers Worte) erwische, werde man sofort am Arsch kriegen und rausschmeißen.

»Und wenn du dir einen runterholst«, sagte er, »dann mach's nicht in der Dusche oder wenn jemand anderes dabei ist.«

»Wie wär's vor dem Spiegel?« sagte Jim. »Ist das Spiegelbild jemand anderes?«

»Mit Gruß und Kuß aus Sarkasmus City«, grummelte Wunier. »Halte dich einfach an die Vorschriften, dann kommst du schon klar.«

Mit seinem Hinkefuß wackelte er zur Wand und riß ein Stück Papier ab, das dort mit Tesafilm befestigt war.

Ehe es im Papierkorb verschwand, las Jim, was draufstand:

VIEL FREUD MIT DEINEM
SEELENKLEMPNER

Unter diesem Satz war eine Zeichnung: Kilroy war hier.

»Irgend so ein Klugscheißer hängt das Zeug in allen Zimmern auf«, sagte Wunier. »Wir nennen ihn den SCHARLACHROTEN SCHMIERER*. Sein Arsch wird sich scharlachrot färben, wenn wir ihn erwischen.«

Bis auf einige gerahmte Drucke, die so aussahen, als kämen sie direkt aus der *Saturday Evening Post*, hing nur ein Kalender an der Wand.

»Und was ist mit den Mantras?« fragte Jim. »In vielen Zimmern hängen sie an den Wänden.«

»Das ist erlaubt, gehört zur Therapie. Manche brauchen das, um in die Welt der Ebenen reinzukommen.« Wunier machte eine Pause. »Weißt du schon, welche Figur du nimmst?« fragte er dann. Offensichtlich wollte er dableiben und ein Schwätzchen halten. Der arme Bursche war wohl einsam. Aber Jim hatte keine Lust, sich für jemanden aufzuopfern, der die letzte Person darstellte, mit der er reden wollte.

»Nein«, sagte Jim. Er wollte schon aufstehen, lehnte sich dann aber wieder im Stuhl zurück. Er deutete auf den Raum unterhalb seines Bettes.

»Was ist das?«

Wuniers Augen weiteten sich. Er machte Anstalten, sich hinüberzubeugen und unter das Bett zu gucken, tat es dann aber doch nicht.

»Was meinst du damit, was soll was sein?«

»Es hat sich gerade bewegt. Ich dachte, das wären nur die Schatten. Aber es ist sehr dunkel, schwärzer als der Weltraum. Wirkt so, als würde einem die Hand abfrieren und in die vierte Dimension

* im Original: ›Scarlet Letterer‹ in Anspielung auf Nathaniel Hawthornes Roman *The Scarlet Letter*, deutsch *Der scharlachrote Buchstabe*

abdriften, wenn man sie da hineinsteckt. Sieht aus wie eine Spindel. Etwa dreißig Zentimeter lang. He, eben hat's sich wieder bewegt!«

Wunier warf einen kurzen Blick auf das Bett und einen längeren auf Jim.

»Ich muß los«, sagte er und versuchte, dabei locker zu wirken. »Ich laß dich allein, damit du dich um deinen Gast kümmern kannst«, fügte er hinzu. Aber er machte sich so schnell wie möglich aus dem Staub.

Als er nach Jims Meinung außer Hörweite war, lachte Jim laut auf. Das Ding, das er angeblich gesehen hatte, stammte aus einem Roman von Philip Wylie, den Titel hatte er vergessen. Er wußte allerdings nicht, ob Wunier wirklich gedacht hatte, da sei etwas unter dem Bett, oder ob er fürchtete, Jim sei dabei auszurasen.

Eine Minute später jedoch war Jims Stimmung ein schwarzrotes Gemisch. Eine Art Wechselstrom. Abwechselnd Depression und Zorn. Die Psychologen behaupteten, Depression sei nichts anderes als nach innen gerichteter Zorn. Wie aber war es möglich, daß er innerhalb einer Minute unter beiden Gemütszuständen litt, die wie Lampen an- und ausgingen? Vielleicht war er wirklich dabei durchzudrehen.

MANISCH SEIN MACHT DEPRESSIV.

Das würde er an die Klowand kleben. Er würde ihnen zeigen, daß der verdammte rote Schmierer, der nicht zu fassen war, nicht der einzige war, der aus dem Schattenreich zuschlagen konnte.

Er hatte nicht einmal eigene Klamotten. Und kein Geld. Nimm einem Mann oder einer Frau Besitz und Geld, und du wirst einen jemand vor dir haben, dem seine Männlichkeit oder ihre Weiblichkeit abhanden gekommen ist. So jemand war keine Person mehr. Es sei

denn, es handelte sich um einen Hindu-Fakir oder Yogi, Teil einer Kultur, die solche Leute als Heilige betrachtete. Aber nicht in dieser Welt, in der Kleidung und Geld den Menschen ausmachten, in der der Kaiser der einzige war, der nackt durch die Gegend rennen und immer noch eine Persönlichkeit sein konnte.

Er hatte nichts.

Während er auf dem Stuhl saß, ins Nichts starrte, selbst ein Nichts, das in einen Spiegel blickte, merkte er, wie die Schwärze wich. Ihr folgte Röte, eine Röte, die sich in jede Zelle seines Körpers und Geistes ergoß.

Aber ein Mann, der zornig war, war ein Mann, der immerhin etwas besaß. Zorn war eine positive Kraft, selbst wenn sie zu negativen Handlungen führte. Ein Gedicht, das er vor langer Zeit gelesen hatte – wie ging es noch gleich? Er konnte sich nicht mehr Wort für Wort daran erinnern –, behauptete, der Zorn erreiche, was die Vernunft nicht schaffe.

Gillman Sherwood, ein Mitpatient, steckte den Kopf durch die offene Tür. »He, Grimson! In zehn Minuten Gruppentherapie!«

Jim nickte und stand vom Stuhl auf. In diesem Moment wußte er, welche Figur er wählen würde. Sein würde.

Der Rote Orc. In dem Romanzyklus ein niederträchtiger Lord und Kickahas gefährlichster Gegner. Ein gemeiner, jähzorniger Mistkerl. Er trat andere in den Arsch, weil sein eigener rot und wund war.

4. KAPITEL

31. Oktober 1979, Halloween*

Kurz bevor der Wecker klingelte, war Jim von irgend etwas aufgewacht. Schlaftrunken hatte er nach oben gestarrt. Die Risse an der Decke formierten sich allmählich zu einer chaotischen Landkarte. Oder waren das die ersten Striche einer Zeichnung, die eine Bestie oder irgendein geheimnisvolles Symbol darstellen sollte? Aus den alten Sprüngen waren über Nacht viele neue herausgeschossen.

Der Wecker machte ihm angst. *Twirrrraap!* Auf, du alter Adam! Raus aus dem Bett, du fauler Sack! Mach schon, mach schon! Wieder mal erwischt!

Die frühe Morgensonne schien durch die dünnen gelben Gardinen auf weiße Staubwölkchen, die aus den Sprüngen rieselten. Die Erde unter dem Haus hatte gebebt und sein Bett ins Wanken gebracht. Irgendwo direkt unterhalb des Hauses hatte sich einer der längst geschlossenen Bergwerksstollen oder Schächte, die unter Belmont City verliefen, gesenkt oder war eingestürzt, und das Haus der Grimsons war noch ein bißchen mehr in Schräg- oder Tieflage geraten.

Vor drei Monaten waren vier Straßen weiter zwei nebeneinander liegende Häuser in eine plötzlich aufgetretene, sechzig Zentimeter tiefe Spalte gerutscht. Jetzt lehnten sie aneinander, vorn und hinten waren ihre Veranden abgerissen. Früher hatten sie fast zwei Meter auseinander gestanden. Heute hingen sie aneinandergequetscht in dem Loch fest, wie zwei zu große und zu harte Propfen im Arsch des Einfältigen Riesen.**

Das Beben vor einer Minute hatte ihn wie eine Forelle am Haken mit einem Ruck aus einem Alptraum gerissen. Aber das war kein

* Allerheiligen-Nacht

** Einfältiger Riese: englische Sagen- und amerikanische Comicfigur

Traum von Monstern gewesen, der ihn seufzen und wimmern ließ. Es war ein ganz und gar schwarzer Traum gewesen, in dem nichts, rein gar nichts, passiert war.

Er zwang sich, den müden Hintern aus dem Bett zu bewegen und in Gang zu kommen. »Mit einem Lied auf den Lippen.« Ja, ja. Einem Lied wie ›Trüber Sonntag‹, zum Beispiel. Nur daß es Mittwoch war, Allerheiligenmittwoch.

Das Zimmer war sehr klein. Sieben große Plakate klebten an der ausgebleichen hellgrünen Tapete mit den roten Rosen und an der Tür. Das größte zeigte Keith Moon, Moon the Loon*, den tollen, im Vorjahr verstorbenen Schlagzeuger von The Who. Auf dem grellsten Poster waren die fünf Mitglieder der Hot Water Eskimos, einer örtlichen Rockgruppe, abgebildet. Da war ›Gizzy‹ Dillard, der in sein Saxophon kotzte. Veronika ›Singing Snatch‹* Pappas, die sich das Mikro unter den ledernen Minirock schob. Bob ›Birdshot‹* Pellegrino, der einen der Schlagstöcke wichste. Steve ›Goathead‹* Larsen, der so aussah, als ficke er seine Gitarre. Sam ›Windmill‹* Wyzak, der die Tasten kitzelte. Über dieser obszönen Gruppe schwebte ein Dutzend Kuhglocken, die fliegenden Ufos ähnelten. Aus der Nähe und bei hellem Licht betrachtet, konnte man sehen, daß sie an sehr dünnen Drähten von der Decke hingen.

In seiner abgerissenen grünen Schlafanzugjacke, roten Schlafanzughosen und schwarzen Socken stieg er aus dem Bett und öffnete die Tür. Ja, sie klemmte noch mehr als gestern. Er wandte sich nach links und ging durch die unbeleuchtete Diele. Ihr Teppich war zerfranst und von stumpfem Grün. Im engen Bad knipste er das Licht an. Als er in den Spiegel blickte, zuckte er zurück. Ein dritter roter Pickel wölbte sich unter der Haut. Seine rötlichen Barthaare waren

* Engl.Am. Slang: the Loon = der Irre; Singing Snatch = singende Fotze; Birdshot = verrückter Vogel; Goathead = Schafskopf (wörtlich Ziegenkopf); Windmill = Hektiker (wörtlich Windmühle)

seit dem Vortag ein bißchen gesprossen. Am Wochenende würde er sich rasieren müssen. Die stumpfen Rasierklingen, die sein Vater unbedingt behalten wollte, weil neue zu teuer waren, würden seine Haut aufkratzen und den Schorf über den gerade ausgedrückten Pickeln abreißen, so daß sie bluteten.

Er pinkelte ins Waschbecken. Damit unterstützte Jim seinen Vater, Eric Grimson. Der brüllte ständig herum, die vielen Klospülungen würden die Wasserrechnung hochtreiben. Gleichzeitig rächte sich Jim so ein bißchen, wenn auch heimlich, an diesem Haustyrannen und durch und durch blöden Arschloch, das sein Vater war.

Während er so dastand, musterte er sein Gesicht. Die großen tiefblauen Augen hatte er von seinem norwegischen Vater wie von seiner ungarischen Mutter geerbt. Das rötliche Haar, die länglichen Kinnbacken und das hervorstehende Kinn hatte ihm Eric Grimson vermacht. Die kleinen Ohren, die lange gerade Nase, die hohen Backenknochen und den leicht östlichen Schnitt der Augen verdankte er seiner Mutter, Eva Nagy Grimson. Mit seiner Größe von gut einem Meter sechsundachtzig kam er nach seinem Vater. Jim würde noch gut sieben Zentimeter wachsen, falls er seinen Erzeuger einholte. Der Alte war drahtig und hatte schmale Schultern, allerdings hatte Jim seine breiten Schultern von der Familie mütterlicherseits geerbt. Evas Brüder waren klein, aber sehr breit gebaut und muskulös.

Herrgott noch mal! Wenn nur diese verdammten Pickel nicht wären, könnte er ja ganz gut aussehen. Vielleicht würde er dann sogar bei Sheila Helsgets landen können, dem hübschesten Mädchen an der Belmont Central High School, seiner irreversiblen Liebe.

Jim wollte demnächst mal im Lexikon nachschlagen und nachgucken, was ›irreversibel‹ eigentlich genau bedeutete. Für Jim jedenfalls bedeutete das Wort, daß seine Liebe nur in einer Richtung verlief, daß Sheila nicht mehr für ihn empfand als ein Satellit in der Erdumlaufbahn für den von ihm abprallenden Radarstrahl.

Die einzige Bemerkung, die sie je in seine Richtung losgelassen hatte, hatte sich auf die Worte beschränkt, er solle ihr mit seinen Ausdünstungen vom Hals bleiben. Das hatte ihn verletzt, aber nicht so tief verletzt, daß es mit seiner Liebe aus und vorbei war. Er hatte angefangen, zweimal in der Woche zu baden, was für ihn ein großes zeitliches Opfer bedeutete, wenn er bedachte, wie wenig Zeit ihm für die Dinge des täglichen Lebens blieb.

Diese Pickel! Warum strafte Gott, so er denn existierte, bloß Teenager damit? Nachdem er sich Wasser ins Gesicht und auf den sich erhebenden Penis geklatscht und mit dem seinem Vater vorbehaltenen Handtuch abgetrocknet hatte, machte er sich auf den Weg zur Küche. In der Diele war es zwar dunkel, aber die weißen Putzbrocken auf dem Teppich konnte er trotzdem erkennen. Als er in die Küche kam, bemerkte er an der grünlichen Zimmerdecke weitere Risse. Auf dem Gasherd und dem Wachstuch des Küchentisches lag weißer Staub.

»Wir werden alle ins Loch fallen«, murmelte er. »Ganz hindurch, bis nach China. Oder bis zur Hölle.«

Hastig machte er sich sein Frühstück. Er zerrte die Tür des vierzig Jahre alten Kühlschranks auf, dessen oben angebrachte vertikale Kühlspiralen wie die uralten Wachtürme eines längst vergessenen Krieges aussahen. Er holte sich ein Glas Mayonnaise, eine polnische Knackwurst, eine halb angebräunte Banane, verwelkten Salat, eingefrorenes Brot und eine polnische Peperoni, die so scharf war, daß sie einem am nächsten Tag auf dem Klo das Arschloch zum Höllenschlund machen konnte. Er vergaß, die Kühlschranktür wieder zuzudrücken. Während das Wasser für die Tasse Pulverkaffee, die er sich aufgießen wollte, kochte, schnitt er die Wurst und die Banane in Scheiben und klemmte sie zwischen zwei Scheiben Brot. Er schaltete das Radio ein. Der Vater seines Vaters hatte es gekauft, einen Tag nachdem die ersten Transistorradios auf den Markt gekommen waren. Das alte Röhrenradio setzte oben auf dem vollgestopften

Speicher Staub an, genau wie die vielen Stöße alter Zeitungen und Zeitschriften, kaputtes Spielzeug, ausrangierte Klamotten, zerbrochenes Porzellan, rostiges Silber, Besen mit Haarausfall und ein durchgeschmorter Hoover-Staubsauger aus dem Jahre 1942.

Eric und Eva Grimson tat es weh, irgend etwas außer Küchenabfall wegzuwerfen, und manchmal hingen sie sogar an dem. So als ob sie sich Stücke aus dem eigenen Fleisch schnitten, wenn sie sich von irgendeinem Besitz trennten, dachte Jim. Die meisten Leute wollten die Vergangenheit hinter sich lassen. Seine Eltern speicherten sie über dem Kopf.

Er biß kräftig in sein Butterbrot und danach in die Peperoni. Sein Gaumen brannte, die Augen tränkten. Er drehte das Gas ab und goß das kochende Wasser in die Tasse. Während er den Pulverkaffee umrührte, dröhnte WYEK, Belmonts einziger Rocksender, mit dem Schluß des Wetterberichts durch die Küche. Danach wurde lautstark die Nummer sechzehn der örtlichen Hitparade der Woche angekündigt: ›Your Hand's Not What I Want!‹ war der erste Titel der Hot Water Eskimos, den Jim je im Radio gehört hatte, sicher auch der letzte.

Während er sich über den Ausguß beugte und kaltes Wasser in ein Glas laufen ließ, hörte er ein Brummen, das nicht aus dem Radio kam. Dann verstummte das Gerät. Zwei Sekunden lang war nur das laufende Wasser zu hören. Dann knurrte es wieder hinter ihm.

»Verdammt noch mal! Ich hab's dir doch oft genug gesagt! Stell den verfluchten Krach ab! Oder ich schmeiß das gottverdammte Radio aus dem Fenster, das schwör ich dir! Und mach die verdammte Kühlschrantür zu!«

Die Stimme war nicht voluminös, aber tief. Die Stimme seines Herrn – nach dem Gesetz jedenfalls. Die Stimme seines Vaters. Schon als Kind hatte Jim diese Stimme befremdlich gefunden, sie hatte ihm Angst eingejagt. Sie schien nicht menschlich zu sein. Jim glaubte immer noch nicht so recht, daß sie menschlich war.

Dennoch konnte er sich an Situationen erinnern, in denen er sie geliebt hatte, in denen sie ihn zum Lachen gebracht hatte. Genau daran lag es auch, daß seine Haltung seinem Vater gegenüber so zwiespältig war. Im Moment war sie allerdings eindeutig.

Er richtete sich auf, drehte den Wasserhahn zu, trank aus dem Glas und drehte sich dabei langsam um. Da stand Eric Grimson, groß, mit rotem Gesicht und geröteten Augen, schweren Lidern, feisten Hängebäckchen und dickem Bauch. Die geplatzten Äderchen auf seiner Nase und den Backen erinnerten Jim an die Sprünge in den Zimmerdecken.

Jesus, Maria und Josef!

Wieder einmal eine Eltern-Kind-Konfrontation, wie der Schulpsychologe das nannte. Wieder einmal der Zusammenstoß mit dem Geweih eines Blödhammels, wie Jim bei sich dachte.

Sein Alter setzte sich. Seine Ellbogen stützte er auf den Tisch, sein Kinn auf beide Hände. Einen Moment lang sah es so aus, als werde er gleich losheulen. Dann richtete er sich auf und knallte seine offenen Handflächen so heftig auf den Tisch, daß die Zuckerschale ein Tänzchen aufführte. Er starrte wütend vor sich hin. Aber seine Hände zitterten, als er sich mit dem Streichholz eine Zigarette anzündete.

»Du hast es mit Absicht so laut gestellt, oder nicht? Du willst mich nicht schlafen lassen. Dabei hab ich den Schlaf, weiß Gott, nötig. Das weiß auch deine Mutter. Und du weißt das auch ganz genau. Aber nein, läßt du mich etwa schlafen? Warum nicht? Aus gottverdammter Niederträchtigkeit, aus reiner Boshaftigkeit, den gemeinen Zug hast du von deiner Mutter, daran liegt's! Und ich hab dir doch gesagt, daß du die Kühlschrankschranktür zumachen sollst! Du... du... Schlange! Genau das bist du! Eine gottverdammte Schlange!«

Er schlug mit der rechten Hand auf den Tisch. Er hatte eine solche Bierfahne, daß Jim angeekelt das Gesicht verzog.

»Ich laß mir diese Scheiße von dir nicht mehr bieten! Das gottverdammte Radio schmeiß ich demnächst aus dem Fenster, das schwör ich dir! Und dich gleich hinterher!«

»Tu's doch!« sagte Jim. »Als wenn mir das was ausmacht!«

Auf diese Provokation würde sein Vater nicht reagieren. Egal, wie wütend Eric Grimson war, nie würde er irgend etwas mutwillig zerstören, dessen Ersatz ihn womöglich Geld kostete.

Eric stand auf. »Raus!« schrie er. »Raus, raus, raus! Ich will dein Arschgesicht hier nicht länger sehen, du langhaariger, ausgeflippter Idiot! Sofort raus, oder ich tret dir so in den Arsch, daß du den ganzen Weg bis zur Schule fliegst. Auf der Stelle! Jetzt gleich!«

Sein Alter wollte provozieren, daß sein Sohn auf ihn losging, dachte Jim. Denn dann hatte er seinerseits Grund, Jim ein paar Knochen zu brechen, die Nase blutig zu schlagen, ihm eins in den Magen zu versetzen, in die Eier zu treten und seine Nieren zu zermalmen.

Was genau das war, was Jim gern seinem Alten angetan hätte und eines Tages auch antun würde.

»In Ordnung!« schrie Jim. »Ich geh, du besoffener Mistkerl, du hoffnungsloser Sozialfall, du Schnorrer, du fauler Sack, du absolute Niete! Und die Tür kannst du selbst zumachen.«

Eric's Zementmischer-Stimme wurde tiefer und gleichzeitig lauter. Sein Gesicht war rot angelaufen, sein Mund stand weit offen, so daß die schiefen, tabakgelben Zähne zu sehen waren. Seine Augen wirkten wie Blutgerinnsel.

»So redest du nicht mit deinem Vater! Du Scheißhippie, du stinkender... stinkender...«

»Wie wär's mit rote Kommunistensau?« schlug Jim vor, während er sich an seinem Vater vorbeidrückte. Er hatte ihn im Blick und war darauf vorbereitet, sofort zurückzuschlagen, zitterte dabei aber heftig.

»Ja! Paßt ausgezeichnet!« brüllte sein Vater.

Aber Jim rannte schon durch die Diele. Als er gerade in sein Zimmer wollte, sah er, wie am anderen Ende des Gangs eine Tür aufging. Aus dem schmalen Winkel zwischen Tür und Wand drang flackerndes Licht und der starke Duft von Räucherkerzen. Seine Mutter streckte den Kopf heraus. Wie üblich hatte sie ihren Rosenkranz gebetet und dabei vor den Heiligenfiguren in ihrem Zimmer gekniet. Als sie den Lärm vernahm, war sie ihrem Sohn nicht zu Hilfe gekommen, sondern hatte sich hinter der Tür versteckt, bis wieder Ruhe und Frieden eingekehrt waren oder wenigstens alle Anzeichen darauf hindeuteten.

»Sag Gott, er kann sich's sonstwo reinschieben!« rief Jim.

Seine Mutter schnappte nach Luft. Ihr Kopf verschwand, die Tür schloß sich langsam und leise. So war seine Mutter. Langsam und leise, ruhig und friedlich. Und kein bißchen tatkräftiger als der Schatten, dem sie ähnelte. Sie hatte so lange unter Gespenstern gelebt, daß sie selbst zum Geist geworden war.

5. KAPITEL

Inzwischen angezogen und mit der Schultasche in der Hand, rannte Jim durch die Haustür nach draußen. Immer noch brüllte sein Vater, der im Eingang stand, Schimpfworte und Drohungen hinter ihm her. Außerhalb seines privaten Hoheitsgebiets, wo er sich nicht sicher fühlte, würde er seinen Sohn nicht verfolgen. Auf seinem eigenen Land verhielt er sich wie der Hahn auf dem Hühnerhof oder der Leithammel auf der Weide. Praktisch gehörte das Haus ja der Bank. Vielleicht fiel es ja bald an Mutter Erde zurück, wenn die Tunnel und Stollen unter dem Haus weiter nachgaben.

Der Himmel war klar, die Sonne versprach eine Temperatur von mehr als zwanzig Grad. Ein toller Tag für Halloween, allerdings sollte es sich laut Radio-Wetterbericht am späteren Tag noch bewölken.

So war das Wetter da draußen. Innerlich fühlte sich Jim so, als schlage es bei ihm ständig und mit Getöse ein, als herrsche dort ein böser Menschenfresser, der beim Kochen mit Töpfen und Pfannen um sich warf. Über seinen privaten Himmel rasten schwarze Wolken und kündigten noch Schlimmeres an.

Eric Grimson brüllte immer noch, obwohl sein Sohn inzwischen schon eine Straße weiter war. Einige Leute steckten den Kopf aus der Haustür, um zu sehen, was da eigentlich los war. Jim hastete weiter und schwang dabei seine Schultasche. Sie enthielt fünf Schulbücher – hineingeguckt hatte er gestern abend in kein einziges –, Bleistifte, einen Kuli und zwei Notizbücher, in denen sich vor allem Jims lyrische Versuche niedergeschlagen hatten. Außerdem waren da noch drei zerfledderte und angeschmutzte Taschenbücher: *Nova Express*, *Die Geburt der Venus* und *Das alte Ägypten*.

Seine Mutter hatte keine Zeit gehabt, ihm ein Freßpaket für die Mittagspause zu richten. Egal. Sein Magen tat sowieso so weh wie eine Faust, die glühenden Stacheldraht umklammert.

Zu vieles, zu lange schon.

Wann würde er selbst seinen Urknall erleben?

Bald, sehr bald.

In einem der Notizbücher stand sein jüngstes Gedicht, es hieß
›Gletscher und Novas‹.

Wut, Wut, Wut, Wut!

Nichts verrät, wie sehr ich glühe.

Worte sind Schatten, wilder Zorn die Substanz.

Onkel Sam will mein Feuer ersticken.

Onkel Sam, der malmende Gletscher.

Onkel Sam, fünf Meilen hoch.

Onkel Sam schleift Berge zu Ebenen.

Alles soll verflachen.

Alles soll erlöschen.

Vater und Mutter sind Eisriesen.

Sie wollen mich holen, mein Feuer löschen.

Sie alle kreisen mich ein:

Der weiße Riese des Weißen Hauses.

Die Trolle des FBI.

Die Menschenfresser der CIA.

Werwölfe mit zottigem Haar.

Im Gefängnis gefriert das Feuer.

Ahab jagt Moby Dick,

*doch in Wirklichkeit den eigenen Schwanz –
sagt man.*

Ahab reißt Gott die Maske ab.

Das Herz der Bombe will explodieren.

Seine Wut eine Kerze,

die meine ein Flammenwerfer.

In kommenden Äonen, in kommenden Zeiten,

in kommenden Äonen, in kommenden Epochen

*wird der alte Weichensteller ZEIT die
Strecken neu festlegen.
Dann rast der Eilzug Sonne
frontal in den vorherbestimmten Untergang,
die Supernova.
Sie bläht sich auf, explodiert, steckt alles in Brand,
übersät Pluto mit Stücken des Mars.
Der Gletscher gibt meinen kältestarren Leichnam frei.
Der Gletscher überläßt sich selbst dem Feuer.
Der kältestarre Leichnam wird wieder brennen.
Gerechtes Feuer ist nicht zu löschen.
Wut, Wut, Wut, Wut!*

Damit war alles gesagt, aber das reichte nicht.

Manchmal waren Filme, Bilder und der Beat des Rock – vor allem der Beat des Rock – besser als Worte. Damit wurde das Unsagbare sagbar. Zumindest eher sagbar.

Einen Augenblick lang schien die Straße um ihn herum Wellen zu schlagen. Sie glitzerte und bebte wie die Halluzination in einer Wüste. Dann verschwand die Vision, und die Cornplanter Street lag wieder so festgefügt da wie wenige Sekunden zuvor.

Auch genauso dreckig. Über den Hausdächern ragten sieben Straßen weiter die grauschwarzen Schornsteine und oberen Stockwerke der Helsing-Stahlwerke wie eiserne Riesen auf. Tote Riesen, sie stießen ihren stinkenden schwarzen Rauch nicht mehr aus. Jim erinnerte sich noch an die Zeit, als sie lebendig gewesen waren. Aber das schien so lange her, als sei es in einem früheren Jahrhundert gewesen.

Billiger ausländischer Stahl hatte den Industrie- und Stahlbetrieben dieser Gegend den Todesstoß versetzt. Soweit sich Jim erinnerte, hatten damals die Probleme seiner Eltern und damit seine eigenen angefangen. Die ständig brennenden Hochöfen hatten die Stadt mit

ihren dreckigen Giftwolken zwar verpestet, aber auch einen gewissen Wohlstand über sie ergossen. Je sauberer die Luft geworden war, desto mehr hatten Armut, Verzweiflung, Wut und Gewalt um sich gegriffen. Jetzt konnten die Bürger zwar die Häuser zwei Straßen weiter wieder erkennen, aber nicht der eigenen Zukunft ins Auge blicken.

Diese Straße, diese ganze Stadt war, wie Bob Dylans ›Desolation Row‹, eine Sackgasse der Trostlosigkeit.

In seinen dreckigen, abgestoßenen Rindslederstiefeln schlurfte Jim den rissigen Bürgersteig entlang, vorbei an zweistöckigen Einfamilienhäusern, die man gleich nach Ende des Zweiten Weltkriegs gebaut hatte. Einige der Vorgärten waren eingezäunt, manche Zäune waren weiß gestrichen und vor nicht allzu langer Zeit repariert worden. Einige Gärten fielen durch hübsch angelegte Rasenflächen auf. Dort, wo wenig oder überhaupt kein Gras sproß, türmten sich uralte Rostlauben, deren Räder man durch Klötze ersetzt hatte, und ausgeschlachtete Motorräder.

Die Morgensonne strahlte prächtig von einem wolkenlosen blauen Himmel. Dennoch kam Jim das Licht in Belmont City schon lange ganz anders vor als das Licht irgendwo sonst. Es war besonders grell und gleichzeitig grobkörnig. Wie konnten Sonnenstrahlen in klarer Luft grobkörnig wirken? Er hatte keine Ahnung. Es war einfach so. Er wußte nicht mehr, wann es ihm zum ersten Mal aufgefallen war. Er hatte den Verdacht, zu der Zeit, als sein erstes Schamhaar zu sprießen begann. SPOING! Da war ES wieder, das nicht klein zu kriegende ES. SPOING! Bei jeder Gelegenheit, sie mußte nur irgendwie mit dem Geschlecht zu tun haben, richtete ES sich auf und schwoll an wie eine wütende Kobra. Ob bei Filmen, Fotos, Anzeigen, zahllosen Tagträumen oder Phantasiebildern: Jedesmal schnellte ES hoch, als schwenke eine Hexe ihren Zauberstab. SPOING! Da war ES wieder, wie peinlich das auch sein mochte.

Damals hatten die Sonnenstrahlen in Belmont City zum ersten Mal grell und grobkörnig gewirkt.

Ja, wirklich?

Vielleicht hatte es ja schon da begonnen, als er seine erste ›Vision‹ gehabt hatte. Oder als seine ›Stigmata‹ zum ersten Mal aufgetreten waren.

Jim sah seinen engsten Kumpel, Sam ›Windmill‹ Wyzak, einen halben Block weiter an der Cornplanter Street stehen, am weißen Lattenzaun seines Vorgartens. Jim beschleunigte seinen Schritt. Nur Jims Großvater, Ragnar Grimsson, der norwegische Seemann und Lokomotivführer, und Sam Wyzak liebten ihn wirklich. Weil sie alle drei Seelen hatten, die wie Stimmgabeln in derselben Tonlage schwingen. Aber sein Großvater war vor fünf Jahren gestorben (vielleicht war damals das Licht grell und grobkörnig geworden), und jetzt schwingen nur noch Jim und Sam auf derselben Frequenz.

Sam war eins dreiundachtzig groß und sehr mager. Sein scharf geschnittenes, spitzes Gesicht hätte als Vorlage für Wile E. Coyotes Gesicht in den ›Roadrunner‹-Cartoons dienen können. Sam sah genauso hungrig und verzweifelt aus, aber seinen tiefbraunen und eng zusammenstehenden Augen fehlte Wile E.s nie erlöschender Hoffnungsglanz. Sein glänzendes schwarzes Haar stand unordentlich und buschig um den Kopf, fast schon ein Afro.

»Jimbo! Alter Kumpel!« rief Sam mit Fistelstimme, als Jim näher kam. Er tanzte einen Schieb ab-nach-Buffalo* und sang dabei die ersten sechs Zeilen von einem der Gedichte, die Jim verfaßt hatte. Jim hatte es ganz gut gefunden, aber die Hot Water Eskimos hatten es nicht genommen, weil es angeblich nicht ›rockig genug‹ war. Die erste Zeile bestand aus einem Satz, den Schamanen bei den sibirischen Eskimos zum Zaubern verwenden, Worte, die ungezielte

* amerikanischer ›Shuffle‹ = Schieber, Tanz

Kraftströme in mächtige Werkzeuge des Guten oder Bösen verwandeln konnten.

Der vollständige Text des Liedes lautete:

ATA MATUMA M'MATA!

Hast du Probleme, sitzt tief im Dreck?

Der sibirische Schamane zaubert alles weg.

Alte Hexerei und Magie, klappt auf Garantie.

Der Schamane singt den Steinzeit-Bann:

ATA MATUMA M'MATA!

Hol dir all die Zaubermittel ran!

Bei Neiman Marcus steh erst gar nicht an!

Vom Engel die Federn, von Dracula den Atem,

vom Polarbär die Malaria,

vom Politiker ein eingelöstes Versprechen,

von Captain Hooks Scheißhaus einen Schrei,

Ohrwachs von Spock vom fernen Vulkan,

eine Schrottglocke, von Nielsen abgeschätzt,

Rübenblut – Rh-negativ,

von Jack the Ripper die Liebe zu Frauen,

ein Nadelöhr als Falle für die Reichen,

die Bauchnabel von Adam und Eva,

ein Visum, abgestempelt von Satan persönlich.

All das mischst du, als wärst du Betty Crocker.

Und dann rühr sie um, die kochende Brühe!

Wenn sie abkühlt und kreischt,

schluck sie runter, schluck sie runter!

ATA MATUMA M'MATA!

»Der ›Ata Matuma M'Mata‹-Spruch funktioniert nicht, Sam«, sagte Jim. »Ich bin fertig, völlig fertig. Und am Arsch, wirklich am Arsch.«

Mrs. Wyzak blickte aus einem Fenster auf ihn herunter. Sie war dick und hatte Brüste wie Mutter Erde. Sie sah nicht nur so aus, sie war auch eine starke Mutter. Anders als Jims Mutter war sie in ihrer Familie die treibende Kraft. Mr. Wyzak war zwar kein Schwächling, aber er stand völlig im Schatten seiner Frau. Wenn sie etwas tat, dann tat er es auch. Wenn sie sprach, dann nickte er dazu.

Mrs. Wyzak machte ein merkwürdiges Gesicht. Hätte sie es gern gesehen, wenn auch Jim ihr Sohn gewesen wäre? Sie hatte mindestens sechs Kinder gewollt, eine ganze Brut, pulsierendes Leben. Aber nach ihrer ersten Geburt, der Geburt von Sam, hatte man ihr die Gebärmutter herausgenommen. Wenn Mr. Wyzak nicht besonders milde gestimmt war, und das kam häufig vor, behauptete er, Sam habe ihren Schoß vergiftet.

Oder sah ihr Gesicht so seltsam aus, weil sie Sams Freund für so seltsam hielt? Ein Junge, der so merkwürdige Visionen hatte und auch noch unter stigmatischen Erscheinungen litt, war nicht gerade der Spielgefährte, den man sich als Mutter für seinen Sohn wünschte.

Bei Jims Mutter... war es anders. Anfangs hatte sie geglaubt, Jim sei ein moderner Franz von Assisi, weil er so unirdische Dinge gesehen und ohne jeden erkennbaren Grund geblutet hatte.

Aber als Jim älter wurde, hatte sie den Traum, Jim könne ein Heiliger sein, begraben müssen. Inzwischen hielt sie es sogar für möglich, daß sie im Schlaf der Teufel bestiegen hatte und Jim das Ergebnis war. Das hatte sie zwar nie ausgesprochen, aber Jims Vater hatte es an ihrer Stelle getan. Jedenfalls nahm Jim an, daß sein Vater nur wiederholte, was sie ihm erzählt hatte. Allerdings konnte sein Vater es auch erfunden haben. Wenn er seinen Sohn nicht vierundzwanzig Stunden am Tag quälte, dann lag das ausschließlich daran, daß er auch noch anderweitig beschäftigt war. Zum Beispiel damit, sich zu besaufen und an Glücksspielen teilzunehmen.

Jim winkte Mrs. Wyzak zu. Sie wich zurück, als sei sie erschrocken, trat dann aber wieder ans Fenster und winkte zurück. Da sie vor

nichts und niemandem Angst hatte – Jim wünschte bei Gott, seine Mutter wäre auch so –, mußte sie wohl irgend etwas Schlechtes über ihn gedacht haben. Einen Augenblick lang hatte sie sich geschämt. Oder war er selbst einfach zu empfindlich und egozentrisch? Genau das hatten sein Vater und der Beratungslehrer in der Schule behauptet.

Jim und Sam machten sich auf den Weg. Sam schüttelte den Kopf, und sein Beinahe-Afro schwang wie der Federbusch auf dem Helm eines trojanischen Kriegers.

»Also?« kreischte Sam in Jims Ohr.

»Also was?«

»Mein Gott, du hast gesagt, du wärst fertig, völlig fertig, und jetzt sind wir eine ganze Querstraße weiter, und du hast immer noch kein Wort ausgespuckt! Fertig wegen was? Immer noch die alte Geschichte? Du und dein Alter?«

»Ja«, sagte Jim. »'tschuldige. Ich hab nachgedacht, war gerade ganz woanders. Irgendwann werd ich wohl noch ganz abheben, auf Nimmerwiedersehen. Was soll mich hier auch halten? Egal, leihe dein geneigtes Ohr also meiner ach so gräßlichen, ach so traurigen Geschichte.«

Sam hörte zu und warf nur hin und wieder ein Grunzen oder ein »Irre, Mann! Irre!« ein. Als Jim alles erzählt hatte, sagte Sam: »Echte Scheiße, oder? Was kannst du jetzt machen? Nichts – wenn's nach dem Mann geht. Aber bald bist du achtzehn, und dann kannst du dem Alten sagen, daß er sich selbst ins Knie ficken soll.«

»Falls wir uns nicht vorher gegenseitig umbringen.«

»Ja. *Dd-dd-das wär's, Leute!* Punktum. Keine Fortsetzung im nächsten Kapitel. Du bist am Arsch? Hör mal, bei mir und meiner Mutter hat's heut morgen auch gefetzt, wegen ähnlicher Dinge. Aber bei meiner Mutter hängt's immer mit der Musik zusammen, weißt du.

›Ich hab mir den Arsch abgearbeitet‹, sagt sie, ›damit du Musikunterricht bekommst, und jetzt kannst du Klavier und Gitarre spielen. Aber ich hab mich nicht dafür als Verkäuferin, als Babysitter und als weiß Gott noch was alles kaputtgearbeitet und die Pfennige zusammengekratzt, daß du ein Rockmusiker wirst. Und jetzt läufst du wie ein Punk herum, siehst aus wie eine besoffene mörderische Rothaut, so daß ich und dein Vater und meine Freunde und Pater Kochanowski sich schämen müssen! Mögen die Heiligen und die Jungfrau Maria mir beistehen! Ich wollte, daß du ein klassischer Musiker wirst, daß du Chopin und Mozart spielst, jemand wirst, auf den ich stolz sein kann! Guck dich doch mal an!‹ Und so weiter. Immer dieselbe alte Scheiße.

Dann hab ich was gesagt, das ich nie hätte sagen sollen, aber da hab ich schon rot gesehen.«

Sam ließ beide Arme mehrmals kreisen und schwang die Brottasche dabei in einer Hand. Wyzak die Windmühle trat jetzt richtig in Aktion.

»Den Arsch abgearbeitet?‹ hab ich gesagt. ›Und wie nennst du das da? Ein Kamel?‹ Ich hab auf ihren großen Arsch gezeigt. Gott vergib mir, ich hab meine Mutter wirklich lieb, auch wenn sie meistens nervt. Jedenfalls mußte ich um mein Leben rennen. Mom hat Geschirr nach mir geschmissen und ist mir mit dem Besen nachgekommen. Ich mußte durchs ganze Haus und bis hinten in den Garten rennen, und sie hat mich die ganze Zeit angeschrien, und der Alte hat wie irre gelacht, sich vor Lachen auf dem Boden gewälzt, so hat er sich gefreut, daß sie mal jemand anderem als ihm an den Kragen geht.«

Jim war verletzt, Sam schienen seine Probleme mit dem Vater völlig wurscht zu sein. Jim war mit seinen Schwierigkeiten herausgerückt und brauchte jetzt dringend Mitgefühl, Verständnis und Ratschläge. Und was tat sein angeblich bester Freund? Ignorierte die absolut erdrückende Krise seines Kumpels und redete über seine *eigenen*

Probleme! Und von denen hatte Jim schon so oft gehört, daß sie ihm zu den Ohren heraushingen.

6. KAPITEL

Sie bogen von der Cornplanter Street zur Pitts Avenue ab, die an sechs Querstraßen vorbei direkt zur Belmont City Central High School führte. Autos, in denen dichtgedrängt Schüler saßen, überholten sie. Niemand winkte den beiden Fußgängern oder rief ihnen etwas zu, obwohl jeder die beiden kannte. Jim fühlte sich wie ein Ausgestoßener, ein Leprakranker, dessen einzige Hautkrankheit Akne war. Das machte seine Stimmung noch schwärzer, seinen Zorn noch röter.

Jesus H. Christ! Diese hochnäsigen Snobs hatten kein Recht, auf ihn herabzusehen, nur weil sein Vater keine Arbeit hatte und die Grimsons arm wie Kirchenmäuse waren und in einem heruntergekommenen Prolo-Viertel lebten. Auch die Schüler, die ihre eigenen Autos hatten, waren nicht reich, außer Sheila Helsgets, und auch ihrer Familie ging es nicht mehr so gut. Daß die Stahlwerke dichtgemacht hatten, hatte ihren Vater schwer gebeutelt. Wahrscheinlich hatte er inzwischen nicht mehr als eine Million Dollar oder so auf der Kante, und bestimmt war das Geld zum größten Teil in Immobilien und wertlosen Aktien und Obligationen angelegt. Zumindest hatte er das über die Helsgets gehört.

Sam hatte keine Ahnung, wie wahnsinnig und schlimm verliebt Jim war. Einige Dinge hielt Jim vor seinem alten Kumpel zurück, weil er nicht wollte, daß Sam ihn auslachte. Wie seine Leidenschaft für Sheila Helsgets. Und die Tatsache, daß er außer Rocklyrik auch ›richtige‹ Gedichte schrieb. Und viele Bücher las. Und daß sein Wortschatz viel größer als der von Sam und den anderen Burschen war, mit denen er herumhing, auch wenn er nicht immer wußte, was die Worte, die er benutzte, genau bedeuteten.

»... eine Zigarette?« fragte Sam.

»Was?« fragte Jim.

»Gottallmächtiger!« fuhr Sam Jim an. »Komm zu dir! Wo bist du? Verloren im All? Beam mich zurück zur Erde, Scotty. Ich hab gefragt, ob du einen Sargnagel willst.«

Sam hielt zwei Camel ohne Filter in seiner dunklen Hand mit den dreckigen Nägeln. Jim hätte für das Angebot eigentlich dankbar sein müssen. Er war mit seinem Geld so knapp dran, daß er sich kein Päckchen leisten konnte. Aber aus irgendeinem Grund hatte er keine Lust zu rauchen.

»Na! Wie wär's mit einem Aufputscher?«

Sam steckte sich eine Camel in den rechten Mundwinkel, verstaute die andere in der Tasche seines schwarzen Hemdes und ließ die Hand in die Außentasche seiner blauen Jacke gleiten. Heraus kam sie mit drei Kapseln.

»Ja. Schwarze Schöne. Verschaffen dir garantiert einen Ballonflug zum Mond. Aber paß bei der Landung auf.«

»Danke«, sagte Jim. »Ich nehm eine. Ich werd's dir später zahlen müssen.«

»Du schuldest mir jetzt sieben Dollar«, sagte Sam. »Nur damit die Buchhaltung auf dem neuesten Stand ist«, fügte er schnell hinzu. »Ist nicht eilig. Du weißt ja, bei mir hast du immer Kredit. Für die Zigaretten, die ich dir gegeben habe, will ich sowieso nichts. Ich weiß, wenn du welche hast, hilfst du mir genauso aus. Wie du immer sagst: Genau wie Daimon und Pithy-Arsch, wer immer sie auch sein mögen.«

Jim warf hastig einen Aufputscher ein und schluckte ihn trocken. Er sammelte Spucke, um die Kapsel besser hinunterzukriegen.

Das Biphethamin wirkte weit schneller als sonst. Zap! Aus dem müden Blut, wie es in der Werbung hieß, war jetzt ein Fluß geschmolzenen Goldes geworden. Er strömte durch seine Venen, ganz zu schweigen von seinen Arterien. Jedes Molekül nahm den Wettlauf mit den anderen auf, um als erstes zurück beim Herzen zu

sein. Und dann zurück aufs Karussell, zum nächsten Wettlauf mit halsbrecherischer Geschwindigkeit. Das grelle und grobkörnige Licht wurde sanft und weich.

Sam hatte sich eine schwarze Schöne in den Mund gesteckt, noch ehe er stehengeblieben war, um hinter der hohlen Hand das Bic-Feuerzeug aufschnippen zu lassen. Er machte einen tiefen Zug und stieß den Rauch beim Laufen aus. Jim, der auf ihn gewartet hatte, sah um sich, als betrachte er den Ort zum ersten Mal. Über die Dächer der abgetakelten Häuser hinweg (Pitts Avenue war wirklich das letzte Loch*) konnte er auf die Spitze des Hauptbahnhofs von Belmont City blicken. Noch weiter, Richtung Nordosten, stand das zweistöckige Gebäude aus erdfarbenen Backsteinen, verziert mit römischen Säulen, in dem die Wellington-Klinik untergebracht war. Im Südwesten – sehr zum Leidwesen des ungarischen Viertels – stand der Kirchturm von Sankt Stephan. Auch wenn Jims Mutter dorthin fast zwei Kilometer weiter laufen mußte, ließ sie Sankt Grobian, die Kirche der Iren, links liegen, um den Gottesdienst in der Sankt-Stephan-Kirche zu besuchen.

Als Jim seinen Blick wieder nach Norden wandte, konnte er die Kuppel des Rathauses erkennen. Dort passierte jede Menge, meistens dreckige Sachen, wenn man Sam Wyzaks ewig besoffenem Onkel, einem Richter, trauen durfte.

Die Pitts Avenue verlief ganz gerade Richtung Norden und endete am Fuß des Goldhügels. Ganz oben, himmelhoch, residierten die Könige und Königinnen von Belmont City. Während sie an ihren Martinis nippten und ihr Geld zählten, konnten sie auf den Pöbel, auf das Proletariat, auf das Salz der Erde herabschauen, auf jene, die zwar nicht das Kapital, aber die Erde – anders ausgedrückt: den ganzen Dreck – ernten würden.

* Pitts Avenue = Grubenstraße; Pitt = Grube, Zeche, aber auch Loch

Was Jims Vater an den Leuten vom Goldhügel besonders aufregte, war die Tatsache, daß seine Frau dort arbeitete. Sie hatte nur eine Teilzeit-Stelle, und die Wohlhabenden zahlten nicht viel (die strammmärschigen Geizhalse!), aber dieses Geld war besser als nichts. Eva Nagy Grimson war bei einer kleinen Firma beschäftigt und putzte jeweils montags, mittwochs und freitags. Erics Arbeitslosengeld floß schon lange nicht mehr. Widerstrebend hatte Eric Sozialhilfe beantragt und bekommen. Er gehörte zu einer Generation, die sich schämte, wenn sie Sozialhilfe beziehen mußte. Außerdem war er dagegen, daß eine Ehefrau arbeitete. Das mußte den Ehemann doch erniedrigen. Als Ehemann wie als Versorger der Familie war er eine Niete.

Jim konnte verstehen, daß sein Vater unter Scham, Verzweiflung und Frustration litt. Aber warum mußte er es auf den Rücken seiner Frau und seines Sohnes austragen? Glaubte er, ihnen mache ihre ganze Misere Spaß? Waren sie vielleicht für all das Schlimme im Leben verantwortlich?

Warum gab sein Vater das kostbare Geld, das seine Frau verdiente, für Alkohol aus? Warum riß er sich nicht zusammen, lichtete den Anker, ließ das verdamnte Haus hinter sich und nahm seine Familie nach Kalifornien oder sonstwo mit, wo er Arbeit finden konnte? Allerdings würde er in diesem Fall mit dem Widerstand seiner Frau rechnen müssen. Sie war mit allem, was er tat, einverstanden, egal, wie bescheuert es auch war. Nie beklagte sie sich, nie stritt sie mit ihm. Bis auf ein einziges Mal. Als er vorgeschlagen hatte, aus Belmont City wegzuziehen, hatte sie ihm nachdrücklich klargemacht, daß sein Wunsch ihr nicht Befehl sein würde. Von der Nagy-Sippe und ihren Freunden würde sie nichts wegbringen.

»Jesus Christ!« hatte Eric geschrien. »Wenn man einen Ungarn zum Freund hat, braucht man wirklich keine Feinde mehr!«

Jim und Sam waren jetzt noch zwei Querstraßen von der Central High entfernt, einem riesigen alten dreistöckigen Klinkergebäude.

Zumindest, dachte Jim, ist mein Körper noch zwei Querstraßen weg. Mein Geist, Jesus, wo ist mein Geist? Überall und nirgends. Ich muß wieder auf den Boden kommen.

Der Tag, den man gerade erlebte, war die Gegenwart. Aber die Vergangenheit machte sich oft bemerkbar, stieß ihren Finger mit scharfem Nagel in das Gewebe deines Gehirns, stach ein Stück heraus und drückte dann auf einen Nerv, um dich daran zu erinnern, daß die Grundlage des Lebens der Schmerz war. Danach tastete sie auf anderen Körperteilen herum, befühlte deinen Schwanz, untersuchte dich von Kopf bis Fuß, drückte den Daumen ins nackte Fleisch deines Herzens, so daß es wie die Flügel eines Kolibris zu schlagen anfing, verknotete deine Gedärme wie zur Schlinge, die man bei der Schur dem Schaf um die Fesseln legt, kotzte dir scharfe Säure in den Magen und geißelte dich im Einvernehmen mit dem alten Morpheus, dem altgriechischen Gott des Schlafes, mit Alpträumen.

Der Titel eines Gedichtes: »Die tote Hand der Vergangenheit«. Nee. Zu sehr Klischee, allerdings machte das den meisten Rocklyrikern nichts aus. Und die Vergangenheit war ja auch gar keine tote Hand. Man schleppte sie mit sich herum wie ein lebendiges Ding, wie einen Bandwurm. Oder so wie Heinleins Parasiten vom Titan, dem Eismond des Saturn. Der Parasit, der Tentakel aus deinem Rücken wachsen ließ und das Leben und das Hirn aus dir herausaugte. Oder auch wie ein Fieber, das keine Tabletten senken konnten, bis man kalt und tot war und keine Pillen mehr brauchte.

»... wollten heut abend irgendwo auftreten, war aber nichts zu machen«, sagte Sam gerade. »Samstag abend spielen wir in der Whistledick-Kneipe draußen in Moonshine Ridge, aber das ist Rotnacken-Gebiet*, und wir müssen diesen gottverdammten Country-Western bringen. Vielleicht sagen wir auch ab. Jedenfalls haben wir für heute abend nichts kriegen können, und ich hab die

* Rotnacken, am. Red Necks: weiße Arbeiter im ländlichen Süden der USA

Schnauze voll. Halloween soll doch Spaß machen. Weißt du noch, wie wir das Scheißhaus vom alten Dumski umgestoßen haben, als wir fünfzehn waren? Vielleicht war es auch, als wir vierzehn waren. Egal. Erinnerst du dich noch daran, wie Dumski schreiend aus dem Haus kam und mit seinem Gewehr herumgeballert hat? Mann, sind wir da gerannt!«

»Klingt gut«, sagte Jim. »Ich werd auf der Arbeit anrufen und mich krankmelden. Wahrscheinlich feuern sie mich dann, aber was, zum Teufel, soll's?«

7. KAPITEL

Kurz bevor Jim und Sam zu den anderen stießen, drückte Sam ihm ein Stück Kaugummi in die Hand. »Nimm's. Dein Atem würde selbst King Kong umhauen.«

»Danke«, sagte Jim. »Muß wohl an der polnischen Knackwurst liegen, die hat zu viel Knoblauch. Mein Bauch tut schon weh.«

Drei Kumpel warteten auf sie. Hakeem ›Gizzy‹ Dillard, ein kleiner, stämmiger Schwarzer, der an chronischer Gelbsucht litt. Bob ›Birdshot‹ Pellegrino, ein kräftiger Bursche mit einem riesigen schwarzen Walroß-Schnauzer und einem Glasauge. Steve ›Goathead‹ Larsen. Sie klatschten fünf Finger gegeneinander. Jim fiel auf, daß das Begrüßungsritual nur bei Gizzy völlig natürlich wirkte. Goathead holte einen Marihuanastummel hervor, und jeder tat einen Zug. Dabei behielten sie den Vordereingang im Auge, denn dort konnte jeden Augenblick der Rektor der Highschool, Jesse ›Iron Pants‹* Bozeman, oder einer seiner petzenden Lehrer auftauchen.

»He, Mann, hast du schon gehört, was die Kiss in diesem Hotelzimmer in Peoria angestellt haben?«

»Ich kann einen Aufputscher gegen einen Abturner tauschen.«

»... erzählt, daß Mick Jagger sich den Tripper geholt hat. Von der Frau des Bürgermeisters...«

»Der Alte hat gesagt: Hol schon mal das Beil, dann hack ich dir die Eier ab.«

»... glaubst du, daß Lum heute einen Überraschungstest losläßt?«

»... und ich dachte, du kannst dir den Punkt von diesem Ich-sah-Scele*-Dreieck in den Arsch schieben. Definier das mal! Scheiße, ich

* Iron Pants = Eiserne Hosen

* im Original ›I-saw-Cele's triangle‹ für ›isosceles triangle‹ = isoceles d.h. gleichschenkliges Dreieck

kann's nicht mal richtig aussprechen. Aber ich war ganz cool. Also, sagte ich zu Mister Slowacki, Geometrie ist nun mal nicht meine starke Seite. Das ist was für Republikaner, und meine Leute wählen immer nur die Demokraten.«

»... wieder mal in Iron Pants Büro vortanzen müssen. Aber er war gar nicht da. Wahrscheinlich hat er im Kopierraum gerade seine Sekretärin gebumst.«

»... also sagt er: Ich wußte, daß du groß bist, ich wußte auch, daß du schwarz bist, aber wo hast du diese Kulleraugen her?«

»Mann, ich schwör dir, wenn du nicht so ein Arschkumpel wärest, würd ich mir diese rassistischen Witze nicht gefallen lassen. Laß mich mal den mit der weißen Frau erzählen: Eine Maus ist ihr in die Fotze gekrabbelt, also geht sie zu diesem schwarzen Arzt, und der sagt...«

Lebhaft schwatzend, als sprächen sie gleichzeitig aus beiden Mundwinkeln, kichernd, sich auf den Hintern klatschend und schattenboxend tanzte die Gruppe in die Eingangshalle. Jim war still und reagierte nur mit einem Grunzen oder einem bemühten Grinsen. Die schwarze Schöne wirkte nicht so, wie sie sollte. Der Bursche, der sie Sam verkauft hatte, mußte ihn wohl übers Ohr gehauen haben. Wahrscheinlich war nur ganz wenig Biphethamin dringewesen. Der Rest war mit Aspirin oder sonstwas gestreckt.

Auf dem Weg zu seinem Spind sah er Sheila Helsgets an der Wand lehnen. Sie sprach lächelnd mit Robert ›Ramm-sie‹ Basing, einem sehr stämmigen und sehr gutaussehenden Blondem, bester Stürmer und Kapitän der Footballmannschaft und der Debattier-Teams an der Central High School. Ein toller Hecht. Jede Menge Geld, er fuhr einen Mercedes-Benz und wohnte auf dem Goldhügel. Notendurchschnitt von Einsminus. Reine, gebräunte Haut. Selbstverständlich klebte er an Sheila, wahrscheinlich in mehr als einer Hinsicht, dachte Jim. Aber nach verlässlichen Berichten sollte er sie betrügen. Man hatte ihn in einem Nachtclub in der Nachbarstadt Warren sogar mit Angie ›Ich-blas-dir-einen‹ Calorick gesehen.

Jim wurde kotzübel, als er sah, wie Basing Sheilas eiförmige Hinterbacke tätschelte.

Er knallte die Spindtür laut zu. Sheila wandte den Blick von Basing und sah Jim an. Ihr Lächeln erstarb. Dann wandte sie ihren Kopf wieder dem Sieger zu. Und lächelte wieder.

Sheila Baby, du hältst ihn wohl für Jesus H. Christ persönlich! Ich würde ihn gern kreuzigen, am liebsten mit rostigen Nägeln, und ich würde sie ihm nicht nur durch Hände und Füße treiben. Würde aber auch wohl nichts ändern. Sie würde mich immer noch so ansehen, als wär ich ein Leprakranker. »Aussätzig! Aussätzig!«

Während Jim den Gang hinunter zum Biologieraum 201 stapfte, sang er leise vor sich hin. Er hatte das Lied selbst geschrieben, es hieß ›Zu dir aufschauen‹.

*Bedeck mich mit Schorf und Dreck,
Schmück mich mit Flöhen und Pickeln.
Gib mir Saures, mach mich fertig,
während dein Gesicht Gift spuckt.
Tritt mich nieder, und nenn mich oberflächlich.
Wring mich aus, und nenn mich hohl.
Und dann sag mir, an mir sei nichts dran!
Der Himmel fällt mir auf den Kopf,
der Drogenhammer schlägt mich nieder,
haut mir die Schuppen alle vom Kopf,
bum-bum-bumst mich runter,
pocht auf Felsen und schmelzendes Eisen.
Regenwürmer, Maulwürfe, tote Knochen,
Gott, der Teufel, Mrs. Grundy,
alle sehen auf mich herab,
während ich im Erdinnern rotier.
Alle Wege führen nach oben.
Kann nicht glauben, daß das stimmt.*

*Alle Wege führen nach unten.
Kommt mir jedenfalls so vor.
Verheiz mich, verschleiß mich,
Zerreiß mir die Seele mit den Krallen
deiner Verachtung.
Nenn mich abgerissen, weih mir 'ne Kerze,
und lies mir 'ne Lumpenmesse
Bedeck mich mit Schorf und Dreck,
schmück mich mit Flöhen und Pickeln.*

Er folgte Bob und Sam in das große Klassenzimmer und ließ sich in der hintersten Ecke bei den anderen Nieten nieder. Wie üblich schwatzten sie laut, machten sich übereinander lustig, ließen Papierflieger sausen und schmissen mit Papierkügelchen, die sie mit Spucke fester gemacht hatten. Dann senkte sich mit einem Schlag, als sei eine Guillotine herabgesaut, Stille und Strenge über den Raum: Der angejahrte, aber keineswegs ehrwürdige Mister Lewis Hunks, die ›Heilige Dampfwalze‹, betrat das Klassenzimmer. Grimmig, barsch, streng-religiös, wenn man ihn beschreiben wollte. Außerdem ein Mann, der jedes Wort der biblischen Schöpfungsgeschichte wörtlich nahm, aber per Gesetz die Evolutionslehre unterrichten mußte, auch wenn das ›Entwicklungsgeschichte‹ hieß. Mit anderen Worten: Mister Lewis Hunks war ein frustrierter, unglücklicher, weißhaariger alter Mann.

Hunks überprüfte die Anwesenheit der Schüler, als rufe er sie am Tag des Jüngsten Gerichts namentlich vor den Thron des Herrn. Nach jedem Namen schaute er durch sehr dicke Brillengläser vom Blatt auf. Wenn er den Namen eines Schülers, den er nicht leiden konnte, aussprach, verzog er das Gesicht. Wenn er einen Schüler aufrief, der nicht in der Hölle der Sitzenbleiber landen würde, dann lächelte er dünn. Er lächelte genau dreimal.

Nachdem er einen seiner Lieblingsschüler damit beauftragt hatte, die Abwesenden im Büro des Rektors zu melden, stürzte er sich sofort in den Unterrichtsstoff des Tages. Er setzte das Thema der letzten Stunde fort: Es ging um die Fortpflanzung bei Fröschen. Jim versuchte, genau zuzuhören und sich Notizen zu machen, denn das Thema interessierte ihn. Aber sein Bauch tat weh, und er hatte Kopfschmerzen. Was noch schlimmer war: Hunks schaffte es, nicht nur leiernd vorzutragen, sondern das auch noch mit schriller Stimme. Jim hatte das Gefühl, er säße auf einem Ochsenkarren, der mit nicht geschmierten Rädern über eine flache, baumlose Ebene rollte. Die Aussicht machte ihn schläfrig, aber die Räder hielten ihn wach. Sam Wyzak, der neben Jim saß, beugte sich hinüber und flüsterte: »Ich schlaf gleich ein. Warum erzählst du ihm nicht, daß er totale Scheiße baut? Dann würden wir wenigstens nicht vor Langeweile eingehen.«

»Warum sagst du's ihm nicht?« flüsterte Jim als Antwort.

»Teufel noch mal, ich kapiere überhaupt nichts, und es ist mir auch scheißegal. Du bist doch der Experte. Mach du ihm Feuer unterm Arsch. Der alte Sam will ihn nur tanzen sehen. Gib's ihm!«

Die plötzliche Stille im Raum versetzte Jim in Alarmbereitschaft. Er richtete sich auf und sah Mister Hunks an. Der alte Bursche starrte ihn an, die Schüler hatten sich nach Jim und Sam umgedreht. Sein Herz kam Jim wie ein Hamster auf dem Drehrad seines Käfigs vor. Der Hamster begann zu rasen und kam doch nicht von der Stelle. Wenn seine Füßchen gegen Metall schlugen, klang das wie ein Trommelzeichen: »Mann, jetzt hast du's wirklich geschafft!«

»Also, Mister Grimson, Mister Wyzak«, quietschte Hunks. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, Ihre persönlichen Gedanken über das heutige Thema mit uns zu teilen?«

»Es war gar nichts«, sagte Jim.

Seine eigene Stimme quietschte auch. Er war zornig, weil man ihn erwischt hatte, aber er war auch wütend auf sich selbst, weil er vor

der Konfrontation mit Hunks Angst hatte. Der Alte würde ihn ganz bestimmt lächerlich machen.

»Nichts, Mister Grimson? Gar nichts? Sie beide haben mich und die Klasse gestört, indem Sie einfach unsinnige Geräusche von sich gaben? Oder haben Sie vielleicht die Affen nachgeahmt, von denen Sie, wie Sie ja behaupten, abstammen? Haben Sie Affengeschrei nachgeäfft, Sie beide?«

Jims Herz klopfte jetzt noch lauter, sein Magen schwabbelte vor und zurück, so daß sich die Magensäure hin und her ergoß. Aber er stand auf und versuchte, gleichmütig auszusehen. Gleichzeitig bemühte er sich um eine feste Stimme.

»Also gut«, sagte er und räusperte sich, um seine plötzlich schleimige Kehle freizukriegen. »Nein, wir haben nicht die Affensprache imitiert. Wir...«

»Affensprache?« fragte Hunks. »Affen haben keine Sprache!«

»Also, ich meine... Affensignale oder was auch immer.«

»*Umgawa!*« flüsterte Sam. Er krümmte sich vor unterdrücktem Gelächter.

»Wenn sich Ihr Artgenosse von seinem Anfall erholt hat, dürfen Sie fortfahren«, sagte Hunks. Er blinzelte durch seine dicken Brillengläser wie durch ein Teleskop, so als habe er, der Astronom, gerade irgendeinen wertlosen Asteroiden entdeckt, der hier gar nichts zu suchen hatte.

Sam saß jetzt still, aber biß sich auf die Lippe, weil er sonst vor Lachen geplatzt wäre.

»Äh...«, sagte Jim und räusperte sich noch einmal. »Äh... ich habe mir einige Gedanken über das gemacht, was Sie eben gesagt haben, äh, ich meine über das Leben, das sich aus der Ursuppe entwickelt, nein, ich meine, aus der Ursuppe stammt, und seine... äh... statische, ich meine, statistische Unwahrscheinlichkeit. Aber ich muß noch darüber nachdenken, ehe ich irgend etwas dazu sage.

Ich hab über etwas nachgedacht, das Sie letzte Woche erzählt haben. Erinnern Sie sich? Sie, wir haben darüber gesprochen, warum... äh... zum Beispiel Hundeembryos und menschliche Embryos so viel Ähnlichkeit miteinander haben. Jedenfalls in ihrem frühen Entwicklungsstadium. Sie haben erklärt, warum menschliche Embryos Schwänze haben, beziehungsweise warum das nach der Entwicklungstheorie so ist. Offensichtlich finden Sie diese Theorie ja nicht richtig. Dann haben Sie versucht zu erklären, warum... äh... wenn der Schöpfer alle Kreaturen innerhalb weniger Tage geschaffen hat... Sie haben gesagt, Sie haben zu erklären versucht, warum alle männlichen Säugetiere Brustwarzen haben, selbst wenn sie doch gar keine brauchen, und warum... äh... Insekten, die nicht fliegen, trotzdem Flügel haben.«

Seine Kehle war trocken. Hunk grinste fies, fies, fies. Die Schüler beobachteten ihn. Einige hatten gekichert, als er die Brustwarzen erwähnt hatte.

»Außerdem: Warum haben Schlangen rudimentale... rudimentäre... Glieder, wenn sie die genauso wenig benötigen, wie Männer Brustwarzen brauchen oder Insekten, die nicht fliegen können, Flügel? Sie hätten keine Brustwarzen, Glieder und Flügel, wenn sie an einem einzigen Tag erschaffen worden wären. Sie sagten, die Flügel, Brustwarzen und Glieder wären wegen der Symmetrie erschaffen worden. Das Schöpfende sei ein Künstler, deshalb habe ES SEINE Kreaturen symmetrisch erschaffen.«

Jim sagte DAS SCHÖPFENDE und ES, weil er wußte, wie sehr sich Hunks darüber ärgerte. Inzwischen war seine Stimme fester und tiefer, und er vermied die peinlichen Ähs. Er war gut drauf. Der Teufel wußte, wo er landen würde.

»Diese Erklärung mit der Symmetrie, verzeihen Sie, Mister Hunks, klingt nicht stimmig. Sie scheint mir nicht logisch. Jedenfalls hat sie mir zu denken gegeben. Ich hätte gern, daß Sie mir folgendes erklären, Sir: Wenn das Schöpfende so sehr auf die ›Symmetrie‹ aus

war, warum hat ES dann am Schöpfungstag die männlichen Lebewesen nicht auch mit weiblichen Genitalien ausgestattet, und umgekehrt genauso? Warum haben wir Männer nicht auch eine Vagina, und warum haben Frauen keinen Penis?«

Die Schüler lachten. Mister Hunks explodierte.

»Halten Sie die Klappe, setzen!«

»Aber, Sir!«

»Ich habe gesagt: Klappe halten und setzen!«

Jim hätte sich eigentlich über seinen Sieg freuen sollen, aber er kochte vor Wut. Hunks war genau wie sein Vater. Wenn er eine Redeschlacht verloren hatte, weigerte er sich, weiter zuzuhören, und würgte die Debatte einfach ab, wie Erwachsene das Kindern gegenüber tun. Und Jim konnte damit nicht vor ein höheres Gericht ziehen, denn Hunks war gleichzeitig auch dieses Gericht.

Glücklicherweise klingelte es in diesem Moment zur Pause. Hunks sah aus, als drohe ihm ein Schlaganfall, aber er verzichtete darauf, Jim für den Nachmittag in sein Büro einzubestellen. Auch Jim fühlte sich so, als würden seine Blutgefäße gleich platzen. Als er ein paar Sekunden später den Gang hinunter ging, spürte er jedoch, wie sich der Zorn mit einem Hochgefühl mischte. Er hatte es dem alten Furzer wirklich gegeben, diesem lebenden Fossil, diesem Ku-Klux-Klan-Mann der Christenheit.

Bob Pellegrino und Sam Wyzak schlängelten sich mit ihm durch die Schülermenge. »Völlig egal, ob du den dreckigen Alten in jeder Debatte schlägst«, sagte Bob. »Er läßt dich durchrasseln.«

Jim wußte, was das Attribut ›dreckig‹ besagte: Wenn man jung war, kamen einem alle über sechzig dreckig vor. Unabhängig davon, wie penibel sauber sie in Wirklichkeit auch sein mochten. Sie waren dreckig, weil sie dem Tod nahe waren. Der alte Gevatter Tod war das Dreckigste überhaupt, und alle, die in seiner Nachbarschaft lebten, waren durch und durch besudelt.

Es gab noch etwas, das Jim damals nicht wissen konnte und erst sehr viel später erfahren sollte: Hunks kam der Wahrheit viel näher als die Evolutionstheoretiker.

8. KAPITEL

Mittagspause. Jim hatte kein Geld, sich etwas zu essen zu kaufen, und seine Wut hatte sich soweit gelegt, daß er jetzt großen Hunger hatte. Sam Wyzak teilte sein Essen mit ihm, und Bob Pellegrino gab ihm ein halbes Thunfischbrot und eine halbe Gurke ab. Noch gelassener wurde Jim im Kurs von Mister Lum, der Englisch und Aufsatzlehre für Fortgeschrittene unterrichtete. Es war der einzige Leistungskurs, in dem Jim einen Zweierdurchschnitt hatte. Na ja, jedenfalls fast. Noch ein paar Einser bei künftigen Aufsätzen, dann wäre er auf einer glatten Zwei. Aber wenn Jim sich nicht einmal den Unterschied zwischen einem abhängigen Partizip und einem abhängigen Partikel merken konnte, würde er auf ganzer Linie durchfallen.

»Ich weiß, daß es Ihnen nicht helfen wird, besser zu schreiben«, hatte Mister Lum gesagt. »Und Sie werden diesen Gegenstand akademischen Wissens auch sicher nicht nutzen. Aber es ist wirklich nicht schwer zu verstehen, und Sie sind kein Dummkopf, egal, was die anderen Lehrer sagen. Ich lasse Sie nicht bestehen, wenn Ihnen der Unterschied nicht in Fleisch und Blut übergeht. Im übrigen sind mir die jüngsten Entdeckungen in der Physik nicht geläufig. Was, zum Teufel, ist ein abhängiges Partikel?«

Nach der zweiten Biologiestunde wollten Jim und Sam aufs Klo. Sie gingen an der älteren Aufsicht vorbei und betraten die Toilettenräume, in denen viel Betrieb war. Es war dort laut, und es stank. An der Wand mit den Waschbecken lehnten Freehoffer, »Der Klumpen«, und seine Kumpel Dolkin und Skarga. Sie ließen einen Joint kreisen, als sei es ihnen scheißegal, ob sie von der Aufsicht erwischt würden. Es war ihnen auch egal. Freehoffer war riesengroß, gut einen Meter fünfundneunzig, und wog fast drei Zentner. Er hatte ein Doppelkinn, einen Bauch wie ein Ballon, eine Schweinsnase und wieselflinke Augen. Die bläulichschwarzen Stoppeln, die in seinem

Gesicht sprossen, hätten schon vor drei Tagen eine Rasur vertragen. Sein schwarzes, fettiges Kopfhaar war hinten zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. An seinem rotschwarz gestreiften Hemd klebte Eigelb.

Dolkin und Skarga waren beide klein, aber sehr breit gebaut. Ihr gelblich-braunes Haar sah aus, als würden darin Vipern rasten.

Wenn das Klo nicht so überfüllt gewesen wäre, hätten Freehoffer und seine Kumpel bestimmt gerade Opfer bedrängt. Meistens waren ihre Opfer ängstliche Unterkläßler oder Streber. Während seiner vier Jahre an der Central High School hatte Jim ihnen mindestens ein Dutzend Mal Geld abliefern müssen. Aber in diesem Jahr hatten sie ihn noch nie allein im Klo geschnappt. Als Jim letztes Mal sein Kleingeld für sie zusammengekratzt hatte, hatte er zu Freehoffer gesagt: »Nie wieder!«

Nachdem Jim und Sam sich an den Pissoirs erleichtert hatten, wollten sie gehen. Freehoffer stellte Jim ein Bein, so daß er stolperte, hinfiel und mit dem Kopf gegen die Eingangstür schlug. Der Schmerz kam wie ein Vorschlaghammer. Jim sah Sterne, schrie auf, fluchte, richtete sich auf, drehte sich um und holte mit der rechten Faust aus. Er dachte überhaupt nicht nach, was sich kaum dessen bewußt, was er da tat. Seine Faust landete in dem dicken Bauch. Freehoffers Gelächter verwandelte sich in ein tiefes Grunzen, er krümmte sich zusammen.

Getragen von einer Welle roten Zorns, knallte Jim sein Knie gegen das Kinn des Fleischklumpen. Der landete auf dem Fliesenboden, aber krabbelte auf allen vieren wieder hoch. »Faß mich nie wieder an, du Fotzengesicht!« knurrte Jim.

»Komm, gehn wir, Jim!« drängte Sam.

Freehoffer war inzwischen wieder auf den Beinen. »Damit kommst du mir nicht davon, du Arschloch!«

Dolkin und Skarga machten Anstalten, sich einzumischen. Sam zog Jim am Ärmel. »Um Himmels willen, nichts wie raus hier!«

»Hier ist nicht der richtige Ort!« blaffte Freehoffer. »Aber wenn du keine Memme bist, Grimson, treffen wir uns nach der Schule hinter Pravits Laden! Da hast du keine Chance, mir eine reinzuhauen, wenn ich grad nicht hingucke! Ich mach blutigen Matsch aus dir, wenn du nicht kneifst, was ich wetten könnte!«

Jim fing an zu zittern, aber entgegnete: »Fairer Kampf? Von Mann zu Mann? Nur mit den Fäusten?«

»Jawoll! Fairer Kampf! Nur mit den Fäusten! Ich brauch nichts als meine Fäuste, um dich zur Strecke zu bringen, du spindeldürrer kleiner Idiot!«

»Ich will mir meine Hände an dir nicht schmutzig machen, aber ich tu's, du Haufen Scheißdreck«, sagte Jim. Gefolgt von Sam, stolzierte er aus dem Klo.

»Um Himmell willen, Mann!« sagte Sam. »Was ist bloß in dich gefahren?«

»Ich laß mir diese Scheiße einfach nicht mehr gefallen!«

»Du hast wohl auf alles und jeden 'ne Wut«, sagte Sam. »Du hast keinen klaren Kopf. Du weißt genau, daß er nicht fair kämpft, und Dolkinn und Skarga werden auch da sein und dir an den Kragen gehen.«

»Was würdest du denn an meiner Stelle tun?« knurrte Jim.

»Ich? Ich würde da nicht auftauchen, auf keinen Fall. Ich bin doch nicht verrückt!«

»Entweder du bist auch da, oder du läßt mich das allein austragen, willst du das?«

»Oh, ich werde schon da sein«, sagte Sam. »Ich laß dich doch nicht im Stich, alter Kumpel. Aber ich sag's besser auch Bob und den anderen. Je mehr, desto besser. Du wirst Unterstützung brauchen. Ich nehm auch 'nen Ziegelstein mit. Aber heller Wahnsinn ist es trotzdem!«

Als die Schule aus war, wußten anscheinend alle Schüler von dem angesetzten Kampf. Immer noch war Jim wütend, allerdings nicht wütend genug, daß er nicht auch Angst gehabt hätte. Sams Rat, den Fleischklumpen zu versetzen, anstatt sich ihm zu stellen, schien inzwischen vernünftiger. Aber er würde jetzt nicht kneifen. Alle würden sonst denken, er sei ein feiger Hund.

Pravits Konditorei und Laden lagen gleich um die Ecke. Inmitten von Schülern, die ihm voraus- oder nacheilten, ging Jim auf der Straßenseite entlang, auf der das Geschäft lag, und bog dann zum Weg hinter dem alten roten Ziegelsteingebäude ab. Wyzak, Pellegrino und Larsen waren bei ihm. Jim hatte gehofft, Freehoffer werde kneifen. Aber nein. Da war er, der Fleischklumpen, und lehnte an der Wand nahe beim Hintereingang. Zwischen den Wulstlippen steckte ein Zahnstocher, er wirkte ganz und gar unbekümmert. Neben ihm standen Dolkin und Skarga.

»Da ist ja der Klo-Gangster, der große Boss der Hosenscheißer!« brüllte Jim. Anfangs klang seine Stimme laut und schön fest, aber sie brach gegen Ende des Satzes. Knapp vier Meter vor Freehoffer blieb er stehen, während die Menge einen Halbkreis um beide bildete. Jims drei Kumpel standen direkt hinter ihm.

Der Fleischklops grinste höhnisch. »Ich hau dich in die Pfanne, Großmaul«, sagte er und lehnte weiter an der Wand.

Jim ließ seine Büchertasche fallen, brüllte und stürmte vorwärts. Freehoffer richtete sich mit großen Augen auf. Jim nahm Anlauf und stürzte sich dann auf ihn. Karatekämpfe hatte er in vielen Filmen gesehen, aber selbst noch nie versucht. Dies war sein erstes Mal, und es ging um alles oder nichts, friß oder stirb. Sein Körper lag fast waagerecht in der Luft, als er die untere Kante seines Schuhs voll in Freehoffers Nase knallte. Er hatte nach dem Kinn gezielt, es aber verfehlt. Allerdings war es so auch nicht schlecht. Der Kopf des Fleischklumpen kippte nach hinten, er taumelte gegen die Wand. Aus seinen Nasenlöchern sprudelte Blut.

Dann fiel Jim einfach um, versuchte sich zu drehen, aber landete schwer auf der Seite. Dumpfer Schmerz schoß durch seine Schulter. Der Wind war ihm aus den Segeln genommen. Trotzdem war er gleich wieder auf den Beinen und griff Freehoffer mit gesenktem Kopf an, stieß ihn in den fetten Bauch. Wieder durchbohrte ihn der Schmerz, diesmal am Hals.

Freehoffer schnappte nach Luft. Sein Gesicht war blutüberströmt, er krümmte sich und hielt sich den Bauch. Der Angriff hatte ihn genauso überrascht wie seine Kumpel. Dolkin und Skarga lösten sich jedoch schnell aus der Starre und stürzten sich auf Jim, der immer noch keinen Wind in den Segeln hatte. Sam Wyzak scheute zwar den Kampf, wenn er aber erst mal am Kämpfen war, dann hielt ihn nichts mehr zurück. Unter seiner Jacke zog er einen Ziegelstein hervor und schlug ihn Dolkin seitlich gegen den Kopf. Dolkin ging in die Knie, eine Hand war um die Wunde gekrampft. Als Skarga seine Faust aus der Jackentasche zog, glänzten darin Schlagringe. Er holte aus, um sie in Jims Rippen krachen zu lassen. Bob Pellegrino ging dazwischen und landete einen Kinnhaken bei Skarga. Mit dem Ziegelstein traf Sam Skarga an der Schulter. Der brüllte vor Schmerz und klappte zusammen, dann versuchte er auf allen vieren auf die versammelte Menschenmenge zuzukriechen. Pellegrino gab ihm einen deftigen Arschtritt. Steve Larsen stürzte sich auf Skarga und nagelte ihn auf dem Boden fest.

Mit seinen Fleischmassen hatte der Klumpen viel abfangen können. Er war noch längst nicht außer Gefecht gesetzt. Brüllend stürzte er sich auf Jim, nahm ihn in den Schwitzkasten und brachte ihn zu Fall, so daß er auf dem harten schwarzen Pflaster landete. Aber Jim hatte die Arme frei. Während sie sich auf dem Boden wälzten, konnte er Freehoffer einige – wenn auch nicht sehr harte – Schläge versetzen. Als der Klumpen ihn in den Bauch biß, schrie Jim auf, aber der Schmerz gab ihm die Kraft, sich loszureißen. Er lag immer noch auf dem Rücken, als Freehoffer sich aufrappelte und mit dem Fuß ausholte, um Jim zu treten.

Jim traf zuerst. Er knallte dem Klumpen einen Fuß in die Eier. Freehoffer schrie, hielt sich die Hoden und kippte nach vorne über. Ehe er zu Boden ging, erbrach er einen Schwall gelber Kotze. Jim rollte weg und entging so dem erdrückenden Gewicht von fast drei Zentnern. Aber die Kotze traf sein Haar und die linke Kopf- und Körperseite.

Jim stand auf. Dann fühlte und roch er das Zeug, das an ihm klebte, und schon der Gedanke daran, daß es sich aus dem Bauch des Klumpen ergossen hatte, machte ihn würgen. Er beugte sich über Freehoffer und spritzte ihm seine eigene Kotze ins Gesicht.

Einige Zuschauer freuten sich. Anderen wurde übel, ein paar mußten sich selbst übergeben, und ihr Beispiel machte Schule. Aber weder denen, die sich freuten, noch denen, die sich ekelten, blieb viel Zeit, ihren Reaktionen Ausdruck zu verleihen. Ganz in der Nähe kündigten Sirenen die Ankunft der Bullen an. Der Großteil der Menge machte sich schnell davon.

9. KAPITEL

Während ein schwarzweißer Streifenwagen in die Straße einbog, krächzte Freehoffer zwischen Schluchzern und tiefen Schnaufern seine Drohungen heraus.

»Ich krieg dich schon noch! Ich nehm das Gewehr von meinem Alten, du Pißnelke! Ich blas dir dein verrücktes blödes Hirn weg, und dann ramm ich dem Polacken seinen Ziegelstein in den Arsch und blas ihm den Kopf weg!«

Dolkin und Skarga hatten sich verpißt. Bob Pellegrino und Steve Larsen waren widerstrebend weggegangen, nachdem Jim ihnen gesagt hatte, es bringe nichts, wenn sie blieben und in den ganzen Zirkus mit hineingezogen würden. Sam jedoch hatte sich geweigert, Jim allein zu lassen.

»Du redest den letzten Mist!« sagte Jim. Auch er war außer Atem, wenn auch nicht annähernd so schlimm wie Freehoffer. »Du bist geliefert, Kotzbrocken! Mit deiner Schreckensherrschaft ist es aus und vorbei! Jedesmal, wenn ich dich dabei erwische, daß du irgendeinem verängstigten Hosenscheißer Geld abpressen willst, bist du dran, an Ort und Stelle! Ich schlag dich zu Brei!«

Er zitterte so heftig, daß seine Muskeln sich von den Knochen zu lösen schienen. Aber immer noch fühlte er sich so, als surfe er auf einer riesigen Welle. Sie trug ihn höher und höher, und wenn er den Kamm erreichte, würde er in das irre Blau entschweben. Im Kampf hatte er viel von der Wut und dem Drang zur Gewalttätigkeit verausgabt, die ihn den ganzen Tag lang nicht losgelassen hatten.

Und dann kamen die Bullen, schlenderten langsam heran, sahen sich um, aber grinsten. Sie waren erleichtert, daß sie keinen Krawall zerstreuen mußten. Wer immer auch den Kampf gemeldet haben mochte, mußte wohl übertrieben haben, dachte Jim. War es der alte Pravit gewesen? Möglich. Jedenfalls war die Polizei, wie jedes andere

Amt im geldknappen Belmont City, unterbesetzt und überarbeitet. Es war ein Wunder, daß überhaupt ein Streifenwagen aufgetaucht war.

Gut, daß Sam nicht mit den anderen weggegangen war. Die Bullen erkannten seinen Namen. Einer von ihnen wußte, daß Sam der Neffe von Stanislaw Wyzak war, Richter am abendlichen Schnellgericht, außerdem Neffe von John Krasinski, der dem Stadtrat angehörte. Die beiden Streifenpolizisten behandelten den ganzen Vorfall einfach als hitzigen Streit unter Oberschülern.

Normalerweise hätten die Bullen sie Arme und Beine spreizen lassen, gegen die Wand gestellt und gefilzt. Aber sie wollten sich die Hände wohl nicht mit dem stinkenden Zeug beschmutzen oder auch nur einen Zentimeter näher an Grimson und Freehoffer herangehen, als sie unbedingt mußten. Außerdem konnten sie den Jugendlichen die wahre Geschichte über die Ursache des Tohuwabohu sowieso nicht aus der Nase ziehen. Jim verzichtete darauf, ihnen von Freehoffers Erpressungen und seinen Morddrohungen ihm und Sam gegenüber zu erzählen. Der Klumpen hätte Jim ganz offensichtlich liebend gern aller möglichen Dinge bezichtigt, aber auch er hielt sich an das ungeschriebene Gesetz: Erzähl den Bullen von nichts und niemandem. Die Bullen wußten zwar, daß sie Lügen aufgetischt bekamen, aber es war ihnen egal. Wenn sie die drei mit einer Verwarnung ziehen ließen, konnten sie sich Papierkram sparen und vermeiden, sich bei Richter Wyzak und Stadtrat Krasinski unbeliebt zu machen. Allerdings, so fügten sie hinzu, würden sie den Vorfall den Eltern der Jungen melden müssen.

Im Klartext: Ziehet hin, meine Kinder, und sündigt nicht mehr. Und wascht um Himmels willen eure Klamotten und nehmt ein Bad. Hoho!

Die Bullen wollten schon gehen, da zog der eine ein finsternes Gesicht und sagte: »Grimson? Wo hab ich das doch schon mal gehört... ach ja... ich glaub, ich hab neulich abend deinen Alten vor den Kadi geschleppt, wegen Trunkenheit und Ruhestörung. Aber da

war doch noch was. Ach ja! Hab ich nicht vor ein paar Jahren irgendwas über dich gelesen? Irgendwas, das mit seltsamen Visionen zu tun hatte, und daß du aus Handflächen und Stirn geblutet hast. Hat ziemlich Wirbel gemacht, nicht? Manche Leute meinten, du wärest vielleicht ein Heiliger oder so, und andere dachten, du wärest nicht ganz richtig im Kopf.«

»Das ist Jahre her. Da war ich noch klein«, sagte Jim mürrisch. »Seitdem ist alles klar. War sowieso nicht viel dran. Die Zeitung hat übertrieben. Denen geht's doch nur um Schlagzeilen.«

Blitzartig fiel ihm der Arzt ein, der ihn untersucht hatte, nachdem die Stigmata aufgetreten waren. Der alte Doktor Gutknochen, unglaublicher Name, aber er hieß wirklich so. »Es liegt nur an seiner hyperaktiven Phantasie, die sich mit einer Tendenz zur Hysterie paart«, hatte der Arzt seiner Mutter verkündet. »Die seltsamen Dinge, die er gesehen hat, die Stigmata, für all das gibt es Erklärungen, man muß dazu nicht auf das Übernatürliche zurückgreifen. Solche Fälle treten zwar nicht besonders häufig auf, aber in medizinischen Fachzeitschriften wurde schon über etliche berichtet. Es ist rein psychologischer Natur. Die Vorstellungskraft kann merkwürdige Dinge bewirken. Sogar das Bluten, das rein organisch bedingt zu sein scheint. Besonders ausgeprägt ist die Phantasie bei Kindern, Jugendlichen und hysterischen Frauen. Der kleine Jim wird wahrscheinlich darüber hinwegkommen und sich recht normal entwickeln. Wir müssen ihn einfach weiter beobachten. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Seine Mutter hätte eigentlich erleichtert sein müssen, und wahrscheinlich war sie das auch. Aber sie war auch enttäuscht. Sie war der festen Überzeugung gewesen, die Visionen und Stigmata seien Gottes Zeichen dafür, daß Jim zum Heiligen auserkoren war.

Der Bulle nahm ihnen das Versprechen ab, daß sie sich nicht noch einmal prügeln und sofort nach Hause gehen würden. Als ein Polizeiruf kam, waren beide schnell fort. Freehoffer sah aus, als

würde er Jim und Sam gern weiter bedrohen, watschelte dann aber doch davon, die Straße hinunter. Jim suchte seine Büchertasche. Sie war weg.

»Um Himmels willen, was denn noch?« schrie er. »Jemand hat sie geklaut! Die Bücher... Ich werd neue kaufen müssen!«

Das würde seinen Vater noch mehr auf die Palme bringen. Es war schwer genug gewesen, zu Anfang des Schulhalbjahrs das Geld für die Bücher zusammenzubringen. Eric Grimson würde ihm nicht nur wegen der Schlägerei die Hölle heiß machen. Und Eva Grimson würde das Geld für die Bücher von dem schmalen Lohn abzwacken müssen, den sie als Putzfrau mit nach Hause brachte. Nein. Sein Vater würde darauf bestehen, daß sein Sohn selbst dafür aufkam. Aber wie sollte er das Geld auftreiben?

Hörte die Pechsträhne denn nie auf?

Jims Mutter war noch nicht von der Arbeit auf dem Goldhügel zurück, als Jim zu Hause ankam. Aber sein Vater wartete auf ihn. Er schrie sofort los, Jim solle seine Klamotten in die Waschmaschine im Keller stopfen und duschen. Auf der Stelle. Der Wasserschock werde ihn möglicherweise umbringen, aber dann seien Jim und die Welt ohnehin besser dran. Jim versuchte ihm beizubringen, warum er in die Schlägerei verwickelt worden war. Eric Grimson hörte ihm überhaupt nicht zu. Er stand oben auf der Kellertreppe, während Jim sich aus seinen Sachen schälte und sie in die alte Waschmaschine stopfte.

»Das sind zusätzliche Kosten für Seife, Wasser und die Gasheizung, du treibst die Rechnungen hoch, dabei sind sie jetzt schon hoch genug. Allerdings kann ich nicht behaupten, daß du ansonsten viele Wasserkosten verursachst«, sagte Eric. »Vielleicht sollte ich das als gottgewollte Chance sehen, dich zum Duschen zu zwingen.«

Erst nachdem Jim saubere Sachen angezogen hatte, entschloß er sich, seinem Vater vom Diebstahl seiner Schulbücher zu erzählen.

Aber als er zögernd sein Zimmer verließ, stellte er fest, daß sein Vater gar nicht mehr da war. Eric Grimson war irgendwo unterwegs, wahrscheinlich fünf Straßen weiter in der Texas-Kneipe. Das Geld, das Jim für neue Schulbücher hätte brauchen können, gab er bestimmt für Alkohol aus. Dabei fiel Jim ein, daß er vergessen hatte, sich im Schnellimbiß zu melden, in dem er arbeitete. Wenn er dem Geschäftsführer erzählte, er sei krank – das hatte er schon allzu oft getan –, dann würde er wahrscheinlich rausfliegen.

Na und?

Es würde nicht leicht sein, einen anderen Job zu finden, das war der Punkt.

Aber er hatte Sam versprochen, er werde heute abend mit ihm Halloween feiern, und den Spaß wollte er sich nicht nehmen lassen.

Falls er seine Mutter auf seine Seite ziehen konnte, weg von seinem Vater, würde er vielleicht ein bißchen Taschengeld von ihr bekommen. Sie würde es von irgendwo zusammenkratzen, das tat sie fast immer. Allerdings wußte er, wie schwer es ihr fiel. Sie würde sich zwar nicht beklagen, aber ihre großen, traurigen Augen, die unterdrückte Ablehnung, Enttäuschung und Resignation, die sie ausstrahlte, würden ihm das Gefühl geben, er sei ein Mistkerl, ein Parasit, ein Blutsauger, ein Taugenichts und wirklich verkommener Sohn.

Ihr Schweigen und ihre ruhige Art machten ihm weit mehr zu schaffen als die lauten Tobsuchtsanfälle seines Vaters. Wenigstens konnte er Dampf ablassen, wenn er sich mit seinem Vater stritt. Aber ihr sturer Wille, sich auf keinen Streit einzulassen, frustrierte ihn und nagte an ihm. So mußten sich Termiten fühlen, wenn sie sich fröhlich durch Holz kauten und dann Knall auf Fall auf Eisen stießen.

Bis auf ein leichtes Ächzen oder ein ganz schwaches Rauschen hin und wieder war es ruhig im Haus. Das mochten die Geräusche kleiner Erdverschiebungen in den Tunneln und Schächten unten sein. Warnungen an die unachtsamen Menschen dort oben, daß große

Einstürze bevorstanden. Oder waren es, wie in Coleridges Gedicht *Kubla Khan*, »Stimmen unserer Vorfahren, die vor einem Krieg warnten«? Oder Trolle, die sich in den verlassenen Kohleschächten zu schaffen machten, um die Zerstörung der Häuser von Belmont City zu beschleunigen?

Mann, ich bin wirklich reif für die Klapsmühle, dachte Jim. Mein Gehirn ist wie ein Geschoß, das sein Ziel verfehlt. Es produziert ständig Querschläger, stellt sich hundert Szenen vor, wo doch nur eine real sein kann. Ich bin wirklich zum Schriftsteller oder Dichter geschaffen, nicht zum Automechaniker.

Er ließ sich in einem Sessel im Wohnzimmer nieder. Vor sich sah er den künstlichen Kamin. Auf seinem Sims standen zwei Glaskugeln mit Weihnachtsszenen (wenn man die Kugeln schüttelte, fiel Schnee auf die kleinen Häuser und Leute da drinnen), Figuren der Heiligen Jungfrau Maria und Sankt Stephans, zwei Räucherkerzen, eine Spraydose mit Möbelpolitur, ein Aschenbecher mit einem Haufen Zigarettenstummeln und eine Spieldose, auf der weißgekleidete, aber nikotinbefleckte Balletteusen im Kreis tanzten.

An der Wand über dem Sims hing ein großes Bild, das Ragnar Fjalar Grimsson zeigte. Jims heißgeliebten Großvater, der jetzt schon acht Jahre tot war. Obwohl Ragnar lächelte, sah er genauso grimmig drein wie sein Namenspatron, der legendäre Wikingerkönig Ragnar mit den haarigen Reithosen, von dem er angeblich abstammte. Sein weißer, buschiger Bart fiel ihm fast bis zur Körpermitte. Seine weißen Augenbrauen waren so dick und eindrucksvoll, wie die vom lieben Gott sein mußten (falls es ihn gab), und die blauen Augen schauten so durchdringend wie die Schneide der Kriegsaxt eines nordischen Piraten. Als der alte Mann gestorben war, hatte sein Sohn Eric das große Jesus-Gemälde trotz der schwachen Proteste seiner Frau heruntergenommen und statt dessen das Bild seines Vaters aufgehängt.

Ein angemessener Ersatz, hatte Jim gedacht.

Der alte Norweger war ein echtes Mannsbild gewesen. Ein Abenteurer, weit gereist über Land und Meer, abgehärtet, kein Jammerlappen, ein Draufgänger, weitgehend ein Autodidakt, ein begeisterter Leser, einer, der vor nichts und niemandem Angst hatte, einer, der Shakespeare, Milton und alte skandinavische Sagen zitieren konnte, aber trotzdem Comics mochte und sie Jim vorgelesen hatte, als Jim noch nicht lesen konnte, ein rechthaberischer Sturkopf, aber einer mit viel Humor und Witz, einer mit der festen Überzeugung, daß die meisten der heute Lebenden degeneriert waren.

Gut, daß der alte Ragnar gestorben war. Sein Sohn und erst recht sein Enkel hätten ihn bestimmt zutiefst angewidert. Und seine Schwiegertochter Eva hatte Ragnar sowieso noch nie leiden können, obwohl er sie immer höflich behandelt hatte. Sie hatte Angst vor ihm, und er verachtete Menschen, die er einschüchtern konnte.

Anfangs hatten Jims Visionen, Träume und Stigmata seinen Großvater beunruhigt. Nach einiger Zeit war er zu dem Schluß gekommen, daß sie nicht unbedingt Symptome einer Geisteskrankheit sein mußten. Die Schicksalsgöttinnen hatten Jim berührt und ihm das zweite Gesicht verliehen, ein Geschenk, das die Schotten ›fey‹, übersinnlich, nannten. Jim konnte Dinge sehen, die anderen verborgen blieben. Obwohl der alte Mann Atheist war, glaubte er (oder tat wenigstens so) an die Nornen oder Parzen, die drei Schicksalsgöttinnen des heidnischen Skandinavien. »Selbst heute noch stößt du auf dem Land und in den Waldgebieten auf Norweger, die mehr an die Vorsehung glauben als an ihren lutheranischen Gott.«

Sein Großvater hatte Jims kleine Hände in seine riesigen, von der Arbeit knorrigten Hände genommen. Er hatte sie hochgehoben, so daß die schwachen weißlichen Male auf Jims Fingernägeln im Licht zu sehen waren. Jim war sich dieser Male nur allzu deutlich bewußt und hatte irgendwie Scheu davor, daß Leute sie sahen. Aber Ragnar

sagte: »Das sind die Male, die die Wikinger *Nornaspor* genannt haben. Die Nornen haben sie dir als Zeichen ihrer besonderen Gunst verliehen. Du hast Glück. Wären es dunkle Male, hätte dich dein Leben lang Pech verfolgt. Aber sie sind weiß, und das bedeutet, daß du den größten Teil deines Lebens Glück haben wirst.«

Schicksal. Im Englischunterricht hatte Mister Lum mehr als einmal gesagt: »Der Charakter bestimmt das Schicksal. < Das Zitat stammt von Heraklit, einem alten griechischen Philosophen. Denkt daran, und lebt danach. >Der Charakter bestimmt das Schicksal.«

Das hatte Jim zutiefst beeindruckt. Andererseits glaubte sein Großvater das genaue Gegenteil: Das Schicksal bestimme den Charakter. Egal, was zutraf: Jim wußte, daß er zum ewigen Verlierer verdammt war. Mochte der alte Ragnar auch von *Nornaspor* sprechen. Jim Grimson war ein hoffnungsloser Fall, alles andere als ein Held. Wie der Schulpsychologe ihm gesagt hatte, verfügte er über wenig Selbstachtung, kam nur mit wenigen Gleichaltrigen aus, die alle so kaputt waren wie er selbst, kam mit Vorgesetzten nicht klar, haßte Autorität in welcher Form auch immer, hatte keinen Ehrgeiz und befand sich, kurz gesagt, ohne Bremsen auf der steil abfallenden Straße zur Hölle. Nachdem der Psychologe all das gesagt hatte, hatte er hinzugefügt, Jim habe großes Potential, auch wenn sein Charakter chaotisch sei und diesem Potential entgegenwirke. Er könne sich selbst beim Schopf nehmen und aus dem Sumpf ziehen. Und dann hatte der Psychologe die Scheiße wirklich dick aufgetragen.

Jim seufzte. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß irgend etwas mit seiner Umgebung nicht stimmte oder vielmehr darin fehlte. Er brauchte eine Minute, bis er merkte, daß ihn Schweigen umgab. Kein Wunder, daß er sich unbehaglich gefühlt hatte.

Er ging in die Küche und stellte das Radio an. WYEK hatte gerade »Die Stunde der goldenen Oldies« laufen und spielte »Freak Out«, die Platte, mit der Frank Zappa 1965 sein Debüt mit den Mothers of

Invention gegeben hatte. Damals war Jim drei gewesen, das war Urzeiten her.

Ehe die Platte zu Ende war, kam Eric Grimson nach Hause. Und die Tore der Hölle öffneten sich.

10. KAPITEL

Um 18 Uhr 19, eine Stunde nach Sonnenuntergang, schob Jim sein Schlafzimmerfenster hoch und kroch hinaus. Vor dreißig Minuten hatte er das Abendbrot gegessen, das seine Mutter ihm heimlich zugesteckt hatte.

Eva Grimson war wenige Minuten vor ihrem Mann heimgekommen und hatte damit begonnen, das Abendessen zu richten. Sie hatte Jim gebeten, das Radio leiser zu stellen, was er auch getan hatte. Von seinen Problemen am Nachmittag hatte er nichts erwähnt. Um halb sechs war Eric Grimson hereingewankt, sein Gesicht war rot, und seine Fahne hätte einen Drachen niederstrecken können. Als erstes hatte er das Radio abgestellt und gebrüllt, er wolle die verdammte Scheiße nicht hören, wenn er zu Hause sei. Dann hatte er sich natürlich Jim vorgeknöpft. Eva hatte das alles verwirrt, bis ihr Mann ihr von dem Anruf der Polizei, von Jims Schlägerei mit dem Freehoffer-Jungen und der Kotze auf seiner Kleidung erzählt hatte.

Eines führte zum anderen – tat es das nicht immer? –, und es dauerte nicht lange, bis Vater und Sohn einander anschrien. Seine Mutter, die mit dem Rücken zu ihnen mit eingezogenen Schultern am Herd stand, sagte gar nichts. Hin und wieder schauerte sie zusammen, als habe sie etwas tief drinnen gezwickt. Schließlich befahl Eric seinem Sohn, sich auf sein Zimmer zu verziehen. Sein Abendbrot könne der Teufel holen, er werde ganz bestimmt nichts kriegen, hatte er ihm nachgerufen.

Augenblicklich hatte sich Schweigen über das Haus gesenkt. Jim nahm ein zerfleddertes und angegilbtes Taschenbuch aus dem Regal und versuchte zu lesen. Mary Shelleys *Frankenstein*, das er schon einmal gelesen hatte. Er war in der richtigen Stimmung für diese Geschichte über ein Monster, geschaffen aus Körperteilen toter Menschen, über den verdammten Außenseiter, der von allen

Menschen gehaßt wurde und alle Menschen haßte, über den Zurückgewiesenen, den Mörder der natürlich Geborenen, der später auch seinen Schöpfer umbringen sollte, der den Mann töten würde, der in gewisser Weise sein Vater gewesen war.

Aber der gottverdammte altmodische Prosastil hatte ihn schon immer ziemlich abgestoßen. Jedenfalls war ihm im Moment ganz und gar nicht danach. Er ließ das Buch auf den Boden fallen und tigerte in dem engen Zimmer auf und ab. Einige Zeit später begann der Fernseher im Wohnzimmer zu dröhnen. Eric Grimson saß dort mit einem Bier in der Hand und glotzte in die Röhre. Nach wenigen Minuten hörte Jim ein Klopfen an der Tür. Er öffnete und sah seine Mutter, die ein Tablett mit dem Abendbrot trug.

»Ich kann dich doch nicht hungern lassen«, flüsterte sie. »Hier. Wenn du aufgegessen hast, schieb's unters Bett. Ich hol's dann später... du weißt schon.«

»Ich weiß«, sagte er. »Danke, Mom.« Er beugte sich vor, um das Tablett zu übernehmen, und küßte dabei ihre schweißnasse Stirn.

»Ich wünschte«, sagte sie, »ich wünschte...«

»Ich weiß, Mom«, sagte er. »Das wünsche ich mir auch. Aber...«

»Die Dinge könnten...«

»Vielleicht, irgendwann einmal...«

Wenn sie miteinander sprachen, dann normalerweise nur in Andeutungen. Jim wußte nicht, woran das lag. Vielleicht daran, daß der Druck, der auf ihnen lastete, die Sätze verstümmelte. Aber er wußte es einfach nicht.

Er schloß die Tür und verschlang den Kartoffelbrei, die Soße, den gebratenen Schinken, die Bohnen, die Sellerie und das ungarische Schwarzbrot. Nachdem er das Tablett unter dem Bett versteckt hatte, schlich er sich den Gang hinunter und ging aufs Klo. Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang kroch er dann aus dem Fenster. Falls

sein Vater entdeckte, daß er weg war, konnte er auch nichts daran ändern.

Am späten Nachmittag hatte sich die Luft auf mehr als fünfundzwanzig Grad erwärmt, inzwischen war die Temperatur jedoch unter fünfzehn Grad gefallen. Obwohl die steife Brise aus westlicher Richtung etwas nachgelassen hatte, war sie immer noch so kräftig, daß die Luft schneidend war. Es hatte sich bewölkt. Der Halbmond war in zarten Flausch gehüllt. Eine gute Nacht für Halloween.

Er duckte sich, als er am Wohnzimmerfenster vorbeikletterte. Der Fernseher dröhnte immer noch. Als er unten auf dem Bürgersteig ankam, der von einer Straßenlampe gut ausgeleuchtet war, sah er, daß die Sprünge im Zement noch breiter geworden waren. Er wußte nicht, wann das passiert war, aber es schien ihm so, als seien sie jetzt noch größer und zahlreicher als zu dem Zeitpunkt, als er das Haus betreten hatte. Allerdings war er da zu aufgeregt gewesen, um darauf zu achten.

Eine Gruppe von Kindern war gerade unterwegs, die - wie üblich an Halloween - denjenigen Streiche spielen würden, die ihnen an der Haustür nichts zusteckten. Alle waren verkleidet: als Hexen, Dämonen, Klingonen, Skelette, Geister, Draculas, Frankenstein-Monster, Roboter, Darth Vaders, nur einer als Punk - mit grell bemaltem Gesicht, Ohrringen und einem Hahnenkamm. Wahrscheinlich stellten sich seine Eltern ein Monster genau so vor. Einer der Kleinen trug nichts als ein riesiges Gehirn. Das entsprach genau Jims Vorstellungen: Die wahren Schrecken dieser Welt wurden im menschlichen Hirn ausgebrütet.

Da die Gruppe auf dem Weg zu dem Haus war, in dem Jim wohnte, ging er jetzt schneller. Sein Vater würde auf die Türglocke zwar nicht reagieren, aber seine Mutter mochte ihn sehen, wenn sie auf die Veranda heraustrat und einzelne Hershey-Schokoladenküsse in die Beutel der Kinder warf. (In dieser Nachbarschaft war nicht viel

zu holen.) Ihrem Mann würde sie kein Wort davon erzählen, es sei denn, er fragte, ob sie ihren Sohn gesehen habe. Dann würde sie notgedrungen die Wahrheit sagen. Denn sonst würden sie vielleicht die Heiligen holen, ganz zu schweigen von den bösen Buhmännern.

Sam Wyzak erwartete ihn auf der Vorderveranda des Hauses, in dem er wohnte. Er rauchte eine Zigarette, also mußte seine Mutter wohl im hinteren Teil des Hauses beschäftigt sein, wo sie ihn nicht sehen konnte. Anders als Eric Grimson würde Sams Vater den Kindern Süßigkeiten in die Beutel werfen. Er würde über die Unterbrechung beim Fernsehen zwar motzen, aber er würde es trotzdem tun. Ihm war es scheißegal, ob sein Sohn rauchte, wenn er selbst nur seine Ruhe hatte.

Sam gab Jim eine Zigarette. Sie schlenderten die Straße hinunter und redeten über die Schlägerei mit dem Klumpen und seinen Kumpeln. Dann drückte Sam Jim einen Aufputscher in die Hand. Jim spürte weit mehr als eine Aufwallung von Geist und Nerven. Die Droge traf ihn direkt ins Zentrum des Gehirns, als habe eine Atomrakete mit tödlicher Sicherheit ihr Ziel gefunden. Nie zuvor hatte ihn eine so kleine Menge derart plötzlich und mit solcher Gewalt umgehauen. Er war außerordentlich aufnahmefähig, die Mauern waren niedergerissen, in der Burg schlief das Heer tief und fest.

Erst ein paar Tage später konnte er sich wieder an Bruchstücke dessen erinnern, was sich in den folgenden sechs Stunden abgespielt hatte. Der Rest des Alptraums war einfach weg, den hatten Schwarze Schöne, Marihuana-Joints, Bier, Whisky und Engelsstaub vertilgt, alles milde Gaben seiner Freunde. Bis zu diesem Tag hatte er sich immer dagegen gewehrt, Kokain auch nur zu versuchen, sosehr es ihn auch lockte. Kokain hatte drei seiner Freunde in Krämpfe und anschließend in ein tödliches Koma befördert. Aber die Sintflut weniger gefährlicher Drogen und der Alkohol hatten seine Ängste weggespült.

Zuerst gingen Jim und Sam zu dem Haus, in dem Bob Pellegrino wohnte. Dort warteten sie auf Steve Larsen und Gizzy Dillard und fuhren dann mit Bobs 1962er Plymouth los, der, Wunder über Wunder, tatsächlich einmal lief. Auf dem Weg zu Rodfettters Drive-In machte Bob eine der fünf Fläschchen mit schwarzgebranntem Schnaps, Marke ›Weißes Maultier‹, auf. Steve steuerte ein Sechserpack Budweiser-Bier bei, sein älterer Bruder hatte sich breitschlagen lassen und es für ihn besorgt. Der halbe Schnaps- und der ganze Biervorrat war aufgebraucht, bis sie mit großem Getöse und Geschrei im Drive-In ankamen. Auch ein Joint war bis dahin halb geraucht, und jeder hatte eine Schwarze Schöne intus.

Rodfettters Drive-In war der Ort, an dem die Prolo-Schüler der Central High School herumhingen, ihr derzeitiger ›In‹-Treff. Mehrere Stunden lang alberten Jim und seine Freunde dort herum. Im Unterschied zu den anderen Schülern machten sie nur selten Stippvisiten in anderen Autos. Außerhalb ihrer kleinen Gruppe hatten sie keine Freunde, nicht einmal nähere Bekannte. Sie waren die Parias, die Unberührbaren, die Unerträglichen, und sie taten so, als seien sie sogar stolz darauf.

Jim konnte sich nicht erinnern, wie lange sie dort gewesen waren. Irgendwann hatte er während dieser irgendwie vernebelten Stunden noch mehr Joints geraucht und das warme Bier getrunken, das Pellegrino aus dem Kofferraum gezaubert hatte. Dann waren Veronica Pappas, Sandra Melton und Maria Tumbrille mit LSD aufgetaucht. Veronica war Sängerin und Frontfrau der Hot Water Eskimos, Maria ihr Ersatz. Sandra managte die Rockgruppe. Ihr Spitzname war ›Macke‹, aber ihre engen Freunde sagten das nur, wenn sie nicht dabei war. Sandy nahm es übel, wenn sie es hörte. Es sei denn, sie war wieder einmal in einer ihrer tieftraurigen, wirklich sehr tiefen und wirklich sehr traurigen Depressionsphasen, dann war sie tiefer unten als der Schlick am Grund des Pazifik und weiter weg als der kalte und tote Planet Pluto.

An diesem Abend jedoch war sie in einer überaus geschwätzigen, exaltierten Stimmung.

Irgendwann im Laufe des Abends, während sie auf der Motorhaube des Plymouth saßen oder dagegen lehnten, präsentierte Steve Larsen LSD auf Zuckerwürfeln.

»Ich hab's gehortet«, sagte er. »Hab's für den richtigen Zeitpunkt aufgehoben. Heute abend paßt's, Halloween. Wir können uns mit den Hexen auf Besenstiele schwingen, bis hinauf zum Mond.«

Später fiel Jim ein, daß er selbst irgendwie erwähnt hatte, das Zeug verursache Halluzinationen, obwohl er Schwierigkeiten hatte, das richtig auszusprechen.

»Ich meine, es verursacht Visionen, bringt einen dazu, daß man vierdimensionale Welten sieht, Dinge, die gar nicht da sind, Dinge, die einem angst machen können, Raum und Zeit total und gleichzeitig. Ich brauch das nicht. Ich hab ganz von selbst Visionen, und ich mag sie nicht. Nein, danke.«

»Es ist nicht so wie Heroin oder Kokain«, hatte Steve gesagt. »Es macht dich nicht abhängig, nicht süchtig. Und diese Visionen hast du doch sowieso seit Jahren nicht mehr gehabt.«

»Also gut, warum nicht?« hatte Jim geantwortet. »Was hab ich schon zu verlieren, außer meinen Verstand, und ich hab ja sowieso keinen.«

»Es ist eine Fahrkarte zum Himmel«, sagte Steven. »Ich bin zwar nie dort gewesen, aber dieser Stoff bringt dich an einen Ort, der sogar noch besser ist.«

»Ums ganze Universum herum, schneller als mit Lichtgeschwindigkeit, sagt man«, ergänzte Pellegrino. »Wenn du zurückkommst, triffst du dich selbst, wie du gerade aufbrichst.«

Jim zerbiß den Zuckerwürfel und nahm dann einen tiefen Zug aus einem braunen Joint. Sie ließen ihn kreisen, bis er nur noch ein kurzer Stummel war. Steve verstaute ihn in seiner Jackentasche.

Es mußte wohl danach gewesen sein, daß einer von ihnen vorgeschlagen hatte, sie sollten zur Apfelbaumplantage vom alten Dumski rausfahren und sein Scheißhaus umkippen. Es war schon eine gute alte Halloween-Tradition, daß der baufällige Holzschuppen umgestoßen wurde. Oder daß man es zumindest versuchte, denn nur wenige hatten es geschafft. Die Obstfarm hatte früher auf dem Land gelegen. Aber als Belmont City wuchs, verleibte sich die Stadt auch das Umland ein.

Dumski wohnte am Ende eines Feldwegs, etwa einen Kilometer von der Hauptverkehrsstraße. Das Gelände war mit Stacheldraht umzäunt. Das Haus war schon vor Jahren abgebrannt. Dumski hauste ganz allein in der Scheune. Die Stadt hatte seit einiger Zeit Druck zu machen versucht und wollte ihn zwingen, ein Haus zu bauen, ein Haus mit richtigen Installationen und einem Spülklosett. Aber der alte Einsiedler hatte den städtischen Behörden getrotzt und sie verklagt.

Er hatte einen riesigen Hund, einen Rottweiler, ein Exemplar dieser schwarzbraunen, großköpfigen, finster blickenden, Angst einjagenden Rasse, die auch in dem Film *Dös Omen* eine Rolle spielt. Die Bestie streifte Tag und Nacht auf dem Hofgelände umher und war nur während der Erntezeit angebunden. Seitdem Dumski sich diesen Hund besorgt hatte, hatte niemand mehr sein Land unbefugt betreten.

»Hat irgend jemand Tranquilizer dabei?« hatte Jim gefragt. »Stopft 'ne Ladung in einen Hamburger, und gebt das dem Hund zu fressen. Dann schläft er ein, und wir kommen rein.«

Das waren in jener Nacht die letzten vernünftigen Worte gewesen. Bob Pellegrino kaufte einen großen Hamburger ohne Zwiebeln. Dann reicherte er ihn mit einem Dutzend Tranquilizern an, wickelte ihn wieder ein, und los ging's: Acht Leute wie die Ölsardinen im Plymouth, wie Zirkusclowns in einem Trick-Auto, die kicherten und schrien, während WYEK sie mit ›A Day in the Life‹ ins Sperrfeuer

nahm und die quecksilbrigen Schrapnellgeschosse des Songs in ihren jungen Seelen explodierten. Das hatten die Beatles vor dreizehn Jahren gesungen und die Welt damit erschüttert, in jener vorzeitlichen Rock-Dämmerung, als Jim erst vier Jahre alt gewesen war. Bob ›Guru‹ Hinman, der uralte Discjockey, der das angegraute alte Zeug genau wie Jim liebte, würde als nächstes ›Maybelline‹ von Chuck Berry spielen. Er behauptete, damit habe der Rock 'n' Roll überhaupt erst angefangen.

Veronica saß auf dem Rücksitz auf Jims Schoß. Später sollte er sich vage daran erinnern, daß sie an seinem Hosenschlitz herumgefigert hatte, aber er wußte nicht mehr, was passiert war, als sie ihn aufgekratzt hatte. Wahrscheinlich gar nichts. Er hatte schon seit zwei Wochen keinen Steifen mehr gehabt, so deprimiert war er gewesen. Dabei sollte er mit siebzehn doch angeblich einen Sexualtrieb haben, der auf Höchsttouren lief.

Dumskis Apfelfarm lag auf der anderen Seite des Goldhügels. Sie brauchten etwa zwanzig Minuten bis dort, weil sie ständig an roten Ampeln halten mußten. Bei einigen fuhr Bob allerdings einfach durch. Dann hatten sie die Schnellstraße erreicht. Im Licht der Scheinwerfer sahen sie rechts und links Bäume. Ihnen kam kein Verkehr entgegen, es überholte auch niemand. Jim wartete immer noch auf die Halluzinationen, aber sie stellten sich nicht ein. Oder waren sie schon da? Vielleicht war diese schnöde Welt die grundlegende Halluzination?

Bob bremste ab, allerdings nicht schnell genug. Sie hatten die Abzweigung zu Dumski verpaßt. Nachdem Bob gewendet hatte und in den Feldweg einbog, sagte Sandy: »Sollten wir das Radio nicht lieber ausmachen? Es ist so laut, daß man damit Tote erwecken könnte!«

Alle protestierten, weil Bob Dylan gerade mitten in seiner ›Desolation Row‹ war und sie das Lied bis zum Ende hören wollten.

Sie einigten sich auf einen Kompromiß und stellten das Radio leiser. Sobald der Klassiker vorbei war, machte Bob den Apparat aus. Gleich darauf schaltete er die Scheinwerfer ab. Das Mondlicht, das durch gazeartige Wolken und Wolkenschluchten drang, reichte aus, ihnen den Weg zu weisen.

Langsam ließ das Auto den von Bäumen gesäumten, schattigen Feldweg hinter sich und hielt vor einem Tor im Stacheldrahtzaun.

11. KAPITEL

An vieles, das passiert war, nachdem sie im Drive-In gewesen waren, konnte sich Jim nicht mehr erinnern. Viele Einzelheiten erfuhr er erst viel später von Bob Pellegrino, der nicht so viel gesoffen und nicht so viele Drogen eingeworfen hatte wie die anderen, weil er fahren mußte. Aber auch er war in keinem Zustand gewesen, den man als ›chemisch ungesättigt‹ hätte bezeichnen können.

Die Scheune zeichnete sich dunkel und unheimlich gegen das ständig wechselnde Mondlicht ab. Falls Dumski da drin war, hatte er entweder kein Licht an, oder aber die Rolläden schlossen genau mit den Fenstern ab. Der Rottweiler war weder zu sehen noch zu hören. Das Scheißhaus, das angeblich drei Löcher hatte, war linker Hand, etwa fünfundzwanzig Meter von der Scheune entfernt, als vager Umriß zu erkennen. Man hatte es in gewisser Distanz zum Haus gebaut, von dem nur noch klägliche Reste übriggeblieben waren. Der alte Dumski hatte einen weiten Weg, wenn er aufs Klo mußte.

Sie schälten sich aus dem Auto. Bob hatte sie zur Ruhe ermahnt, aber Gizzy knallte die Tür zu, nachdem er ausgestiegen war. Ehe Bob schimpfen konnte, wurde Gizzy schlecht. Er ging zurück zur Straße und in den Wald, damit man sein Kotzen nicht hören konnte. Trotzdem fand es Pellegrino, inzwischen zur Glucke der Gruppe avanciert, noch zu laut. Er wollte Gizzy schon nachgehen und ihm sagen, er solle an sich halten, als er sich anders besann und stehenblieb. Aus der Dunkelheit auf der anderen Seite des Zauns drang ein tiefes Knurren, das die Jugendlichen verstummen ließ.

Nachdem sie einige Sekunden lang panisch um sich geblickt hatten, sahen sie hinter dem Tor einen riesigen Hund. Daß er nur knurrte und als bloßer Schattenriß zu sehen war, machte ihn nicht weniger bedrohlich. Pellegrino, der »hier, Hundchen! So ein lieber Hund!« murmelte, ging langsam auf die Bestie zu. Als er fast bis zum Tor gekommen war, warf er den Hamburger hinüber. Er landete mit

einem dumpfen Aufprall. Kurze Zeit später drehte Pellegrino sich um und flüsterte: »Er hat's hinuntergeschlungen.«

Sandy Melton hatte den Hamburger noch mit Acid angereichert, als sie auf der Schnellstrasse gewesen waren.

Sie hatte irgend etwas davon gebrabbelt, sie wolle gern sehen, welche Art von Halluzinationen ein Hund kriegen würde. Jim fiel das später wieder ein, weil er das sehr komisch gefunden hatte. Der Hund knurrte immer noch. Dann, ein paar Minuten später, wurde das Knurren schwächer. Der Hund machte sich auf und davon, er taumelte. Nach noch nicht einmal zehn Metern brach er zusammen.

Das Tor war mit einer schweren Kette zugebunden, deren Enden mit einem großen Schloß gesichert waren. Jim stieg hinüber, oben war das Tor mit Stacheldraht gespickt. Dann half er auch Pellegrino hinüber. Beide zogen Sam Wyzak und Steve Larsen nach. Alle hatten blutige Hände, aber keiner spürte irgendeinen Schmerz.

»Heilige Mutter!« sagte Sam. »Gerade hat sich die Scheune in ein Schloß verwandelt! Ein Schloß aus Glas und Diamanten, es glänzt im Mondlicht!«

Niemand kam auf die Idee, ihm zu sagen, daß in diesem Augenblick überhaupt kein Mondlicht zu sehen war.

Jim hatte keine visuellen Halluzinationen, aber er hatte das Gefühl, seine Beine hätten sich gestreckt, so gestreckt wie bei dem Kind in dem Märchen von den Siebenmeilenstiefeln, und er könne das Scheißhaus mit einem Schritt erreichen. Allerdings war er dadurch abgelenkt, daß die Mädchen sich weigerten, über das Tor zu steigen. Sie spürten die Stacheln und hatten die Risse in der Kleidung der Jungen gesehen. »Außerdem«, stellte Sandy Melton fest, »wer soll sich dann um Gizzy kümmern? Vielleicht müssen wir wie der Teufel rennen. Wir wollen Gizzy doch nicht zurücklassen.«

»Du hast recht«, sagte Bob. »Okay. Es wird nicht lange dauern. Wir brauchen euch sowieso nicht. Schafft Gizzy ins Auto.«

Die drei Jungen gingen den Schotterweg entlang, der vom Tor zu den Überresten des Bauernhauses führte. Kurz davor bogen sie im rechten Winkel zum Außenklo ab. Genau in dem Moment, als sie den stinkenden Schuppen erreicht hatten, brach das Mondlicht durch die Wolken und überflutete den Hof. Sie konnten sogar die Sichel erkennen, die in die Tür geritzt war.

Jim wunderte sich, daß es auch Bob, Sam und Steve mit einem einzigen Schritt zum Gebäude geschafft hatten. Sie sahen gar nicht so aus, als habe man ihre Beine verlängert. Dann fragte Bob: »Wo ist Sam?«

Jim wandte sich um und wollte auf Sam zeigen, der an seiner Seite gewesen war. Aber Sam war gar nicht mehr da. Er stand auf halber Strecke zwischen Tor und Scheißhaus und starrte wie festgenagelt auf die Scheune. Später sollte Jim darauf kommen, daß er nur angenommen hatte, Sam sei den ganzen Weg an seiner Seite gegangen. Oder war das jemand anderes, ein Fremder, gewesen?

»Okay«, sagte Bob. »Wir brauchen ihn nicht. Aber vergesst nicht, ihn mitzunehmen, wenn wir zurückgehen.«

Sie liefen zur Nordseite des Häuschens und begannen zu dritt, daran zu wackeln. Das Ding schaukelte hin und her, aber wollte nicht kippen.

»Mann, das ist schwerer, als die Schmalzkrapfen meiner Mutter im Magen liegen!« sagte Bob. »Hört mal zu. Wir müssen das Ding zum Oszillieren bringen, in die richtige Schwingung versetzen, und dann, wenn ich das Kommando gebe, alle zusammen höllisch drücken!«

Sie fingen wieder an, das Häuschen zu schaukeln. Als sie es gerade geschafft hatten, das Ding hochzuwuchten und zu kippen, hörten sie Gebrüll. Sie wirbelten herum, weil sie sehen wollten, woher der Krach kam. Dann ging ein Gewehr los, und sie hörten, wie Schrotkugeln durch die Blätter der nahen Bäume fetzten. Aufkreischend rannte Steve davon. Pellegrino packte Jim, als er nach hinten fiel. Brüllend und ineinander verkeilt sausten sie hinunter in

die Jauchegrube, prallten an die schleimige, dreckige Wand und fielen in die gotterbärmlichen Exkrementen. Sie kamen mit den Füßen zuerst auf und steckten schnell bis zum Hals in dem widerlichen Zeug.

Wieder knallte das Gewehr. In weiter Ferne konnte Jim die Mädchen schreien hören. Steve Larsen brüllte nicht mehr. Jim und Bob riefen um Hilfe. Eine Sekunde später war alles ruhig. Dann hörte Jim ein Knurren. Das nächste, was er mitbekam, war, daß der Hund in dem Loch war. Wie ein Racheengel Gottes kam er auf sie hernieder, landete direkt vor Jim und Bob, bespritzte ihnen die Gesichter, tauchte wie ein Korken wieder hoch und begann zu kämpfen.

Jims Zehen berührten den Boden oder das, was er voller Hoffnung für den Boden hielt. Bob, der größer war, konnte seinen ganzen Kopf aus dem Kot strecken. Bei Jim reichte er bis zum Kinn. Aber der durchgedrehte Hund stieß ihn zurück, und er versank wieder in der Jauche.

Später machte Jim sich klar, daß der Rottweiler, der sich irgendwie von seinem Drogentrip erholt hatte, zu dem Loch gerannt sein mußte. Besser gesagt: gewackelt sein mußte, denn der Hund war immer noch schwach und benommen. Noch nicht ganz bei Sinnen, war er ins Loch gefallen, vielleicht auch gesprungen.

Jetzt mußten Bob und Jim aufpassen, daß der Hund sie nicht biß – schließlich steckte hinter diesem mächtigen Kiefer der Druck von einigen Zentnern –, daß er sie mit seinen wild rudernden Vorderläufen nicht verletzte und mit seinem Gewicht nicht erdrückte. Sie konnten nur sehr schwach sehen, weil das Mondlicht nicht bis auf den Grund reichte und ihre Augen von Jauchespitzern verschleimt waren. Dann wurde Bob übel, und er mußte brechen, was wiederum Jim zum Kotzen brachte. Dadurch wurde auch nichts schlimmer – schlimmer konnte es sowieso nicht mehr kommen –, aber ganz gewiß trug es auch nicht zur Besserung ihrer Lage bei. Außerdem war es

sehr schwierig, den Hund auf Abstand zu halten, wenn man sich gerade die Seele aus dem Leib kotzte.

Obwohl all diese Anstrengungen Jim geschwächt hatten, streckte er schließlich die Hände aus und packte den Hund bei den Ohren. Wie ein Rasender stieß er den Kopf des Köters in die Jauche.

In diesem Augenblick blinkte oben eine Taschenlampe auf, und eine brüchige alte Stimme schrie ihn an.

»Laß den Hund in Ruhe, oder ich erschieß dich! Faß ihn nicht an, du...!«

Die folgenden Worte konnte Jim nicht verstehen. Dumski hatte ins Polnische gewechselt.

»Schießen Sie nicht, um Gottes willen!« rief Jim. Er ließ den Hund los. Der Rottweiler tauchte wieder auf, geiferte und knurrte, versuchte aber nicht mehr, Jim anzugreifen. Offensichtlich war dem Hund aufgegangen, daß er mit seinen Kräften besser haushalten mußte, wenn er nicht ertrinken wollte. Oder nicht ersticken wollte. Er paddelte wie ein Wilder, um wenigstens an der Oberfläche zu bleiben.

»Ja, du verdammter Idiot!« brüllte Bob. »Du bringst auch den Hund um!«

Nicht, daß Pellegrino sich Sorgen um den Rottweiler gemacht hätte. Aber er war schlau genug, daß er merkte: Dumski mußte einen fürchterlichen Zorn haben und völlig außer sich sein, wenn er nicht bedachte, was eine abgeballerte Schrotflinte in diesem engen Schacht mit denen, die darin steckten, anstellen würde.

»Oh!« sagte Dumski. »Geht nicht fort! Ich bin in einer Minute wieder da.«

»Aber sicher doch, wir hauen einfach ab«, sagte Bob. Er seufzte. »O Gott, was für 'ne Scheiße!«

Es schien lange zu dauern, bis Dumski wieder da war, obwohl es nicht mehr als zwei Minuten gewesen sein konnten. Pustend und

außer Atem kniete sich der Alte am Rand des Loches nieder. Dann traf irgend etwas Jim im Gesicht, allerdings nicht schlimm. Jim wußte nicht, was es war, bis Dumski die Taschenlampe auf das Seil richtete, das er hinuntergeworfen hatte.

Von weit weg, aber so laut, daß es die Schreie der Mädchen übertönte, war das Schrillen einer Sirene zu hören. Die Bullen waren im Anmarsch.

»Wickel das Seil um den Hund!« befahl Dumski.

»Und was ist mit uns?« kreischte Bob.

»Der Hund kommt als erster hoch!«

»Haben Sie den Verstand verloren?« brüllte Jim. »Wie sollen wir das machen? Der beißt uns doch die Hände ab!«

»Hol uns hier raus!« rief Pellegrino. »Ich krieg keine Luft mehr! Das Zeug erstickt mich! Ich sag dir, ich werd verrecken, wenn ich hier nicht bald rauskomme!«

»Das geschieht euch Arschlöchern ganz recht«, sagte Dumski. »Bindet das Seil um den Hund, dann denke ich vielleicht daran, euch rauszuholen.«

»Wir werden sterben!« brüllte Bob. Dann mußte er würgen, weil ihm eine Kotwelle, die das um sich strampelnde Tier ausgelöst hatte, in den Mund schlug.

»Legt das Seil um den Hund!« kreischte Dumski. »Aber schnell, sonst laß ich euch verrecken!«

Das konnten sie einfach nicht schaffen, ohne daß der Hund sie biß. Aber die Sirene, die näher gekommen war, erstarb. Eine Tür knallte zu. Ein Mann schrie irgend etwas. Dumski murmelte vor sich hin, dann war er verschwunden. Jim spielte mit dem Gedanken, den Hund wieder unterzutauchen. Wenn er tot war, konnte man das Seil leicht um ihn schlingen. Aber Dumski würde sie erschießen, falls der Hund starb.

Es verging eine weitere Zeitspanne, die ewig zu dauern schien. Dann hörte Jim Stimmen, die näher kamen. Dumski hatte das Tor aufgeschlossen und die Bullen hereingelassen. Nie zuvor hatte Jim sich gefreut, wenn er Polizisten sah. Jetzt machte ihre Ankunft ihn sehr glücklich. Egal, was passieren mochte, wenn er erst einmal aus dem Loch war.

Ein Bulle leuchtete mit einer Taschenlampe in die Jauchegrube. Eine Weile lachte er herzlich, dann sagte er: »Um Gottes willen, Pete, guck dir das mal an! Hast du so etwas schon mal gesehen!«

Pete blickte ins Loch und lachte. »Mann, ihr Jungs steckt wirklich tief in der Scheiße, das ist mal Tatsache!«

Sie entfernten sich mit Dumski. Wieder verging eine lange Zeit, bis sie mit einer Leiter zurückkamen. Sie ließen sie hinunter und forderten Jim und Bob auf, hinaufzuklettern. Aber der Hund befand sich zwischen ihnen und der Leiter und wollte sie nicht hinauflassen. Inzwischen meckerte Dumski, der Hund müsse gerettet werden, und wenn die Jungen zuerst heraufkämen, wer würde dann das Seil um den Hund schlingen?

»Wir gehen da nicht runter«, sagte einer der Bullen. »Sie können ja runtersteigen und ihn festbinden. Aber die Kinder müssen zuerst raus.«

Dumski stritt vergeblich mit ihnen herum. Die Leiter wurde zur anderen Seite des Lochs geschoben. Jim stieg als erster hoch. Er war so geschwächt, und seine Hände glitten, glitschig wie sie waren, so oft von den Sprossen ab, daß er den Aufstieg nur mit Mühe bewältigte. Er schleppte sich aus dem Loch und bis an die Erdoberfläche. Die Bullen verweigerten ihm jegliche Hilfe. Dann kam Bob herauf und legte sich schweratmend an seine Seite. Vor sich hin schimpfend, stieg der alte Dumski die Leiter hinunter, die jetzt wieder an der Wand in der Nähe des Hundes lehnte. Als nächstes zogen die Bullen den Rottweiler hoch. Als er einen von beiden beißen wollte, ehe er halbwegs draußen war, ließen sie ihn zurück in die

Jauche fallen. Dumski schrie sie an, das Gespritze habe ihn noch mehr besudelt. Schließlich zogen sie den Hund wieder hoch und fluchten darüber, wie ekelhaft schleimig das Seil sei. Gleichzeitig kam Dumski hoch und zerrte den Hund zur Scheune, wo er ihn abspritzte. Der Hund jaulte, als der kalte Wasserstrahl ihn traf.

»Ihr zwei geht am besten auch rüber und laßt euch abspritzen«, sagte der Bulle, der Pete genannt wurde. » Auf keinen Fall kommt ihr so, wie ihr im Augenblick stinkt, in den Streifenwagen.«

Inzwischen war Jim alles und jeder außer ihm selbst egal. Sam war immer noch in Trance, die Scheune, die glitzernde Smaragdenstadt von Oz in seinem Kopf, hatte ihn in Bann geschlagen. Der Streifenwagen war durch das Tor bis nahe an die Scheune gefahren. Seine Schweinwerfer fielen auf die Mädchen, die zusammengekauert dasaßen und verloren aussahen. Anscheinend war Steve entkommen und Gizzy im Wald geblieben.

Pete ging zum Streifenwagen hinüber, um Unterstützung anzufordern. Sein Partner Bill wollte Bob und Jim zur Scheune bringen, wo man sie abspritzen konnte. Ehe sie dort ankamen, fiel der Hund seinen Besitzer an. Die Ereignisse dieses Abends, dazu noch sein von Drogen umnebeltes Hirn und die Abscheu vor kaltem Wasser - all das hatte den Hund durcheinander gebracht. Vielleicht wußte er ja auch, daß er Dumski anfiel. Möglicherweise hatte der Hund den Alten noch nie leiden können.

Der Hund brachte Dumski zu Fall und schlug seine Zähne in seinen linken Arm. Dumski schrie, als die Kiefer zuschnappten, die scharfen Zähne auf Knochen trafen und Blut den Jackenärmel tränkte. Die Bullen konnten den Hund nicht dazu bewegen, loszulassen. Sie knallten ihn ab. Das brachte Dumski zum Toben. Er griff die Bullen an, sie mußten ihm Handschellen anlegen, ehe sie ihn festnehmen konnten. Dann rief Pete die Ambulanz.

Später spritzte Bill Jim und Bob ab. Sie schrien vor Schock auf und tanzten herum, während sie um Gnade flehten. Gnade wurde nicht

gewährt. Dann ging Pete in die Scheune und holte ein paar Handtücher, so daß sich die Jungen abtrocknen konnten.

»Wir bekommen bestimmt eine Lungenentzündung!« schrie Pellegrino.

»Ihr habt Glück, wenn das alles ist, was ihr bekommt«, stellte Pete fest.

12. KAPITEL

»Du hast uns alle schön in die Scheiße geritten«, sagte Eric Grimson.

»Jim, wie konntest du nur?« murmelte seine Mutter.

Er unterdrückte seinen Wunsch, mit einem »Das war ganz leicht« zu antworten.

In eine Decke gewickelt, saß er auf dem Rücksitz ihres 1968er Chevy. Seitdem der Bulle ihn mit kaltem Wasser abgespritzt hatte, hatte er die ganze Zeit gezittert. Gemein wie sein Vater war, hatte er sich geweigert, die Autoheizung einzuschalten. Obwohl Jim im Gerichtsgebäude immer wieder mit Wasser gegurgelt und es ein dutzendmal ausgespuckt hatte, schmeckte er immer noch menschlichen Kot. Na ja, warum auch nicht? Schließlich hatte er sein Leben lang Scheiße gefressen.

»Du hast Glück, daß Sams Onkel der Haftrichter ist«, knurrte Eric. »Sonst wärest du jetzt im Gefängnis.«

»In der Jugendstrafanstalt«, sagte Jim.

»Und welchen Unterschied macht das, Teufel noch mal?« sagte Eric laut und packte das Steuerrad, als wolle er es abreißen. »Das ist sowieso nur eine Station auf dem Weg ins Gefängnis! Seit du zwölf bist, weiß ich, daß du zum Zuchthaus verdammt bist!«

»Bitte, Eric«, sagte Eva Grimson leise. »Sag doch nicht so etwas.«

Sie fuhren durch menschenleere Straßen, an dunklen Häusern vorbei. Halloween war schon lange vorüber, alle waren schon zu Bett gegangen, obwohl in dieser Gegend nur sehr wenige morgens zur Arbeit mußten oder besser: eine Arbeitsstelle hatten, zu der sie gehen durften. Die Zeit von da an, als die Bullen bei Dumski aufgetaucht waren, bis zu der Minute, als man Jim in die Obhut seiner Eltern entlassen hatte, hatte sich in die Länge gezogen. Nachdem man sie gefilzt hatte, mußten Jim und seine Freunde auf einem Strich entlanggehen, weil man sie auf ihre Nüchternheit testen wollte.

Danach mußten sie ins Röhrchen blasen. Alle schnitten äußerst mies ab. Wieder einmal zwei Prüfungen, bei denen ich durchgefallen bin, hatte Jim bei sich gedacht. Den Jugendlichen wurden ihre Rechte vorgelesen, danach Handschellen angelegt. Zusammengepfercht in zwei Streifenwagen, fuhren sie in die Stadt. Eine Stunde mußten sie in einer Zelle warten, bis man sie zu einem Zimmer abführte, in dem Blut- und Urinproben entnommen wurden. Jims Hirn war zwar umnebelt, aber doch noch so klar, daß ihm bewußt war, man würde Drogenspuren in seinem Blut finden.

Eine Stunde später brachte man sie wieder in eine Zelle, eine halbe Stunde später vor das abendliche Schnellgericht. Auch die Eltern der Missetäter waren versammelt, bis auf Sandy Meltons Vater, der auf Dienstreise war. Jims Mutter weinte. Die Tränen tropften auf ihren Rosenkranz, während sie betete. Eric sah verkatert und sehr wütend aus.

Sams Onkel war ein alter, runzeliger Glatzkopf mit einem länglichen Gesicht und einer großen, spitzen Nase, auf der viele Adern geplatzt waren. Diese Gesichtszüge, der lange, dünne Hals, die vom Whisky geröteten Augen, der kahle Kopf, der schwarze Talar und die eingefallenen Schultern gaben ihm das Aussehen eines Geiers. Allerdings, dachte Jim, mußte dem Richter wohl eher wie einem Kanarienvogel zumute gewesen sein, der plötzlich eine Katze sieht. Sein Neffe Sam wurde schwerer Vergehen beschuldigt: Hausfriedensbruch, mutwillige Zerstörung privaten Eigentums, Trunkenheit, Erregung öffentlichen Ärgernisses unter dem Einfluß von Drogen und Verletzung der Sperrstunde. Vielleicht kam er auch noch wegen Körperverletzung dran, einer Verletzung, die den Verlust eines Körperteiles zur Folge haben konnte. Falls Dumski starb, womöglich sogar wegen Anstiftung und Beihilfe zum Totschlag. Außerdem konnte man auch Anklage gegen ihn erheben, weil er zum Tode des Hundes beigetragen hatte. Dumski war im Krankenhaus und würde vielleicht seinen Arm verlieren.

Das waren keine Anklagepunkte, die man auf die leichte Schulter nehmen konnte. Richter Wyzak konnte seinen Neffen und die anderen langhaarigen Freaks nicht einfach so laufen lassen. Aber wenn er mit ihnen so verfuhr, wie sie es wirklich verdienten, würde seine Schwägerin, Mrs. Wyzak, ihm den Hals umdrehen. Und keineswegs nur metaphorisch gesprochen, das war wörtlich zu nehmen.

Die angeklagten Delinquenten waren minderjährig, was dem Richter fürs erste einen Ausweg ließ. Er belehrte sie streng und setzte sie dann auf freien Fuß, indem er sie dem elterlichen Gewahrsam anvertraute.

Wenigstens hatte man sie nicht wegen Drogen- und Alkoholbesitz angeklagt, dachte Jim. Die Mädchen hatten die Flaschen und Kapseln sofort beseitigt, als sie die Polizeisirene in weiter Ferne hörten. Sandy Melton hatte Sam Wyzak durchsucht, ihm seine Pillen weggenommen und sie in den Wald geworfen. Jim hatte sowieso noch nie Drogen in seinen Taschen gehabt, und Bob Pellegrino hatte seine versenkt, während er noch in der Jauchegrube gesteckt hatte.

Nachdem der Richter sie entlassen hatte, packte Sams Mutter ihren Sohn an den Ohren und zerrte ihn hinter sich her, während er jammerte und mit einem Arm wild ruderte. Anscheinend hielt sie sich für Tante Polly und Sam für Tom Sawyer, dachte Jim. Um Himmels willen!

Das Auto bog in die ölbefleckte Schottereinfahrt am Haus ein. »Ob Osten oder Westen, zu Hause ist's am besten«, sagte Eric Grimson. »Ist doch toll, was? Ein arbeitsloser Kranführer, eine katholische Kirchenmaus, die den Reichen die Häuser putzt, und ein nichtsnutziger Hippie, der ebenso dumm wie verrückt ist. Die Dummheit könnte ich ja ertragen, wenn er nicht auch noch verrückt wäre. Und die Verrücktheit könnte ich ertragen, wenn er nicht auch noch so dumm wäre. Jetzt hat er eine Karriere als Galgenvogel vor

sich. Und seine Bimbo-Schwester hat zwei uneheliche Kinder, weiß nicht mal, wer die Väter sind, und lebt in Sünde. Mit einem Mann, der alt genug ist, daß er ihr Vater sein könnte. Ein Blödmann, der davon lebt, daß er aus der Hand und aus Teeblättern liest und Horoskope fabriziert! Und wir leben in einem heruntergekommenen Schuppen, der demnächst zusammenfällt und bis nach China sinken wird – nicht, daß mir das noch was ausmacht! Gott, was hab ich nur falsch gemacht?»

»Gott schert sich nicht um uns kleine Scheißer«, sagte Jim, als er aus dem Auto stieg. Er knallte die Tür laut zu.

»Jim!« mahnte seine Mutter. »Spar dir die Gotteslästerungen. Es ist so schon schlimm genug.«

»Er hat ein riesiges, ekliges, blödes Mundwerk, dein Sohn!« brüllte Eric. »Zum Teufel noch mal, warum ist er keine deiner Fehlgeburten geworden?«

»Bitte, Eric«, sagte Eva sanft, »du weckst die Nachbarn.«

Eric stimmte ein Wolfsgebrüll an. »Ich weck sie?« sagte er dann. »Na und? Über deinen Sohn können sie sowieso alles in der Zeitung nachlesen, da erfahren sie alles über uns, als wüßten sie's nicht längst! Na und?«

Jim öffnete die Seitentür. Sein Vater begann, an seiner Mutter herumzunörgeln, weil sie nicht darauf geachtet hatte, daß alle Fenster und Türen zu und abgeschlossen waren. Im Eingang drehte Jim sich um und fragte: »Was macht das schon aus? Was besitzen wir denn, das sich zu klauen lohnt?«

Er ging ins Haus, aber sein Vater stürmte ihm nach und packte ihn bei der Schulter. Jim hechtete vorwärts und rannte die Treppe zum Gang hinauf, in der Hand seines Vaters blieb nur die Decke zurück.

»Ich könnte schon was haben, was sich zu klauen lohnt, wenn es nicht dich und deine Mutter gäbe!« brüllte sein Vater ihm nach.

Jim rannte ins Bad, schloß die Tür und verriegelte sie. Er putzte seine Zähne mit Salz und Backsoda, das er aus dem rostigen Schränkchen über dem Waschbecken holte. Dann machte er seine Fingernägel sauber und schälte sich aus seinen Sachen, die immer noch naß waren. Jim duschte, während sein Vater im Gang vor der Tür stand, brüllte und hin und wieder mit der Faust gegen die Tür hämmerte. Es dauerte lange, bis Jim sich sauber fühlte.

Er drehte das Wasser erst ab, als es plötzlich kalt wurde. Das würde seinen Vater noch mehr auf die Palme bringen. Er betonte ständig, wie sehr man Wasser und Gas sparen müsse. Gleichzeitig schrie er Jim natürlich dauernd an, er solle endlich ein Bad nehmen.

Trotz der abkühlenden Wirkung der Dusche spürte Jim immer noch die innere Hitze. Wenn sein Zorn sichtbar gewesen wäre, hätte er im Dunkeln geleuchtet. Alles war heute schiefgelaufen, wie an den meisten Tagen. Schiefgelaufen? Das war untertrieben. Er hatte eine Demütigung nach der anderen erlebt. Schande auf Schande, Niederlage auf Niederlage.

Etwa eine Minute blieb er in dem dampfenden, warmen Raum stehen. Sobald er herauskam, würde er seinen Vater am Hals haben. Und, so sicher wie das Amen in der Kirche, würde er seinem Vater eine reinhaun, ob der ihn als erster schlug oder nicht. Die rote Wolke, die sich in ihm gebildet hatte, würde mit Sicherheit dafür sorgen.

Widerwillig entriegelte er die Tür und machte sie auf. Eric Grimson war gar nicht da. Aus der Küche drangen Stimmen und der Duft von Kaffee. Sein Vater sprach gedämpft, seine Mutter war kaum zu hören. Vielleicht hatte sich der Alte ja beruhigt, obwohl das sehr unwahrscheinlich war. Die Heizung ging an, die Ventilatoren erstickten die Geräusche aus der Küche. Jim spürte die Wärme an den Beinen. Dafür war er dankbar, denn sobald er das feuchtwarme Bad verlassen hatte, bekam er wieder Schüttelfrost.

Nackt und mit den nassen Sachen im Arm lief er schnell in sein Zimmer. Er schloß die Tür hinter sich, ließ die Kleidung zu Boden

fallen und ging zum Schrank hinüber. Als er gerade hineingriff, um seinen Schlafanzug von einem Haken zu hangeln, alarmierte ihn ein lauter Knall. Er wirbelte herum und sah seinen Vater durch die Tür stürmen. Erics Gesicht war rot angelaufen, seine Hände hatte er zu Fäusten geballt. Was auch immer in der Küche geschehen war: Es hatte ihn nicht friedlicher gestimmt.

»Zieh dir was an!« brüllte er. »Hast du denn überhaupt keinen Anstand?«

Diese Beleidigung war so ungerecht – schließlich war sein Vater unaufgefordert hereingeplatzt –, daß sie Jims Zorn zu einem winzigen heißen Ball zusammenpreßte. Noch ein bißchen Hitze, noch ein bißchen Druck, und der Ball würde in die Luft gehen, explodieren, platzen. Und Eric Grimson mitreißen.

»Von jetzt an läuft's hier anders!« herrschte sein Vater ihn an. »Entweder du benimmst dich anständig, oder du fliegst raus, das kann ich dir versprechen! Als erstes...«

Er blickte wild um sich, dann griff er in die hintere Hosentasche und holte ein Taschenmesser heraus. Er ließ es aufschnappen und begann, auf die Plakate der Rockgruppen und Rockstars einzustechen. Ehe Jim einen Protestschrei loslassen konnte, sah er, daß die Hot Water Eskimos zu Streifen zerschnitten waren. Dann fiel Eric über das Poster von Keith Moon her.

»Diese ganze Scheiße muß weg!« brüllte Eric.

Der rotglühende Ball explodierte zu einer weißen Flamme.

Mit schrillen Schreien stürzte sich Jim auf seinen Vater, krallte eine Hand in seine linke Schulter, wirbelte ihn herum und schlug ihn auf die Nase. Eric Grimson taumelte zurück an das Plakat, aus seinen Nasenlöchern strömte Blut. Jim traf ihn mit der Faust an der Schulter, allerdings hatte er aufs Kinn gezielt. Eric ließ das Messer fallen und nahm seinen Sohn in den Schwitzkasten. Mit einander zugewandten Gesichtern, in enger Umarmung, grunzend und schnaufend schlangen sie vor und zurück.

»Ich bring dich um!« kreischte Eric.

Jim schrie auf und löste sich aus der Umklammerung. Er sprang nach hinten. Er keuchte, sein Herz schlug so heftig, daß es ihm vorkam, als wolle es sich losreißen. Dann knirschte ein Schloß, das Geräusch drang durch das Pochen des Blutes in seinen Ohren. Der Ton war sehr laut, es mußte ein riesiges Schloß sein. Auch der Schlüssel, der sich darin drehte, mußte riesengroß sein. Auf das Knirschen folgte ein Ächzen. Es klang so, als öffne jemand eine sehr schwere Tür, die in rostigen Angeln hing.

Der Boden senkte sich, die Wände neigten sich, Bücher purzelten aus den Regalen. Jim und sein Vater gingen zu Boden. Sie standen schnell wieder auf und sahen einander mit großen Augen an. Mörtelstaub und Putz fielen auf sie herab. Jim sah, wie die Brocken von seinem Vater abprallten. Der weiße Staub bedeckte Erics Kopf und Schultern und überpuderte die beiden Blutströme, die immer noch aus seinen Nasenlöchern sickerten.

In der Küche schrie Eva Grimson.

»O mein Gott!« heulte Eric auf. »Jetzt sind wir dran!«

Wieder bebte das Haus.

»Raus! Raus!« rief Eric. Er wirbelte herum und rannte aus dem Zimmer. Er mußte sein Gewicht auf eine Körperseite verlagern, um die Schräglage des Fußbodens auszugleichen. Trotzdem prallte er mit der Schulter seitlich gegen die Tür.

Jim fing an zu lachen, er lachte und lachte. Das Haus würde tief in der Erde versinken. Vielleicht würden seine Eltern noch rechtzeitig herauskommen, vielleicht auch nicht. Was auch immer geschehen mochte, es war Schicksal, kam von den Nornen. Gerechtigkeit und Fairness hatten damit nichts zu tun. Und er würde hierbleiben und zusammen mit dem Schiff untergehen. Sollte die Erde ihn doch verschlingen. Es war besser so, und es war gleichzeitig lächerlich.

An alles Folgende konnte Jim sich später nicht mehr erinnern. Man sagte ihm, seine Eltern seien rechtzeitig aus dem Haus gekommen und auf allen vieren über die Vorderveranda, die sich vom Hauptgebäude losgerissen hatte, über den zerklüfteten Hof bis zum Bürgersteig gekrochen. Sie mußten aber sofort weiter, auf die andere Straßenseite, weil der Beton, auf dem sie standen, sich noch mehr anhub und sich große Spalten auftaten. Das Haus wackelte und rutschte noch einmal dreißig Zentimeter tiefer. Die Nachbarn links und rechts der Grimsons rannten schreiend aus ihren angrenzenden Häusern. Die ganze Nachbarschaft erwachte zum Leben, Lichter gingen an, die Menschen tauchten an den Vordereingängen auf und riefen einander Fragen zu, Kinder wurden schnell angekleidet und in Autos verfrachtet, alles rannte, rettete, flüchtete.

In der Ferne kreischten Sirenen, die Streifenwagen und die Feuerwehr rasten zur Cornplanter Street.

Eva Grimson schrie, jemand solle ins Haus gehen und ihren Sohn retten. Keiner bot sich freiwillig an. Eric bestand immer wieder darauf, daß Jim nur aufgehalten worden sei, weil er sich erst anziehen mußte. Eva sagte, Jim sei bestimmt verletzt und irgendwo eingeklemmt.

In dem Moment, als Streifenwagen, Feuerwehr und Ambulanz in die Straße einbogen, rannte Eva auf das Haus zu. Eric und zwei Nachbarn packten sie und hielten sie fest, während sie schrie, auf sie einschlug und bettelte, man möge sie gehenlassen.

»Du bist ein Feigling!« sagte sie zu Eric. »Wenn du ein richtiger Mann wärst, würdest du Jim rausholen!«

Im Haus waren die Lampen erloschen, die Stromkabel hatten sich losgerissen. Plötzlich tauchten zwei kleine Lichter im Eingang auf. Es waren Kerzen, Jim hatte eine in jeder Hand, in ihrem Schein sah man sein wildes Gesicht und seinen nackten Körper. Allerdings sah man ihn nur bis zu den Knien. Das Haus hatte eine solche Schräglage, daß

er auf einem Stück Boden stand, das steil von dem verzogenen Vordereingang abfiel.

Jim brüllte irgend etwas Unverständliches zu den Leuten auf der anderen Straßenseite hinüber. Er hüpfte auf und ab und schwenkte die Kerzen. Er hatte sie auf dem Fußboden des Zimmers gefunden, das seine Mutter als Altarraum benutzte.

Als Eva das sah, schlug sie noch heftiger um sich. »Die Kerzen! Die Kerzen!« kreischte sie. »Er wird damit das Haus anzünden! Er wird verbrennen, verbrennen, o mein Gott, er wird sich verbrennen und sterben!«

Inzwischen hatten die Polizisten und Feuerwehrleute die Menge soweit zerstreut, daß sie die Spritzenwagen näher ans Haus fahren konnten. Ein Feuerwehrhauptmann und ein Hauptkommissar der Polizei stellten den Grimsons Fragen, aber erhielten nur hysterische, konfuse Antworten. Allerdings konnten sie Jim im Eingang erkennen.

»Verrückt, völlig durchgedreht«, sagte der Kommissar.

Wenig später leuchtete ein weiteres Licht im Haus auf.

»Feuer! Feuer! Um Gottes willen, rettet ihn!« schrie Eva.

Das mußte ihr noch mehr zusetzen. Die Kerzen, die sie für die Heilige Familie und die Heiligen entzündet hatte, würden Jim den Tod bringen und ihn ein Opfer der ewigen Höllenflammen werden lassen.

Inzwischen hatten die Feuerwehrleute entdeckt, daß das Rohr zum nächsten Wasserhydranten durch das Erdbeben geplatzt war. Sie fuhren den Löschwagen näher heran und verbanden ihre Schläuche mit dem Wasserreservoir. Währenddessen war der Kommissar mit dem Feuerwehrhauptmann so nahe ans Haus herangegangen, wie sie es riskieren konnten. Mit seinem Megaphon forderte der Polizist Jim auf, das Haus zu verlassen.

Neben der versammelten Menge erbebte die Erde wieder. Mit lautem Getöse krachten Balken im Haus nieder. Das Haus glitt noch

weiter nach unten und stellte sich noch schräger. Jim verschwand aus dem Eingang, fiel auf den Boden, nach hinten. Die Zuschauer rannten fort.

»Hurensohn!« fluchte der Hauptmann. »Irgend jemand muß reingehen und ihn rausholen!« Er schaute sich nach möglichen Freiwilligen um.

Hohe Flammen schlugen an der Seite, die der Einfahrt am nächsten lag, aus dem Haus. Rauchwolken wurden vom Wind erfaßt. Das Nachbarhaus würde schnell Feuer fangen, falls die Wasserschläuche es nicht unter Kontrolle brachten. Da die Gasleitungen, die zum Haus führten, inzwischen kaputt sein mußten, konnte das Feuer eine höllische Explosion verursachen.

Der Hauptmann konnte Jim Grimson nicht sehen, aber offensichtlich warf er Gegenstände durch den Eingang nach draußen. Wenige Sekunden später erkannte er im Licht der Löschwagenscheinwerfer, daß es Heiligenfiguren waren. Die meisten waren zerbrochen.

»Der Junge ist völlig durchgeknallt!« sagte der Kommissar.

Und dabei fiel ihm ein, in welchem Zusammenhang er den Namen Jim Grimson jüngst gehört hatte. Pete und Bill hatten ihm von den mit Drogen und Alkohol vollgepumpten Jugendlichen erzählt, die das Scheißhaus vom alten Dumski umgestoßen hatten. Zwei Jungen waren dabei in die Jauchegrube gefallen. Bis jetzt hatte der Kommissar den komischen Vorfall nicht mit den Leuten verbunden, denen dieses Haus gehörte.

»Der Junge ist auf Drogen«, sagte er zum Hauptmann. »Ich hab heut am früheren Abend schon alles über ihn erfahren. Vielleicht sollten wir ihn gar nicht beachten. Er wäre besser dran, wenn er's nicht nach draußen schaffte.«

Der Hauptmann sah den Kommissar vorwurfsvoll an. Zwar sagte er nichts, aber der Polizist verstand auch so, was er dachte. Egal, wie

wertlos oder widerwärtig eine Person auch sein mochte: man hatte die Pflicht, ihn oder sie oder es zu retten.

»War nur Spaß«, sagte der Kommissar »Aber es täte mir in der Seele leid, wenn wir dabei gute Männer verlieren würden.«

Der Hauptmann ordnete an, daß Seile und eine Leiter ausgefahren wurden. Er fragte nach Freiwilligen und suchte von den vier Männern, die sich meldeten, zwei aus. Einer war ein schwarzer Feuerwehrmann, George Dillard, Gizzys Vater. Schon lange hatte er die Hoffnung aufgegeben, daß sein Sohn Rechtsanwalt werden würde, und Jim Grimson kannte er nur zu gut. Aber er war tapfer. Außerdem würde er, falls er den Jungen rettete, eine weitere Sprosse auf der Leiter zum höheren Dienstgrad und zu einer besseren Bezahlung erklimmen. Weiß Gott, das hatte er dringend nötig, und wenn er seinen Arsch dafür in eine Schlinge hängen mußte, dann tat er es eben. Schwarze Feuerwehrleute wurden trotz der Gesetze gegen die Diskriminierung von Minderheiten und der Chancengleichheitsquoten und all dem Kram nicht eben häufig befördert. Jedenfalls nicht in Belmont City.

Der Mann, der mit ihm ging, war ein wilder Ire, der bei dem Rettungsversuch unbedingt dabeisein wollte. Je gefährlicher, desto besser – so mochte er das.

Mit Seilen, die sie um die Körpermitte geschlungen hatten und deren lose Enden von anderen Männern und zwei Frauen gehalten wurden, krochen Dillard und Boyd über den zerklüfteten Hof. Ihre Rauchmasken ließen sie wie zwei riesige Insekten erscheinen, die, wie Franz von Assisi, im Auftrag des Herrn unterwegs waren. Sie konnten erkennen, daß der verrückte Junge im Haus immer noch Gegenstände durch den Vordereingang warf – eine Kaffeekanne, Kaffeebecher und Trinkgläser, eine Bratpfanne, Tischbesteck, ein Kofferradio, Schallplatten, Kleidungsstücke und Fotos.

Inzwischen hatten die Flammen die eine Seite des Hauses voll erfaßt, allerdings nicht den unterirdischen Teil. Die Feuerwehr hatte ihre Schläuche darauf gerichtet, aber bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

Ehe die beiden Feuerwehrmänner den Eingang erreicht hatten, versiegte der Schwall von Gegenständen, der aus dem Haus geflogen kam. Trotz des prasselnden Feuers, trotz des Wassers, das gegen das Haus klatschte, trotz der Schreie der Zuschauer konnten sie Jim Grimson schwach losheulen hören.

Sie blieben, wo sie waren, als der Boden erneut bebte und das Haus noch ein paar Zentimeter nach unten sank. Plötzlich drangen Rauchschwaden aus dem Vordereingang und den Fenstern, deren Glas längst zerbrochen und herausgefallen war. Dillard und Boyd blieb nicht mehr viel Zeit.

Jim hatte sich im Wohnzimmer zusammengekauert. Zwischen Armen und angezogenen Knien umklammerte er das Bild seines Großvaters. Er war in einer Ecke eingekellt. Auf der einen Seite klemmte ihn eine Wand ein, die jetzt teilweise Fußboden war, auf der anderen Seite der Fußboden, der jetzt teilweise Wand war. Seine Augen waren geschlossen, aber aus seinem Mund drang zwischen Hustenanfällen gesabbertes Geschwafel. Der Rauch verhüllte den weißen Mörtelstaub auf seinem Körper und Gesicht. Noch ein paar Minuten, und der Rauch, den er einatmete, hätte ihn umgebracht. Es sei denn, das schnell um sich greifende Feuer hätte ihn zuerst erwischt. Tatsächlich gelang ihm und seinen Rettern die Flucht aus dem Haus genau dreißig Sekunden, ehe es in sich zusammenstürzte. So plötzlich verkleinert, verschwand es völlig im Erdboden. Aus dem Loch schlugen Flammen und Rauch. Viele Zuschauer empfanden den Anblick so, als habe sich ein Höllentor aufgetan.

Jim wurde mit höchster Eile in die Wellington-Klinik transportiert. Zwei Tage lang war er bewußtlos. Ob der Rauch oder der psychotische Zustand – wie die Ärzte das nannten – dafür

verantwortlich war, würde man allerdings nie mit letzter Gewißheit sagen können.

Als Jim aufwachte, erinnerte er sich nur an eines: In dem Augenblick, als das Haus in seinem Todeskampf geächzt und gestöhnt hatte, war ihm eine Vision gekommen, die erste seit Jahren. Er hatte einen großen, nackten Jugendlichen gesehen, der an einen Baum gekettet war. Er ähnelte niemandem, den Jim je gesehen hatte. Am Rande dieser Vision war eine Hand gewesen, die eine riesige silberne Sichel hielt. Sie bewegte sich nicht, aber war offensichtlich bedrohlich. Die Sichel war dazu bestimmt, auf- und abzuschneiden, und Jim war völlig klar gewesen, was sie abschneiden würde.

Außerdem war ihm die Sichel wie ein riesiges Fragezeichen vorgekommen.

13. KAPITEL

9. November 1979

Inzwischen hing an der Wand in Jims Krankenzimmer ein großer fünfarmiger Stern. Jeder Arm bestand aus fünf bunten Taschenbuch-Titelseiten, die mit Tesafilm an der Wand befestigt waren. Den obersten Arm bildeten die Titel des ersten Buches der Reihe *Die Welt der tausend Ebenen* von Philip Jose Farmer, es hieß *Meister der Dimensionen*. Das zweite Buch, *Welten wie Sand*, streckte sich als waagerechter Arm nach links. Gegenläufig zum Uhrzeiger kam man zum nächsten Arm mit den Titelseiten des dritten Romans, *Lord der Sterne*, weiter zum vierten Titel, *Hinter der irdischen Bühne*, und schließlich zum letzten Buch, *Planet der schmelzenden Berge*.

Dies sollte Jims dritter ernsthafter Versuch werden, in ein Universum der *Welt der tausend Ebenen* zu gelangen. Der fünfarmige Stern war sein Tor. Die meisten Patienten nannten ihr Tor ein Mantra, andere nannten es ein Sigil, ein okkultes Zeichen, abgeleitet vom lateinischen *sigillum*. Jim hatte seinem Einführungstrick den Namen Tragil gegeben. Indem er Sigil und Tragödie zu einem Kunstwort zusammensetzte, verlieh er dem Tor doppelte Symbolkraft.

Es war zwanzig Uhr dreißig. In seinem Zimmer brannte keine Lampe, aber das Versicherungsgebäude auf der Straßenseite gegenüber sorgte für ein Zwielflicht, bei dem er das Tragil erkennen konnte. Seine Zimmertür war geschlossen. Sie hatte zwar kein Schloß, aber auf der Türseite zum Gang hing ein Zettel, der besagte, daß Jim ›gerade durchs Tor ging‹. Er konnte schwach hören, wie Brooks Epstein im Nachbarzimmer Hebräisch intonierte.

Jim saß auf dem Stuhl, den er ans Bett gezogen hatte. Auch er begann zu intonieren, während er auf den leeren Raum im Mittelpunkt des Sternes starrte.

»ATA MATUMA M'MATA!«

Immer wieder, immer schneller und immer lauter schickte er das uralte verbale Mantra in den Mittelpunkt des Sterns, in die runde weiße Leere.

»ATA MATUMA M'MATA!«

So wie eine Laserkanone wild verstreute Photonen in einem Lenkungsstrahl bündelt, so vereinigte der Gesang Kraftströme und sprengte mit diesem Strahl ein Loch in die Mauer, die die beiden Welten voneinander trennte.

Gleichzeitig war der Gesang ein Transportmittel, das den Sänger durch ein ganzes Universum trug.

Er hatte es nicht leicht gefunden. Beim ersten Mal hatte er gemerkt, wie ihn ein lautloser, aber sehr heftiger Wind auf das Loch zu und dann durch das Loch hindurch trug. Er befand sich in einer Schwärze, die sehr kalt und gleichzeitig sehr heiß wirkte. Dieser Eindruck und das Gefühl, an einem unbekannten Ort und ohne Eingriffsmöglichkeiten zu sein, hatten ihn noch mehr erschreckt als seine Kindheitsvisionen. Er hatte seinen Mut verloren und wollte sich gegen den Wind stemmen. Einige Sekunden lang hatte er befürchtet, er werde es nicht schaffen.

Dann war irgend etwas gerissen, wie ein Gummiband, das man zu weit gedehnt hatte, und er war auf seinem Stuhl wieder aufgewacht. Er zitterte, stöhnte und schwitzte. Die Uhr verriet ihm, daß er nur zwei Sekunden weg gewesen war. Trotzdem hatte er das Gefühl, es seien viele Stunden vergangen.

Das war das Ende seiner ersten Expedition.

Am folgenden Tag hatte er in der Gruppentherapie davon erzählt. Niemand hatte sich über seine Erfahrung lustig gemacht oder ihn feige genannt. Jeder, der so etwas tat, würde von dem Betreuer der Gruppe sofort eins aufs Dach kriegen. Es verstieß absolut gegen die Regeln, wenn jemand Zweifel an den Erzählungen der Mitpatienten

anmeldete. Denn das konnte das Vertrauen des- oder derjenigen, die gereist waren, in den Wert ihrer eigenen Erfahrungen beeinträchtigen und so den Fortschritt in der Therapie hemmen oder sogar zunichte machen. Außerdem hatten sie alle einige Hindernisse überwinden müssen, die unterschiedlicher Art sein mochten, aber sich in emotionaler Hinsicht ähnelten.

Beim zweiten Mal hatte er seine Panik und Furcht so weit bezwingen können, daß er durchhielt. Jedenfalls bis zu einem gewissen Punkt. Die Schwärze, Kälte und Hitze waren plötzlich verschwunden. Der Wind wurde viel schwächer. Jim war von Mauern – Kraftströmen? – umgeben, die aus vielen Winkeln eines Abgrunds, aus einem ungeheuer großen Raum in die Höhe wuchsen. Sie leuchteten weißlich, kreuzten einander, durchbrachen andere Mauern und setzten sich dort fort. Zusammen bildeten sie ein Kreuzworträtsel in vier oder noch mehr Dimensionen. Aber ihre außergewöhnliche Dimensionalität, ihre Substanz konnte er nicht fassen. Die Dimensionen, die quer, längs oder nach oben verliefen, konnte sein Hirn begreifen. Die anderen Dimensionen jedoch waren außerhalb seines Fassungsvermögens. Dennoch wußte er, daß sie da waren.

Das war so seltsam, daß er seinen Ängsten beinahe nachgegeben hätte und ›nach Hause‹ zurückkehren wollte, ehe er ganz und gar verloren war.

Plötzlich brachen die Mauern weg. Sie stürzten nicht zusammen, wie es Mauern auf der Erde getan hätten. Sie verschwanden einfach auf eine Weise, die er nicht ergründen konnte. Ihre Konturen wirkten nach und leuchteten noch kurz, dann waren auch sie verschwunden.

Er war in einer der Welten der Lords. Er wußte nicht, weshalb er sich so sicher war. Aber er war sich sicher. Zwar hatte er immer noch Angst, aber er war gleichzeitig so neugierig, daß er dem Wunsch nicht nachgab, sich vom Wind wieder ›nach Hause‹ tragen zu lassen.

Obwohl er sehen konnte, befand er sich nicht in einem fleischlichen, mit Organen ausgestatteten Körper. Vielleicht hatte er einen Astralkörper. Egal. Es reichte ihm, daß er aus der irdischen Welt hinaus- und in ein Universum der Lords gelangt war.

Er schien sich hoch über einem Planeten zu befinden, der Form und Größe der Erde hatte. Allerdings war die Sonne grün. Später sollte er herausfinden, daß die Farbe des Himmels mit jedem Tag der Woche wechselte. Eine Woche dauerte hier neun Tage. Und der Lord, der diese Welt erschaffen hatte, hatte dafür gesorgt, daß die Himmelsfarbe jeden Tag eine andere war.

Er machte sich schnell auf den Weg nach unten und hoffte dabei, daß er auf richtigem Kurs zu seinem Ziel war. Er hatte den Roten Orc als denjenigen ausgewählt, in dem er sich verkörpern wollte. Und wenn er selbst die Person und den Ort für sein Rendezvous in der anderen Welt bestimmen konnte, dann konnte er bestimmt auch den Zeitpunkt wählen. Das schien nur logisch.

Während seines Gesangs hatte er sich auf eine Zeit konzentriert, die viele Jahrtausende zurücklag. Er wollte den Roten Orc als Kind von sieben Jahren treffen. Die Ereignisse, die in der *Welt der tausend Ebenen* vorkamen, würden erst sehr viel später eintreten. In der Therapiegruppe war er der einzige, der sich dafür entschieden hatte, nicht in die Gegenwart zu reisen.

Porsena hatte ihn gefragt, warum er sich so entschieden habe. Jim hatte gesagt, er wisse es selbst nicht. Es scheine ihm einfach richtig. Der Arzt hatte nicht weiter nachgehakt, aber sicher hatte er diese Entwicklung notiert und würde später darauf zurückkommen.

Genau wie beim Blick auf die Erde aus der oberen Atmosphäre waren die Kontinente und Meere dieses Planeten nicht annähernd so deutlich umrissen wie auf einer Landkarte. Große Wolkenmassen wanderten hin und her, aber er konnte den ungefähr kreuzförmigen Kontinent erkennen, zu dem es ihn zog, als sei er mit unsichtbaren

und spinnwebfeinen Drähten mit ihm verbunden. Unaufhaltsam stieg er ab, und das Land breitete sich unter ihm aus, als habe sich nicht er auf den Kontinent, sondern der Kontinent auf ihn zubewegt.

Dann befand er sich oberhalb eines riesigen Bergmassivs, in dessen Mitte eine Ebene lag. Aus deren Mitte ragte ein einziger, sehr hoher Berg. Sein Gipfel war relativ flach und von Flüssen, Bächen und vielen Wäldern durchzogen. Hier und da standen Gruppen runder, kegelförmiger Häuser. Er war noch zu weit oben, als daß er Menschen oder Tiere hätte erkennen können.

Im Mittelpunkt der Ebene stand ein so riesiges und seltsames Gebäude, daß die Furcht, die ihn sowieso schon fast lähmte, noch größer wurde. Neun ungeheuer große Türme – sie mußten wohl über dreitausend Meter hoch sein – krümmten sich wie Elefantenstoßzähne nach innen. Innerhalb der Türme gab es drei Ebenen, die unterste lag fast tausend Meter über dem Erdboden. Sie war durchsichtig, so daß ihre wenigen Bewohner auf die Dörfer und Bauernhöfe der Nicht-Lords hinabsehen konnten. Die Dörfer lagen an einem mindestens dreitausend Meter breiten Fluß, der einem künstlichen See entsprang. Wasserfälle, die den Mündern riesiger Kristallfiguren in verschiedenen Ecken der untersten Ebene entströmten, hatten diesen See entstehen lassen. Nebel umwaberten die Wasserfälle, aber reichten nicht hinunter bis auf den Erdboden.

Auch die zweite Ebene war transparent, allerdings nicht ganz so weitläufig wie die erste. Immerhin mußte sie aber noch eine Fläche von über zehn Quadratkilometern umfassen. Genau wie die unterste Ebene enthielt sie kleine Wohnstätten, einige große Gebäude und mit Mauern eingefasstes Land, auf dem Bäume und andere Pflanzen wuchsen. Es gab auch Felder, auf denen Pflanzen wuchsen, und eingezäunte Weiden, auf denen Tiere grasten.

Die dritte Ebene umfaßte nur wenig mehr als dreitausend Quadratmeter. Dort standen Häuser und mehrere riesengroße Gebäude, deren Sinn und Zweck Jim unbekannt war. Viele ähnelten

in gewisser Weise den alten ägyptischen Tempeln von Karnak in ihrer ursprünglichen Erscheinungsform. Obwohl sie Jim an die ägyptische Architektur erinnerten, sahen sie in vielen Einzelheiten auch wieder ganz anders aus. Die vielen hundert Statuen, die seitlich und an den Eingängen standen, sahen weder ägyptisch noch wie irgend etwas aus, das Jim jemals auf der Erde gesehen hatte.

Den Scheitelpunkt, an dem die Bögen der nach innen gekrümmten Türme zusammentrafen, bildete ein grüner Smaragd, größer als jede Kathedrale auf der Erde. Er war hohl, man hatte Türen und Fenster hineingeschnitten. Oder eine riesige Gußform hatte für die Öffnungen und den Hohlraum gesorgt. Später sollte Jim erfahren, daß der Smaragd im Vergleich zu dem Diamanten auf einem der Urizen-Planeten winzig war. Der Brobdingnagianische Edelstein dämmte einen Fluß ein, der den Mississippi wie ein Rinnsal im Matschkuchen eines Kindes wirken ließ.

Und weiter ging's hinunter. Obwohl der Smaragd mit seinen gigantischen Facetten die Sonnenstrahlen zu einem Glorienschein vielstrahligen Lichts reflektierte, war Jim nicht geblendet. Er konnte sehen, auch wenn er keine Augen hatte, die man blenden konnte. Das Juwel schoß nach vorn, als werde es gleich explodieren, direkt vor Jim tauchte eine riesige Kristallfläche auf, dann war er durch und innerhalb des Tempels. Denn genau das stellte der Edelstein dar, wie Jim jetzt merkte: einen Tempel.

Der weitläufige Innenraum lag bis auf sein direktes Zentrum im Schatten. Ein heller Lichtstrahl, der sich aus einer unsichtbaren Quelle speiste, beleuchtete den Boden in der Mitte. Außerhalb dieses Raums standen sehr große und irgendwie unheimliche Statuen. Unzählige bedeckten den Boden, andere waren in einer Reihe aufsteigender Nischen in den gekrümmten Mauern untergebracht. Je näher sie an den Scheitelpunkt des Tempels wuchsen, desto vager wurden ihre Umrisse. Manche konnte man vom Fußboden aus gar nicht mehr erkennen, aber Jim spürte ihre Gegenwart.

Jim fand diesen Ort sehr beängstigend. Wie er auf den siebenjährigen Jungen wirkte, der sich in der Raummitte aufhielt, konnte Jim nicht wissen. Vielleicht war das Kind, Orc, schon des öfteren hier gewesen, fand den Ort aber immer noch fürchterlich. Oder hatte zumindest Ehrfurcht vor der Stätte.

Jim nannte den Jungen Orc, weil er wußte – wenn er auch nicht wußte, woher –, daß sein Name noch nicht Roter Orc war.

Der Junge und zwei Erwachsene waren die einzigen menschlichen Wesen im Tempel. Auch ein anderes Wesen hielt sich dort auf, aber es war verborgen. Die ganze Kammer war von seiner bedrohlichen Gegenwart erfüllt.

Der Mann war groß, sah gut aus, hatte blonde Haare und blaue Augen. Sein Name war Los, und er war Orcs Vater. Die Frau war ebenso groß wie er, statuenhaft, hatte kastanienbraunes Haar und grüne Augen. Sie war Orcs Mutter, Enitharmon. Beide trugen knöchellange, hauchdünne Gewänder, die kaum etwas verbargen. Sein Gewand hatte ein purpurrotes Saumband, ihres ein blaues. Er hielt ein Weihrauchgefäß in seiner rechten Hand und schwang es langsam vor und zurück, während er in einer Sprache sang, die Jim nicht verstehen konnte. (Obwohl Jim keine Ohren hatte, konnte er hören.) Aus dem Weihrauchgefäß drang orangefarbener Rauch, der nach einem Gemisch von bitteren Mandeln und süßen Äpfeln roch.

Enitharmon hielt einen Zauberstab, an dessen Ende ein kleiner Kreis war. Er umschloß einen großen, scharlachroten, ungeschliffenen Edelstein. Sie schwenkte ihn wie zu einem Ritual.

Der Junge stand steif da, seine grünen Augen waren nach oben, zur Decke, gewandt, seine Arme hielt er dicht an beide Körperseiten gepreßt, eine Hand hatte er zur Faust geballt, die andere war offen. Hin und wieder unterbrach Los seinen Gesang und stellte dem Jungen eine Frage. Als Orc einmal nicht richtig antwortete, schlug ihn der Vater mit dem Handrücken ins Gesicht. Auf Orcs Wange blieb ein rotes Mal zurück, es flossen Tränen.

Aus irgendeinem Grund hatte Jim angenommen, Orc werde wie er selbst aussehen. Aber das tat er nicht. Sein Körper war stämmiger, und seine Arme wirkten länger. Er hatte eine Stupsnase, und seine Lippen waren voller als die von Jim. Sein Kinn war weniger ausgebildet, und er hatte schwarzes Haar. Außerdem waren seine Augen größer und ließen ihn unschuldig erscheinen.

Er trug keine Kleidung, bis auf ein blaues Stirnband, auf das Zeichen gedruckt waren, die Jim nicht kannte. Eines sah wie eine Art Trompete aus. Stand das Zeichen für das Horn von Shambarimem, von dem Jim in der *Welt der tausend Ebenen* gelesen hatte? Wenn das Horn erschallte, sollten sich alle Tore der Welten öffnen.

Jetzt begannen Orcs Vater und Mutter, ihr Kind langsam zu umkreisen, gegenläufig zum Uhrzeigersinn. Immer noch schwang Los das Weihrauchgefäß. Nur, wenn er direkt vor seinem Sohn stand, richtete er eine Frage an ihn. Jim sah, wie sich der Junge dann verkrampfte. Zweimal gab er Antworten, die seinen Vater offensichtlich zufriedenstellten. Beim dritten Mal stotterte er. Wieder schlug der Vater seinem Sohn ins Gesicht.

Die Frau runzelte die Stirn und öffnete den Mund, als wolle sie ihrem Mann etwas sagen. Aber sie verschloß die Lippen wieder. Los rief irgend etwas. Vielleicht gehörte der Zorn zur Zeremonie, aber er wirkte sehr viel persönlicher als ein Ritual.

Orc erschauerte. Sein Gesicht und Körper glänzten vor Schweiß, und seine Unterlippe zitterte. Die Zeichen seiner Anspannung schienen Los noch wütender zu machen.

Jim haßte den Vater.

Obwohl er hierhergekommen war, um in Orc einzudringen und eins mit ihm zu werden, zögerte er jetzt. Mitgefühl und Zorn brachten ihn durcheinander, er brauchte alle Gelassenheit und Selbstkontrolle, die er aufbringen konnte, um in Orc einzudringen. Dieser Schritt war schon beängstigend genug. Natürlich konnte er es

nicht wissen, aber er hatte das Gefühl, er könne dabei irgend etwas falsch machen und in eine sehr schlimme Lage geraten.

Der Vater, dessen Gesicht sich noch mehr gerötet und noch mehr verzerrt hatte, schwang die Hand mit dem Weihrauchgefäß gegen Orcs Schläfe. Der Junge ging in die Knie. Beide Arme blieben unten. Jim nahm an, daß der Junge, hätte er die Arme gehoben, seine Rolle in der Zeremonie völlig verpatzt hätte. Was das zur Folge gehabt hätte, wußte Jim nicht.

Die Frau sagte etwas. Los starrte sie an und sagte ein Wort. Die Frau starrte zurück und sagte ebenfalls ein Wort. Jim glaubte nicht, daß sie einander Komplimente machten.

Orc rappelte sich unsicher hoch. Er schaute starr nach oben, während aus der Wunde Blut sickerte. Tränen liefen an seinen Wangen herunter, aber er hatte die Kiefer zusammengepreßt.

Enitharmon schrie schrill auf. Sie sprang auf Los zu und schwang das Ende ihres Zauberstabs seitlich gegen seinen Kopf.

Sie reagierte ganz und gar nicht so wie seine eigene Mutter, dachte Jim.

Dann trug ihn etwas mit rasender Geschwindigkeit fort, hinaus aus dem Tempel, über die Berge, den Kontinent, den Planeten, die Sonne, zurück zum Tor und mit lautloser Explosion durchs Tor hindurch, zurück in sein Zimmer auf der Erde.

14. KAPITEL

8. November 1979

Als Jim das nächste Mal in die andere Welt eindrang, gab es keine Angst einflößenden, glühenden, mehrdimensionalen Mauern, die einander kreuzten. Statt dessen sah er sich einer großen Anzahl von Gestalten gegenüber, die abwechselnd grün und rot aufleuchteten. Sie wirkten wie Samenfäden mit menschlichen Gesichtern, und alle grinsten ihn hämisch an.

Er flog durch den Schwarm hindurch – diejenigen, die ihm im Weg waren, zappelten schnell weg – und war bald darauf in Orcs Universum. Ehe er seinen Gesang anstimmte, hatte er allerdings beschlossen, in einen Orc im Alter von siebzehn Jahren einzudringen.

Orc befand sich in einem Wald, der ein paar Hundert Kilometer von der Stadt entfernt lag. Er war zu einem großen und sehr muskulösen jungen Mann herangewachsen. Er stand hinter einem dicken Baumstamm und hielt mit der linken Hand den Schaft eines Speers umfaßt. Er trug eine blaue Kappe, die so aussah wie die von Robin Hood. An der Seite steckte eine scharlachrote Feder. Bis auf die Kappe, einen kurzen blauen Lendenschurz und Sandalen war er nackt. Ein Kurzschwert, das in einer Scheide steckte, und eine Wurfaxt, die ein Halfter umhüllte, waren an seinem Gürtel befestigt. Es mußte etwa ein Uhr mittags sein. Der Himmel, der heute feuerrot leuchtete, war klar. Die ebenfalls feuerrote Sonne strahlte glühend heiß auf den Wald hinunter. Unter dem dicken Baldachin der Pflanzen, die zwischen über zweihundert Meter hohen Bäumen wuchsen, war es dennoch kühl.

Hoch über seinem Kopf wucherten die ineinander verschlungenen Pflanzen, Heimstatt unzähliger Insekten, Vögel und anderer Tierarten. Fünfzehn Meter über ihm baumelte an einem Ast ein Geschöpf mit einem grünen Bart, das einem Waschbären ähnelte. Es hatte seinen Schwanz um den Ast geschlungen, hing kopfüber nach

unten und schimpfte auf ihn herunter. Orc lauschte konzentriert auf irgend etwas, aber bei dem Lärm des Waldlebens mußte es schwer sein, etwas zu verstehen.

Orc wandte den Kopf. Sein Vater, Los, und seine Mutter, Enitharmon, waren hinter ihm aus dem Schatten der Bäume getreten. Sie trugen nur Lendenschurz und Sandalen und waren gleichfalls bewaffnet. Neben Speer und Axt hatte Los auch ein Gewehr mit unten verdicktem Lauf, einen Strahler.

Wieder hatte Jim gräßliche Angst. Noch nie war ihm etwas so gefährlich vorgekommen wie der Entschluß, sich in Orc hineinzusetzen. Möglich, daß er nie mehr von ihm loskam. Aber er mußte es tun, wenn er nicht für alle Zeiten als Feigling weiterleben wollte. Friß oder stirb. Vielleicht würde er so oder so sterben. Oder, noch schlimmer: von Orc einverleibt – zumindest teilweise einverleibt – werden und auf ewig in diesem fremden Körper gefangen sein.

Nur nicht daran denken. Versetz dich in Orc hinein. Werde mit einem Teil deines Selbst zu Orc. Aber, um Himmels willen, nicht ganz und gar!

Geschafft. Ein, zwei Sekunden hatte er das Gefühl, er sei in einen Speicher mit nassem Getreide gefallen. Von der schleimigen, klebrigen Masse wurde er fast erdrückt. Er war blind. Die Dunkelheit und der eklige Stoff, der ihn schier erstickte, hätten ihn fast dazu gebracht, umzukehren. Er knirschte innerlich mit den nicht mehr vorhandenen Zähnen und rief sich selbst lautlos zu: »Weitermachen!«

Er ließ die ekelhafte, beängstigende Masse hinter sich. Es war immer noch dunkel. Dann hatte er das Gefühl, er tauche in den stark strömenden Fluß einer quecksilbrigen Flüssigkeit, schieße durch viele verdrehte und verzerrte Tunnel und höre ein Geräusch wie das Schlagen riesiger Flügel oder eines ungeheuer großen Herzens.

Auch das ließ er hinter sich. Jetzt trieb er in einer stillen Kammer. Und hörte ein schwaches Knistern. Funken stoben auf ihn herab.

Plötzlich wurden die Funken größer und verbanden sich miteinander zu einem hellen Licht. Er konnte sehen, hören, riechen und schmecken. Wie es sein irdischer Körper konnte.

Er nahm fleischliche Gestalt an, hatte ein Gehirn. Er war fast vollständig zu Orc geworden. Er ähnelte einem winzigen Parasiten, der sich an die Arterienwand seines Wirtes klammerte und hoffte, der rasende Blutstrom werde ihn nicht fortschwemmen. Und in der Zwischenzeit zapfte er das Nervensystem seines Wirtes an und teilte alle Gedanken, Erinnerungen, Gefühle und Empfindungen mit ihm.

Diese einseitige Aufnahme verwirrte ihn sehr, wie er später herausfand. Er mußte erst lernen, seine eigenen Gedanken und Gefühle und gleichzeitig die von Orc zu bewältigen.

Orc sah seinen Onkel Luvah und seine Tante Vala aus dem Schatten der Bäume heraustreten. Hinter ihnen ging ein Dutzend Eingeborene, Sklaven der Lords, Fährtensucher und Jagdtreiber. Ihre Haut war etwas dunkler als die der Lords, aber das lag nur daran, daß sie der Sonne häufiger ausgesetzt waren. Sie trugen Lendentücher, hatten viele Tätowierungen und strotzten vor Federn, die sie sich ins lange dunkle Haar und durch ihre Ohrlöcher gesteckt hatten. Ihre einzigen Waffen waren Luftgewehre aus Bambus, mit denen sie Pfeile abschießen konnten. Die Spitzen dieser Pfeile enthielten eine Substanz, die ihre Opfer betäubte. Ihr Führer trug ein Jagdhorn, das aus dem doppelt gekrümmten Horn eines riesigen Rindes bestand.

Los sprach mit tiefer, knurrender Stimme.

»Glück gehabt, Sohn?«

»Ich glaube, einer hat sich drüben bei den *Shinthah*-Bäumen versteckt«, sagte Orc. »Er ist verletzt. Ich hab ein Stück weit seine Blutspur verfolgen können, allerdings blutet er anscheinend nicht besonders schlimm.«

»Er muß derjenige sein, der die beiden Sklaven umgebracht hat«, sagte Los. »Die anderen haben wir alle aufgespürt. Entweder sind sie tot oder konnten fliehen.«

Jim wunderte sich ein bißchen, daß er die Sprache der Lords oder Thoans, wie sie sich selbst nannten, verstehen konnte. Wenn er nur schwach darauf reagierte, dann lag das daran, daß seine eigenen Empfindungen bis jetzt nicht eindeutig waren. Aber alles, was ihm Orc vermittelte, war deutlich und klar.

Luvah und Vala stellten sich neben Los. Orcs Eltern hatten sie in ihren Palast und zur Menschenjagd eingeladen. Los hatte die Tore zwischen ihren Welten so lange aufgemacht, daß sie hindurchgelangen konnten.

Los hätte das nie von sich aus getan. Seine Frau hatte die Einladung Luvahs von den Pferden und seiner Frau Vala, ihrer Schwester, durchgesetzt. Enitharmon brauchte mehr als die Gesellschaft ihrer eigenen Familie und Sklaven.

Orc bewunderte die schöne und warmherzige Vala. Allerdings war er bis jetzt zu beschäftigt gewesen, um sich mit ihr zu unterhalten. Es war eine wilde, anstrengende Jagd mit nur wenigen Pausen gewesen.

»Ist der Mann noch bewaffnet?« fragte Los.

»Weiß ich nicht«, antwortete Orc.

Das Wild, das gejagt wurde, bestand ausschließlich aus Eingeborenen, die von ihren eigenen Leuten wegen schwerer Verbrechen zum Tode verurteilt worden waren. Los hatte sich dazu entschlossen, sich über diese Urteile hinwegzusetzen und die Verurteilten als Jagdbeute zu nutzen. So etwas tat er hin und wieder, wenn ihm andere Vergnügungen zu langweilig wurden. Sieben Männer, allesamt gefährlich, hatte man in diesen Dschungel gebracht, ihnen Speere und Messer gegeben und sie freigelassen. Man hatte ihnen einen Vorsprung von zwanzig Minuten eingeräumt, dann hatten die Lords und ihre Bediensteten ihre Spur aufgenommen. Außer Los und Vala waren die Lords alle nur mit primitiven Waffen ausgerüstet. Das sorgte dafür, daß die Jagd auch für die Jäger gefährlich war. Orcs Vater und seine Tante würden die Strahler nur benutzen, falls ein Raubtier die Jagdgesellschaft angriff oder ein

menschliches Wild im Kampf mit einem Lord die Oberhand behielt. Die Regeln für eine Menschenjagd folgten einer bestimmten Tradition und wurden nie verletzt. Falls ein Lord sie je durchbrochen hatte, dann hatte er – oder sie – Stillschweigen darüber bewahrt.

»Wer will das Wild verfolgen?« rief Los.

»Ich tu's gern«, sagte Orc. Ihm war klar, daß er sich angeboten hatte, um vor seinem Vater gut dazustehen, auch wenn er ihn nicht mochte. Außerdem, und das war ihm noch wichtiger, wollte er vor seiner Tante angeben.

»Schon richtig, daß du Erfahrungen sammeln solltest«, sagte Los. »Bis jetzt hast du noch nicht viel Wild erlegt, weder Mensch noch Tier. Aber die Höflichkeit gebietet, daß unsere Gäste die erste Chance bekommen. Denk daran.«

»Ich würde gern sehen, wie Orc sich macht«, sagte Vala. »Ich werde direkt hinter dir bleiben, Neffe.«

Mein Gott, dachte Jim. Wie abgebrüht sie sind! Und völlig gelassen! Was sind das nur für Menschen? Allerdings wußte er aus den Farmer-Büchern, wie grausam die Lords sein konnten. Was hatte er erwartet?

Trotz seines Widerwillens konnte er Orcs Emotionen spüren. Der junge Lord – und folglich auch Jim – war aufgeregt und eifrig bei der Sache. Gleichzeitig hoffte Orc – und folglich auch Jim –, er werde sich nicht blamieren. Möglich, daß er sich tödlich blamierte.

Orc drang langsam in die Dichte der *Shinthah*-Bäume ein. Ihre untersten Äste hingen etwa zwei Meter über dem Boden und hatten sich mit denen der Nachbarbäume verhakt. Wein rankte sich um die Zweige und bildete nahe am Boden Schlingen. Außerdem wucherten zwischen den Bäumen *Winshin*-Büsche, die sehr viele Blätter trugen. Das Gewirr aus Bäumen, Wein und Büschen war als Versteck und Hinterhalt ideal.

Mit dem Speer in einer Hand, Vala etwa zwei Meter hinter ihm, tauchte Orc in den dichten Dschungel. Er ging langsam, um jedes Geräusch zu vermeiden. Er war sehr angespannt und schwitzte stark. Plötzlich wurde ihm klar, daß alle Vorteile auf seiten des Wildes lagen. Als er mit dem Fuß auf irgend etwas trat, hielt er an. Er sah hinunter. Halb versteckt lag im wuchernden Unkraut ein Speer. Der Mann, der gejagt wurde, hatte ihn fallen lassen. Was bedeutete, daß er schlimm verletzt sein mußte.

Trotzdem gab Orc seine Vorsicht nicht auf. Möglich, daß der Mann seinen Speer dort bewußt hingelegt hatte, damit sein Verfolger genau das annahm, was Orc gerade gedacht hatte. Vielleicht wartete er ganz in der Nähe mit dem Jagdmesser in der Hand.

Orc gestikulierte, um Vala auf den Speer hinzuweisen. Mit einem Nicken bestätigte sie, daß sie verstanden hatte.

Obwohl in diesem Gebüsch sonst stets der Lärm von Vögeln und wilden Tieren zu hören war, war es jetzt ganz ruhig. Seine Bewohner beobachteten die Eindringlinge, warteten ab, ob irgendeine Gefahr drohte, ehe sie sich wieder normal verhielten.

Mit seiner rechten Hand teilte Orc einen Busch, sah dahinter und nach unten. Da war seine Jagdbeute. Ein großer Mann, völlig nackt, der auf dem Rücken lag. Neben seiner offenen Hand befand sich ein großes Messer. Blut sickerte unter der Hand hervor, mit der er seine Schulter umfaßt hielt. Der Schweiß hatte das meiste weggewaschen und nur wenige Blutspuren auf dem Oberkörper und an seinen Beinen zurückgelassen.

»Har?« fragte Orc.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Orc nicht geahnt, daß das Wild aus einem Dorf in der Nähe der Palaststadt stammte und daß es sich um seinen Halbbruder handelte. Los hatte mit den eingeborenen Frauen viele Kinder gezeugt. Har war einer von möglicherweise einem ganzen Hundert. Er war ein ausgezeichneter Fährtensucher und hatte Orc alles, was er über das Überleben im Dschungel wußte,

beigebracht. Sein eigener Vater, Los, hatte ihn verwundet, als er, getrennt von der Gruppe, die Jagdbeute gesichtet und einen Speer nach ihr geschleudert hatte. Später war Orc auf Hars Blutspur gestoßen.

Unter seiner dunklen Bräune war der Mann blaß. Er starrte Orc an, er wußte, daß er dem Tod geweiht war. Aber er bettelte nicht um sein Leben.

Vala holte Orc ein. »Du mußt dein Messer benutzen, Neffe«, sagte sie. »Es entspricht nicht den Regeln, wenn du ihn mit deinem Speer erledigst. Warte, bis ich die anderen gerufen habe. Sie müssen sehen, wie du's tust.«

Jim spürte, wie Orc plötzlich übel wurde. Er wußte, was Orc dachte. Er würde Har die Kehle durchschneiden und dann etwas Blut von seinem Messer lecken müssen. Der Gnadenstoß und der Blutgeschmack waren ihm nicht neu, er fand das alles auch nicht abstoßend. Ganz und gar nicht. Aber das hier...! Er kannte und mochte seinen Halbbruder, wie man einen *leblabbiy* – so wurden die Nicht-Lords genannt – nur kennen und mögen konnte. Er sagte sich, er werde eher seinen Vater als Har umbringen.

Aber er mußte es tun. Und nicht nur das, er durfte auch keinerlei Mitgefühl oder Freundlichkeit zeigen. Inzwischen waren die anderen angekommen. »Also war es Har, den ich verwundet habe«, sagte Los. »Und du erntest die Lorbeeren dafür, daß du ihn tötest. Na ja, manchmal passiert das eben so!«

»Du hast ihn verwundet, Vater«, sagte Orc. »Ich hätte ihn nie fangen können, wenn du ihn nicht verletzt hättest. Warum sollst nicht du sein Blut kosten?«

Los runzelte die Stirn. »So handhaben die Thoans das nicht. Mach schon!«

Orc ging um den Busch herum und kratzte seine Haut an den stacheligen Blättern der wuchernden Pflanzen auf. Die anderen Lords folgten ihm. Die Eingeborenen blieben zurück. Sie würden an Ort

und Stelle verharren, es sei denn, sie erhielten den ausdrücklichen Befehl, der Tötung beizuwohnen.

Hars Augen waren verschleiert. Dennoch war er noch nicht so weit weggetreten, daß er Orc nicht erkannt hätte. »Sei begrüßt, Bruder«, krächzte er. Während all der gemeinsamen Gespräche hatte er Orc nie so genannt. Obwohl sie beide wußten, daß Los ihr gemeinsamer Vater war, hatten sie es nie erwähnt. Falls Har es gewagt hätte, wäre er streng bestraft worden, vielleicht sogar mit dem Tod. Aber jetzt lag er im Sterben, es war ihm egal.

»Du bist unsterblich oder beinahe unsterblich«, sagte Har. »Und trotzdem kannst du durch fremde Hand dein Leben verlieren. Das macht dich zu meinem Bruder, egal, wer unser Vater ist.«

Orc wurde von einem fiebrigen Schauer erfaßt. Har hatte ihn tief getroffen. Nicht deswegen, weil seine Worte so dreist, sondern weil sie so aufrichtig waren. Sie waren so beängstigend wie nächtliches Wetterleuchten ohne Donner und Wolken am Himmel.

»Mach schon, Orc!« drängte Los.

Orc wandte ihm das Gesicht zu. »Ich kann es nicht«, sagte er.

Los war nicht der einzige, der einen Schritt zurücktrat, als sei ihm plötzlich der Geruch eines längst verfaulten Kadavers in die Nase gestiegen.

Los schüttelte den Kopf, zwinkerte und sagte barsch: »Versteh ich nicht. Stimmt was nicht?«

Orc holte tief Luft, ehe er zum Reden ansetzte. Nur Jim wußte, welchen Mut Orc für das, was er jetzt tun wollte, aufbringen mußte.

»Ich kann ihn nicht töten. Er ist Fleisch von meinem Fleisch. Er ist dein Sohn und mein Bruder.«

Alles um Orc schien zu verschwimmen. Ein Schleier legte sich über die rauhe Wirklichkeit. Er fühlte sich, als habe er eine andere Welt betreten, die noch nicht klar umrissen war.

Los sah schockiert aus. »Was?« fragte er. »Was hat das damit zu tun?«

Vala drehte sich um und bedeutete dem Anführer der Fährtsucher, Sheon, er solle näher kommen.

Wie alle Nicht-Lords kam er sofort, wenn ein Thoan ihn rief.

»Was hat der Mann verbrochen?« fragte Vala und zeigte auf Har.

Sheon sah zu Boden. »Ehrwürdigste, er hat einen Sohn unseres Häuptlings erschlagen, nachdem er ihn im Bett mit seiner Frau erwischt hat«, sagte er. »Har hat behauptet, der Häuptlingssohn habe ihn mit dem Messer angegriffen, er habe ihn in Selbstverteidigung umgebracht. Aber Hars Frau hat es anders dargestellt. Sie hat gesagt, Har habe sie beide umbringen wollen. Wie auch immer: Har hätte sich an den Rat wenden und seine Klage dort vortragen müssen. Es verstößt gegen unser Gesetz, wenn man einen Mann oder eine Frau totschießt, weil man sie beim Ehebruch ertappt hat. Har hätte weglaufen können, falls er wirklich angegriffen wurde. Nichts hätte ihn daran hindern können.«

Vala wandte sich zu Orc. »Siehst du? Nach dem Gesetz seiner eigenen Leute verdient er den Tod.«

»Dann sollen sie auch selbst die Todesstrafe vollstrecken«, sagte Orc.

»Lächerlich!« brüllte Los. »Du bist wohl nicht ganz richtig im Kopf! Ich versteh dich nicht! Er ist kein Thoan!«

»Er ist ein halber Thoan«, sagte Orc ganz ruhig, obwohl er innerlich alles andere als ruhig war.

»Ein Halbes ist kein Ganzes!« grollte Los. Sein Gesicht war sehr rot, seine Augen blickten wild. »Töte ihn! Sofort!«

»Empfindest du denn überhaupt nichts für ihn?« fragte Orc. »Er ist dein Sohn. Oder bedeutet dir das gar nichts?«

»Neffe, du hast den Verstand verloren«, sagte Luvah. »Was ist los? Hast du einen Unfall gehabt, bist du mit dem Kopf irgendwo gegen gerannt?«

»Es hat mich etwas getroffen«, sagte Orc. »Aber nicht körperlich. Es war wie ein großes Licht..., es ist schwer zu erklären.«

»Ich werde dich gleich treffen!« brüllte Los und ließ seine Faust seitlich gegen Orcs Kiefer knallen. Einige Sekunden sah Orc Sterne. Als er wieder klar denken konnte, fand er sich auf den Knien wieder. Bis auf Los sahen alle so aus, als habe man sie ebenfalls erwischt. »Los«, murmelte Orcs Mutter. »Das war nicht nötig! Mit dem Jungen stimmt irgend etwas nicht!«

»Da hast du wirklich recht, Enitharmon! Er ist kein richtiger Lord! Hast du mit irgendeinem Eingeborenen rumgefickt und warst blöd genug, dich schwängern zu lassen?«

Enitharmon schnappte nach Luft. »Wie furchtbar, so etwas zu sagen!« sprang Vala ihr bei.

Orcs Aufmerksamkeit wurde durch ein Tosen in Anspruch genommen. Das Geräusch war rötlich. Natürlich hatten Farben keine Töne, aber im Kopf konnten viele Dinge passieren, die außerhalb nicht möglich waren. Die Beleidigung, die sein Vater seiner Mutter angetan hatte, hatte bei Orc alle Schleusen geöffnet. Schleusen, die er mühsam verschlossen gehalten hatte, seit er denken konnte. Jetzt wollte er nichts anderes, als seinen Vater angreifen.

Er bewegte sich in einem Traum voll roten, hellen Lichts. Er schien neben sich zu stehen und sich selbst zuzusehen. Er sah Orc, der das Messer immer noch in der Hand hielt, obwohl er halb bewußtlos gewesen war. Er sah, wie Orc sich schnell hochrappelte. Er sah, wie Los einen Schritt zurückwich, aber nicht so schnell, daß er dem hätte entgehen können. Die Schneide drang mehrere Zentimeter tief in seinen linken Arm. Er sah, wie sein Onkel Luvah ihn mit der stumpfen Seite seines Speers seitlich am Kopf traf. Er sah, wie er

selbst das Messer fallen ließ und nach vorne kippte, aber herumrollte, so daß sein Gesicht nach oben gewandt war.

Dann war er wieder er selbst. Sein Vater hatte den Speer in seiner rechten Hand erhoben, um ihn durch ihn hindurch zu treiben. Seine Mutter, die schrie, griff nach dem Speer und kämpfte mit Los. Sie entwand ihm den Speer und hielt ihn so, daß seine Spitze auf den Körper ihres Mannes gerichtet war.

»Tu's nicht!« schrie sie. Es war deutlich zu sehen, daß sie den Speer gegen ihn einsetzen würde, falls er versuchte, ihren Sohn umzubringen.

»Los!« mahnte Vala mit hoher, angespannter Stimme. »Die *leblabbiy* beobachten dich!«

Los drehte sich um und starrte nach hinten. Sheon, der Anführer der Fährtensucher, hatte den Rückweg zu seiner Gruppe angetreten. Er wollte den Thoan nicht wissen lassen, daß er den Kampf gesehen hatte, aber dafür war es schon zu spät.

Los wies auf Orc und sagte: »Fesselt ihn! Er muß zurück in den Palast!«

Er zog seinen Strahler aus dem Halfter. »Vala! Komm mit! Wir müssen sie umbringen! Ich will nicht, daß sie weiterleben! Sie haben gesehen, wie wir einander töten wollten!«

»Ich glaube, nur Sheon hat's gesehen«, antwortete Vala. »Er sagt den anderen nichts.«

»Ich will kein Risiko eingehen«, sagte Los. »Wir wollen doch nicht, daß sie denken, wir seien auch nicht besser als sie, wie?«

Er wollte jemanden töten. Wenn er seinen Sohn nicht umbringen konnte, dann wollte er wenigstens ein paar *leblabbiy* abschlachten. Vielleicht hätte er zu einem anderen Zeitpunkt auf Vala gehört. Aber jetzt ganz bestimmt nicht.

Vala biß sich auf die Lippe, aber sagte: »Also gut.« Mit schußbereitem Gewehr schloß sie sich Los an. Wie Orc später

herausfand, hatten die Eingeborenen das Vorhaben der Lords erraten. Diejenigen, die eher passiv und religiös waren, hatten sich in ihr Schicksal ergeben und waren an Ort und Stelle geblieben. Sie wurden erschossen. Aber vier der *leblabbiy* waren in den Wald geflohen. Ihr Stamm würde sie für immer ausstoßen, und man würde ein Kopfgeld auf sie aussetzen, sie waren künftiges Wild für die Treibjagd der Thoans.

Orc wurde herumgewälzt. Seine Handgelenke wurden mit einem Strick gefesselt, den seine Mutter aus einem Beutel zog. Dabei beugte sich seine Mutter nahe zu ihm herunter und flüsterte: »Bring deinen Vater nicht wieder in Rage. Ich werde mein Bestes tun, daß er sich beruhigt.«

»Er wird mich töten«, sagte Orc. »Er haßt mich. Er hat mich schon immer gehaßt. Was habe ich getan, daß er mich so haßt, Mutter?«

15. KAPITEL

Man hatte Orc die Kleider vom Leib gerissen und ihn an einen Felsen nahe beim Hauptpalast gekettet. Ein Ende der drei Meter langen Kette war an einer Stahlplatte befestigt, die in einen riesigen Quarzstein eingelassen war. Das andere Ende war mit einem Stahlreifen verbunden, den Orc um seine rechte Ferse trug. Schon seit zwei Tagen und Nächten hatte er diese Erniedrigung und Qual erdulden müssen. Fast den ganzen Tag brannte die Sonne auf ihn hernieder. Nachts ließ Los Wolken in die Ebenen eindringen. Orc schlief schlecht, weil der Boden so kalt, naß und hart war.

Während des Tages bekam er eine Mahlzeit, die eine Dienerin ihm brachte. Sie ließ ihm einen Eimer Wasser zum Trinken und Waschen da. Wenn er Blase oder Gedärm erleichtern mußte, zog er sich, so weit er konnte, hinter den Felsen zurück. Er hatte weder Toilettenpapier noch Waschlappen. Einmal am Tag kam eine Dienerin, um den Kot zu beseitigen.

Jeden Tag waren um zwölf Uhr mittags seine Eltern, seine Tante und sein Onkel vom Palast heruntergekommen. Los hatte ihn gefragt, ob es ihm leid tue, daß er sich so schlecht benommen habe. Wolle er sich dafür entschuldigen und danach versprechen, es nie wieder zu tun und fortan seinen Eltern stets zu gehorchen? Auch dann, fügte Los hinzu, werde seine Strafe nicht aufgehoben.

»Viele Lords hätten einen solchen Sohn auf der Stelle erschlagen. Aber ich will deiner Mutter keinen Kummer machen, und Luvah und Vala haben sich für dich eingesetzt.«

»Du hättest mich nicht schlagen sollen«, sagte Orc.

»Ich bin dein Vater! Ich habe das Recht und die Pflicht, dich zu strafen, wenn du es verdienst!«

»Du hast mich oft geschlagen«, sagte Orc. »Man sollte meinen, daß ein Mann, der so viele tausend Jahre alt ist, ein bißchen mehr Weisheit und Liebe in sich hat. Aber du hast nichts gelernt. Das mag

sein, wie es will, jedenfalls hast du mich zum letzten Mal geschlagen. Du kannst mich genauso gut umbringen.«

Los wandte sich ab und ging fort. Sein langes grünes Gewand flatterte, die große gelbe Feder an seinem breitrempigen Hut tanzte auf und ab. Orcs Mutter und Tante blieben noch eine Minute da und baten ihn, sich dem Willen seines Vaters zu unterwerfen.

»Du bist so stur«, schluchzte Enitharmon, während Tränen ihre Wangen benetzten. »Deine Sturheit wird dich noch umbringen. Was soll ich nur tun, wenn ich meinen Erstgeborenen verliere?«

»Töte Los, räche mich«, sagte Orc. »Ich glaube, das würdest du sowieso gerne tun. Ich weiß nicht, warum du bei ihm bleibst. Gibt es denn keine anderen Welten, in die du umsiedeln könntest? Wie steht's mit der Welt von Luvah und Vala?«

»Du willst sterben«, sagte Enitharmon. Sie küßte ihn auf die Wange und verließ ihn. Auch Luvah ging davon, er schüttelte den Kopf. Vala blieb noch einen Augenblick.

»Ich schleiche mich heute nacht aus dem Palast und bringe dir einen Schlafsack und etwas Gutes zu essen.«

»Riskiere nichts für mich. Aber ich danke dir trotzdem. Wenigstens du hast mich lieb.«

»Deine Mutter doch auch«, sagte Vala. »Du hast doch gesehen, wie sie dich verteidigt hat, als Los dich mit seinem Speer umbringen wollte. Aber sie ist nun einmal so, daß sie Los nur Widerstand leistet, wenn sie gar nicht anders kann. Und das dauert nie sehr lange.«

»Man sollte meinen, daß sie sich im Laufe so vieler Jahrtausende geändert hat. Wozu ist die Wissenschaft der Lords nütze, wenn sie die negativen Charaktereigenschaften nicht beseitigen kann?«

»Es hat einige Leute gegeben, die sich geändert haben, allerdings nicht immer zum Besseren. Aber die meisten Menschen können sich nicht von ihrem Charakter lösen, egal, wie lange sie leben. Es ist eine

Frage des Willens, nicht der biologischen Steuerung. Würdest du zulassen, daß man an dir herumexperimentiert?«

Ehe sie ging, küßte sie ihn fest auf die Lippen. Orc hatte den Verdacht, daß Vala genauso scharf auf ihn war wie er auf sie. Oder war sie nur eine liebevolle Tante, und er – jung und unerfahren, wie er war – hatte ihre Zuneigung mißverstanden?

Er sah seinem Vater nach, der mit großen Schritten auf den Hauptpalast der Turmstadt zustrebte. Sein Sohn hatte ihn häufiger von hinten als von vorne gesehen, allerdings war das meistens auch die Seite, die vorzuziehen war. Dann schaute Orc zur dritten Ebene der glänzenden, mit Gold und Edelstein besetzten Palastmauern hoch. Eingerahmt von einem Fenster, stand dort sein Tutor, Noorosha. Er war ein intelligenter und wohlgebildeter Eingeborener, der Orc seit dessen drittem Lebensjahr in allen genau festgelegten Fächern unterwiesen hatte. Jetzt sah er zu seinem Schüler herunter, der eigentlich im Unterricht hätte sein sollen.

Orc winkte Noorosha zu, dem Menschen, den er abgesehen von seiner Mutter und Tante am meisten liebte. Warum konnte sein Vater nicht wie Noorosha sein?

Der Tag verging, jede Minute war wie ein Peitschenhieb. Während er auf und ab ging, die Kette an seinem Bein zerrte und auf der leicht angerauhten Oberfläche des transparenten Bodens klirrte, wanderten auch seine Gedanken hin und her. Vor und zurück, vor und zurück. Von den Fluchtmöglichkeiten bis zu Vorstellungen, wie er seinen Vater umbringen würde.

Schließlich wurde es Nacht. Der erste Mond ging auf. Zwei Stunden später zog der zweite Mond am Himmel auf. Jim, der mit Orcs Augen sah, schätzte ihn halb so groß wie den Mond der Erde. Der erste Mond war halb so groß wie der zweite. Beide waren natürlich anders gezeichnet als der Mond, den Jim kannte.

Nachdem die Wolken Orc eingehüllt hatten, legte er sich am Boden nieder. Er konnte lange nicht einschlafen. Als er schließlich einschlief,

schief auch Jim. Es schien nur wenig Zeit vergangen zu sein, bis Valas Berührung Orc, und natürlich auch Jim, weckte.

Ihre Gestalt war nur schwach zu erkennen, sie kauerte neben Orc nieder. »Ich habe dir den Schlafsack und Essen mitgebracht«, sagte sie leise. »Aber ich habe noch mehr dabei.«

Sie hielt einen Gegenstand hoch, den er nicht deutlich erkennen konnte.

»Einen Strahler. Halte still. Ich werde deine Kette durchtrennen.«

»Tu das nicht!« protestierte Orc. »Ich danke dir, aber ich kann nicht zulassen, daß du dich selbst in Gefahr bringst. Mein Vater wird eine gründliche Untersuchung anstellen, falls ich entkomme, und er wird herausfinden, daß du es getan hast, und dich töten!«

»Nicht, falls du ihm zuvorkommst«, sagte sie.

Sie richtete sich auf. Orc hörte einen dumpfen Schlag. Sie stöhnte auf, fiel nach vorne und sank schwer über seine Beine. Über Orc zeichnete sich bedrohlich ein vager Umriß ab, er wußte, es war Los. Vala rollte sich stöhnend über Orcs Beine, eine Hand preßte sie auf den Hinterkopf. Dann begann sie, sich hochzurappeln.

»Bleib unten, du intrigante Fotze!« sagte Los.

Direkt hinter Orcs Vater war undeutlich etwas Massiges zu sehen. Orc hielt es für eine Art Fahrzeug.

»Ich sollte dich töten, Vala!« brüllte Los. »Aber ich kann verstehen, daß du Mitleid mit ihm hattest, ob du's glaubst oder nicht! Schließlich ist er mein Sohn, wenn er als Sohn auch nicht viel taugt! Ich kann mich noch erinnern, wie sehr ich ihn geliebt habe, als er noch ein Baby war! Aber du hast meine Gastfreundschaft verraten! Wer weiß, vielleicht hast du ihn sogar dazu anstiften wollen, daß er mich umbringt oder dir dabei hilft!«

Er tobte unablässig weiter. Der Kern dessen, was er sagte, war: Er lasse Gnade walten und Vala und ihren Gatten zu ihrem Universum zurückkehren. Aber sie mußten sofort und unter Bewachung

losziehen. Dann werde er sich seinem Sohn widmen. In welcher Weise, das würden sie nie herausfinden. Vala werde Orc nie wiedersehen.

Vala wollte protestieren. Er schrie sie an, er werde sie auf der Stelle erschießen, wenn sie nicht das Maul halte. Danach verstummte sie und murmelte nur noch: »Es tut mir leid, Orc.«

Los setzte seinen Wortschwall noch mehr als fünf Minuten fort. Als er fertig war, beugte er sich über Vala und rammte das Ende eines Zylinders in ihren Arm. Sie brach sofort zusammen. Dann stach er damit in Orcs Brust. Er verlor das Bewußtsein, und mit ihm Jim.

Jim erwachte im selben Augenblick wie Orc. Helles Sonnenlicht machte Orc und auch Jim im Schatten blinzeln. Der junge Thoan saß mit nacktem Hintern auf einem Felsvorsprung. Er lehnte sich gegen eine senkrechte Steinformation. Seine Hände waren auf dem Rücken mit einem Seil zusammengebunden. Der Felsvorsprung endete dreißig Zentimeter vor ihm. Darunter fiel der Berg steil ab, bis zur halben Höhe wuchs Wald. Am Fuß des Berges schlängelte sich ein Fluß durch dichtes Waldgebiet. Ein weiterer Berg lag auf der anderen Seite des Flusses.

Der Himmel war blau. Das bedeutete, daß Orc sich nicht in der Welt befand, in der er geboren war. Es sei denn, er war länger als zwei Tage bewußtlos gewesen.

Trotz der strahlenden Sonne fröstelte er in der kalten Luft. Der Berg gegenüber war oben teilweise mit Schnee bedeckt. Dann ließ er seinen Blick umherschweifen und merkte, daß er sich in einer Höhle hinter dem Felsvorsprung befand. In seiner Nähe sah er auf dem schmutzigen Boden ein Kunststoffblatt liegen.

Er ging hinüber, kniete nieder und beugte sich über das Blatt, um es zu entziffern. Wie erwartet, trug es die Handschrift seines Vaters.

Du bist auf Anthema, der Unerwünschten Welt. Falls du Manns genug bist, hier zu überleben, und den Weg zum einzigen Tor dieser Welt findest, schaffst du es vielleicht hinaus. Ich gebe dir einen Hinweis, obwohl du ihn nicht verdienst. Das Tor befindet sich nahe bei einem Orientierungspunkt und sieht dem ähnlich, das du auf dem Leibe trägst. Aber du mußt selbst den Schlüssel finden, mit dem du das Tor öffnen kannst. Das Tor führt dich zurück in deine eigene Welt.

Du brauchst nur auf dem Land nach dem Tor zu suchen. Das begrenzt deine Suche auf ein Gelände von 80 Millionen Quadratkilometern. Eigentlich sollte ich dir ja Pech wünschen, aber ich tue es nicht. Möge dir zuteil werden, was du verdienst.

Orc seufzte. Anthema, die Unerwünschte Welt! Ins Leben gerufen von jenen geheimnisvollen Wesen, die vor den Lords existiert hatten. Sie hatten das ursprüngliche Universum der Lords und danach die Lords erschaffen, um diese Welt zu bevölkern. Anthema war so primitiv konstruiert, daß die Lords annahmen, hier habe das erste prä-thoansche Experiment zur Erschaffung künstlicher Welten stattgefunden.

Kein einziger Lord hatte hier leben wollen. Es wußten sogar nur sehr wenige, wie man hineingelangte.

Los mußte ihn in das Fahrzeug verfrachtet und zu einem Tor im Palast oder sonstwo auf seiner Welt gebracht haben. Dann hatte er das Fahrzeug mitsamt Orc hindurchgesteuert. Nachdem sie auf dem interdimensionalen Weg nach Anthema gelangt waren, hatte Los das Fahrzeug zu einem Flug vom Tor zu dieser Höhle genutzt.

Und was war mit diesem Hinweis auf seiner Kleidung? Orc war nackt.

In diesem Augenblick bemerkte er die Halskette und den daran befestigten Gegenstand.

Er stemmte sich hoch. Jetzt konnte er den Hals beugen und den Gegenstand betrachten, der genau unterhalb seines Brustbeines baumelte. Obwohl er aus seiner Sicht verkehrt herum hing, erkannte er ihn. Es war ein rundes goldenes Medaillon, das seinem Vater gehörte. Ein Name war darauf zu lesen: Shambarimem. Unter dem Namen hob sich ein Relief von der goldenen Platte ab. Es zeigte das Horn des legendären Shambarimem, eine Art Trompete. Wenn ein künstlicher Gegenstand der Thoans überhaupt religiös wirken konnte, dann war es diese Medaille.

Was für ein Hinweis sollte das sein? Ein Berg, der wie das Horn aussah? Orc, der die subtile Art seines Vaters kannte, wußte genau, daß es so einfach nicht sein konnte. Vielleicht war der Hinweis nicht einmal sichtbar. Egal. Zuerst mußte er seine Hände freibekommen.

Er schaffte es, wenn auch nicht schnell. Er ging zu dem winzigen Monolithen hinüber, an dem er gelehnt hatte, drehte sich um und beugte sich in die Knie. Er hob die Arme, machte sich noch kleiner und legte das Seil auf die ziemlich stumpfe Kante einer winzigen Erhebung, die von oben zur Seite des Felsens verlief. Diese Körperhaltung war ermüdend und tat ihm weh, aber er sägte und sägte, bis das Seil halb durchgescheuert war. Er ruhte sich kurz aus, dann machte er weiter. Als er merkte, wie das Seil sich teilte, hob er die Hände vor sich in die Höhe und befreite jeweils mit einer Hand die andere von den Fesseln. Keine leichte Aufgabe.

Nachdem er die Höhle ausgekundschaftet und nichts gefunden hatte, was auf ein Tor deutete, untersuchte er das Tal. Das einzige Leben, das er dort bemerkte, bestand aus Geschöpfen, die merkwürdig aussahen und unbeholfen flogen.

Unterhalb des Felsvorsprungs begann er seinen steilen Abstieg ins Tal. In dieser Welt, die ganz bestimmt nicht für ihn gemacht war, hatte er keinen Grund zum Optimismus. Aber sein Zorn und seine Rachegelüste würden ihn lange aufrecht halten. Dennoch konnte er tausend Jahre durch das riesige Gebiet streifen, ohne den

Orientierungspunkt und das Tor darin oder darauf oder darunter oder daneben je zu finden. Vielleicht würde er sogar auf den Orientierungspunkt stoßen, ohne ihn als das Gesuchte zu erkennen.

Er steckte in Schwierigkeiten, o Shambarimem, und in was für Schwierigkeiten!

Sie traten schneller auf, als er erwartet hatte. Ein lautes Kreischen hinter ihm ließ ihn für den Bruchteil einer Sekunde zur Salzsäule erstarren. Ein Schlag auf seinen Rücken stieß ihn nach vorn. Er hörte riesige Flügel schlagen. Er schrie vor Schmerz auf. Der Schmerz war so, als hätten sich sehr scharfe, sehr große Klauen in seinen Rücken verkrallt.

Auch Jim Grimson schreckte hoch. Er hörte das Kreischen, spürte den schweren Stoß und schrie vor Schmerz auf.

Der Schock war zuviel für ihn. Er wurde schnell auf und davon getragen, viel schneller als bei seinen früheren Reisen zurück zur Erde. Als er erwachte, saß er auf dem Stuhl in seinem Zimmer. Er zitterte, schwitzte und fühlte sich irgendwie benommen. Einen Augenblick lang spürte er noch das Mal, das die schrecklichen Klauen auf seinem Rücken hinterlassen hatten. Dann wurde das Gefühl schwächer.

Trotz seiner Furcht hätte er gern versucht, wieder in Orc zu schlüpfen. Aber seine Energie war völlig erschöpft. Er brauchte lange, bis er von dem Stuhl aufstehen konnte.

16. KAPITEL

Heute waren die Teilnehmer der Therapiegruppe noch streitlustiger als sonst. Ihre Seitenhiebe waren schärfer, und sie waren auch schneller beleidigt. Lag irgend etwas wie Juckpulver in der Luft? Oder hatten sie ein bestimmtes Stadium der Therapie erreicht, in dem ihre Wut und Frustration schneller zum Ausbruch kamen? Wie Würmer, die eine starke Medizin aus den Gedärmen treibt, drangen die Emotionen an die Oberfläche.

Gegen Gillman Sherwood, den Neunzehnjährigen vom Goldhügel, waren sie noch ausfallender als sonst. Manche Gruppenmitglieder lehnten ihn ab und trauten ihm nicht, weil er aus einer wohlhabenden Familie kam. Bis jetzt hatte er auf das Schlachtfest mit leichtem Lächeln und Schweigen reagiert. Daß er sich nicht verteidigte, machte seine Kontrahenten noch aggressiver.

Besonders tat sich Al Moober dabei hervor. Der Sechzehnjährige hatte nie Geld gehabt, bis er angefangen hatte, mit Drogen zu dealen. Seine Karriere dauerte genau sechs Monate. Dann hatten die Bullen ihn erwischt. Man hatte ihn angeklagt, aber nicht wegen des Verkaufs von Drogen, sondern wegen Drogenbesitzes aufgrund eigener Abhängigkeit. Er hatte Sherwood, der früher sein Kunde gewesen war, besonders auf dem Kieker, weil er den Verdacht hatte, daß Sherwood ihn bei der Drogenfahndung angezeigt hatte.

Sherwood trug immer noch Verbände um die Handgelenke. Sie verbargen die tiefen Schnitte, die er sich bei einem Selbstmordversuch zugefügt hatte. Er hatte Maler werden wollen, aber seine Eltern waren dagegen gewesen. Schon in der Zeit, als ihr Sohn erst drei Jahre alt gewesen war, hatten sich die beiden darauf geeinigt, daß er sein Grundstudium an der staatlichen Universität von Ohio absolvieren und später nach Harvard gehen sollte, um seinen Abschluß in Jura zu machen. Nach sechs Monaten an der Universität von Ohio hatte Sherwood einen

›Nervenzusammenbruch‹ gehabt. Nach drei Monaten kam er aus dem Sanatorium, fuhr nach Hause und weigerte sich, eine Rückkehr zum College auch nur in Erwägung zu ziehen. Trotz der Warnungen ihres Arztes hatten seine Eltern weiter Druck gemacht. Eines Abends hatte Sherwood das Blut seiner Pulsadern dazu benutzt, der Vision eines Alptraums Gestalt zu verleihen. Er war in Porsenas Therapiegruppe gelandet.

Mooper hatte seinen Mitpatienten auch erzählt, Sherwood sei bisexuell. Sherwood habe ihm nachgestellt, hatte er hinzugefügt. Die Mädchen fanden, daß Sherwood toll aussah, wie ein hoch aufgeschossener Paul Newman. Außerdem hatte er viele Mädchen angemacht. Warum also sollte er auf einen so ekelhaften Typ wie Mooper stehen?

Mooper hatte unablässig versucht, Sherwoods Beschreibungen seiner Abenteuer als Wolff – diesen Held hatte Sherwood als Vorbild gewählt – herunterzumachen. Doktor Scaevola, der an diesem Tag die Gruppe leitete, hatte versucht, Mooper davon abzuhalten, aber Mooper hatte immer weitergemacht. Daraufhin hatte Scaevola Mooper ermahnt: Entweder er halte sich an die Regeln, oder er werde ihn auf sein Zimmer verweisen. Dort könne er dann darüber nachdenken, wie es ihm gefallen würde, aus der Therapie zu fliegen.

Mooper hatte mit seinen Angriffen auf Sherwood aufgehört, allerdings vor sich hingemotzt.

Jim Grimson hörte den anderen nur mit halbem Ohr zu. Zum einen hatte er einen Schock erlebt, als er an diesem Morgen Sandy Melton gesehen hatte. Sie saß ganz hinten im Speisesaal, bei einer Gruppe leicht schizoider Patienten. Bis dahin hatte Jim nicht gewußt, daß Sandy in dieser Klinik war. Er hatte nichts darüber gehört, was mit ihr seit der Nacht bei Dumski geschehen war.

Er hatte ihr zugewinkt. Sie hatte ihn angelächelt und die Unterhaltung mit dem Mädchen neben ihr fortgesetzt. Jim hatte sich vorgenommen, mit ihr zu reden, sobald sich eine Gelegenheit ergab.

Zum anderen konnte Jim sich deshalb schlecht konzentrieren, weil er immer noch darüber nachdachte, was wohl mit Orc passiert war, nachdem er ihn verlassen hatte. Seine mißliche Lage und seine Welt schienen Jim realer als dieses Zimmer und die Menschen, die darin versammelt waren. Diese Menschen wußten überhaupt nicht, was wirkliche Probleme waren.

Plötzlich merkte er, daß Doktor Scaevola mit ihm sprach und die anderen ihn ansahen.

»Du bist dran, Jim«, sagte Scaevola. »Wir sind alle gespannt darauf, was du bei deiner letzten Erkundungsreise erlebt hast.«

Jim bezweifelte, daß sie alle so gespannt darauf warteten. Die meisten waren derart mit ihren eigenen Reisen beschäftigt, daß sie nicht viel Anteil an seinen Erlebnissen nehmen würden. Zumindest hatte er den Eindruck. In der kurzen Zeit, die er hier verbracht hatte, war ihm etwas über sich selbst klargeworden: Oft schrieb er seine eigenen Empfindungen anderen zu, auch wenn sie sich gar nicht mit seinen eigenen deckten. Er mußte künftig sorgfältiger darauf achten, daß er seine eigenen Gedanken und Gefühle nicht auf andere projizierte.

Die Gruppentherapie war in bestimmter Hinsicht wie die Sitzung eines Buch-Clubs konzipiert. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unterhielten sich über verschiedene Protagonisten der Buchreihe und äußerten, was sie von ihnen hielten. Dann sprachen sie darüber, wie sie die Situationen oder den jeweiligen Schluß des Romans anders gestaltet hätten. Außerdem ließen sie sich darüber aus, in welcher Hinsicht das Romanvorbild die Persönlichkeit und die Probleme desjenigen widerspiegelte, der sie sich ausgesucht hatte. Dieses Wechselspiel wurde vom Leiter der Gruppe allerdings genau überwacht. Er ließ nicht zu, daß es zu einem Punkt kam, an dem die Gruppenmitglieder einander allzu heftig kritisierten.

In diesem Stadium der Therapie bestand eine der Schwierigkeiten der Teilnehmer darin, daß sie ihre Erfahrungen in den

Taschenuniversen nur unzulänglich vermitteln konnten oder wollten. Auch Jim widerstrebte es, davon zu erzählen. Als Reaktion auf Scaevolas Aufforderung stellte er während dieser Sitzung seine Abenteuer nur andeutungsweise dar. Er hielt sich zurück, weil er sie als seine Privatangelegenheit empfand. Irgendwie hatte er das Gefühl, die anderen würden versuchen, Orcs Welt zu übernehmen, falls er sie zu weit hineinließ. So wie die Lords die Welten anderer Lords begehrten, würden seine Mitpatienten es auf seine Welten absehen.

Vor allem aber war Jim davon überzeugt, daß die Welten der anderen Gruppenmitglieder reine Phantasiewelten waren. Obwohl sie lebendig und sehr detailliert davon erzählten, existierten sie nur in ihrer Vorstellung. Natürlich rückte Jim in der Gruppe damit nicht heraus. Sonst hätte er die Welten seiner Mitpatienten ja niedergemacht.

Jim war am Ende seiner Geschichte gelangt, die er irgendwie stockend und widerstrebend vorgebracht hatte. Schon während er sprach, merkte er, wie bewußt erfunden sie klang. Die anderen schienen ihn zweifelnd anzusehen. Verdammt! Sie wollten seine Erfahrungen schmälern!

Monique Bragg, ein schwarzhäutiges Mädchen, sagte: »Dein Vater, ich meine Orcs Vater, hat dich, Orc, häufig geschlagen. Das klingt nach deinem eigenen Vater, Jim. Auch er ist unberechenbar und verwirrend, genau wie Los, ich meine die Art, wie er dich behandelt. Oft grausam und streng, dann wieder freundlich und zärtlich, wie ein richtiger Vater sein sollte. Das macht einem Kind zu schaffen.«

»Über welchen Vater redest du?« fragte Jim. »Über meinen Vater in dieser Welt oder den Vater in der anderen Welt?«

Monique lächelte und enthüllte dabei große weiße Zähne. »Über beide, du Dummerchen. Nur ist dieser Los in bestimmter Hinsicht anders als dein richtiger Vater. Er sieht sehr gut aus und hat Macht, er ist ein Lord und Herr all seiner Entscheidungen, könnte man

sagen. Nicht so ein nichtsnutziger versoffener Mistkerl wie dein richtiger Vater.«

»Monique!« mahnte Doktor Scaevola leise, aber nachdrücklich. »Bitte unterlasse solche persönlichen Bemerkungen.«

»Klar, Doktor«, sagte Monique. »Nur..., ich hab nichts über seinen Vater gesagt, was er nicht selbst gesagt hat. Ich hab nur auf bestimmte Dinge hingewiesen, zum Beispiel darauf, wie Los und diese Frau, Orcs Mutter - Enitharmon? -, seinen eigenen Eltern ähneln. Irgendwie spiegeln sie sich darin wider, oder nicht? Darum geht's doch überhaupt, hab ich recht? Daß diese Welt und die *Welt der tausend Ebenen* einander widerspiegeln, haben Sie das nicht selbst gesagt? Verzerrt widerspiegeln.«

»Das ist ein Aspekt«, sagte Scaevola. »Aber wir wollen nicht zu sehr auf Parallelen herumreiten, vor allem nicht auf denen, die auf der Hand liegen. Es sei denn, du willst noch auf etwas anderes hinaus?«

»Vielleicht sind die Unterschiede am wichtigsten«, sagte Monique. »Zum Beispiel, daß Orcs Mutter zwar genau wie Jims Mutter unterdrückt wird, aber auch schön ist und Macht hat. Sie kann Los Widerstand entgegensetzen. Jedenfalls bis zu einem bestimmten Punkt. Vielleicht wird sie rebellieren, vielleicht sogar Los töten. So etwas würde deine Mutter nie tun, stimmt's, Jim? Aber vielleicht hoffst du, daß sie es eines Tages tut. Ist es so, Jim?«

»Wie soll ich das wissen?« entgegnete Jim hitzig. »Ich hab das alles nicht erfunden, weißt du! Die Dinge werden so laufen, wie sie laufen, nicht so, wie ich sie laufen lassen möchte!«

Einen Augenblick war es ganz still, bis auf Moobers kurzes Gekicher.

»Klar!« sagte Scaevola dann, »denkt daran, wir schreiben keine Geschichten. Diese Dinge ereignen sich wirklich. Ob sie innerhalb oder außerhalb eurer Köpfe existieren, spielt dabei keine Rolle. Sie existieren. Ein Gedanke ist genauso real wie... äh...«

»Ein Furz«, sagte Moober laut und überschlug sich vor Lachen.

»Gedanke und Furz sind beide vergänglich, aber existieren in den nur ihnen vorbehaltenen Augenblicken des Ruhms oder der Schande«, erklärte Scaevola.

»He, es gibt Millionen Väter und Mütter auf der Erde, die mehr oder weniger wie meine Eltern sind«, sagte Jim. »Also gibt es auch welche in der Welt der Lords. Überhaupt nichts Merkwürdiges daran. Laßt doch das Psychologisieren, um Himmels willen.«

Zum ersten Mal während dieser Sitzung ergriff Brooke Epstein das Wort. Er war ein großer, dunkler, schlanker Junge, der eine Hornbrille mit dicken Gläsern trug. Obwohl er vom Goldhügel kam, war er, anders als Sherwood, nicht Zielscheibe für Beleidigungen und Verachtung. Epsteins Vater war wohlhabend gewesen, hatte aber Pleite gemacht und danach Selbstmord begangen. Epsteins Mutter hatte gerade so viel Geld von der Versicherung bekommen, daß sie ihren Sohn in der Therapie der Wellington-Klinik hatte unterbringen können.

»Laßt das Psychologisieren?« fragte er. »Ich dachte, wir wären hier, um genau das zu machen!«

»Wir sind hier, um therapiert zu werden, um gesund zu werden. Nicht dazu, daß wir herumsitzen und uns gegenseitig analysieren, bis wir auseinanderfallen«, sagte Jim. »Analysieren ist wie demontieren. Wir werden die Stücke nie wieder zusammenfügen können. Holterdiepolter, der Wagen ist kaputt, weißt du.«

»Vielen Dank auch, Doktor Freud«, sagte Epstein. »Wie auch immer...«

Als die Gruppe sich auflöste, war fast jeder auf jeden böse. Doktor Scaevola versuchte, die Risse zu kitten, die Wunden zu pflastern und ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen, ehe die Sitzung beendet war. Aber diesmal hatten seine besonnenen, vernünftigen, versöhnenden Worte keine Wirkung. Einige Gruppenmitglieder waren immer noch zu schüchtern, anderen auf die Zehen zu treten.

Andere waren bewußt fies, und die Romanfiguren, die sie verkörpern wollten, waren arrogant und jähzornig. Das Klinikpersonal mußte diesen Patienten hin und wieder eins aufs Dach geben. Gleichzeitig durften sie die Jugendlichen aber nicht so weit unterdrücken, daß sie unkontrolliert explodierten oder in Gefahr gerieten, ihre Identitäten in der *Welt der tausend Ebenen* zu verlieren.

Unabhängig davon, ob sie sich streitlustig und aggressiv verhielten, bildeten die Mitglieder der Therapiegruppe eine gemeinsame Front. Alle hatten nur wenig Selbstachtung, ein Teil ihrer eigenen Persönlichkeiten war verkümmert. Ein Ziel der Therapie bestand darin, daß sie echte Selbstachtung entwickelten. Aber das war nur schwer zu erreichen. Für eine gewisse Zeit mußten sie jemand anderes werden, nur so lernten sie, sich selbst als wertvolle Menschen zu betrachten.

Wenige Minuten nach der Sitzung erfuhr Jim, daß er einen Besucher hatte. Sam Wyzak. Da Doktor Scaevola gerade nicht erreichbar war, mußte ihm Doktor Tarchuna die Erlaubnis geben, Sam zu empfangen. Das tat er telefonisch, von seinem Büro aus. Freudig eilte Jim zu der kleinen Eingangshalle, die Besuchern vorbehalten war. Dave Gurscom, ein Krankenpfleger, beaufsichtigte das Treffen von der Tür aus.

Als Jim den Raum betrat, erhob sich Sam von seinem Stuhl. Er grinste breit, schwenkte die Arme und ging auf seinen Freund zu. Sie trafen sich in der Zimmermitte und umarmten einander. Jim freute sich unheimlich, daß Sam gekommen war, aber konnte nicht umhin, die Nase über Sams Körpergeruch zu rümpfen. Seitdem Jim im Krankenhaus war, hatte er täglich geduscht und die schmutzige Wäsche seiner Mutter geschickt. Er erwähnte Sam gegenüber aber weder dessen ungewaschenen Körper noch die schmutzige Kleidung. Schließlich hatte Sam ihm die Sachen, die er gerade anhatte, gestiftet. Ohne diese Klamotten würde er jetzt im Krankenhaus-Schlafanzug, einem Morgenmantel und Hausschuhen herumschlurfen.

Sam lächelte nicht mehr, als sie sich aus der Umarmung lösten. Er ließ sich schwer auf den Stuhl fallen.

»Jim, ich muß dir ein paar Dinge sagen, ein paar Dinge klarstellen. Ich muß leider etwas tun, das dir nicht gefallen wird. Oder vielleicht doch, ich weiß es nicht. Aber ich bin in einer Sackgasse gelandet, wie man so sagt. Da muß ich raus, auch wenn ich eigentlich nicht will.«

»Und wo willst du hin?«

»Nach Kalifornien. Genauer gesagt: nach Hollywood. Ich muß, verdammt noch mal, weg von diesem gräßlichen Ort am Arsch der Welt. Mir geht's beschissen. Ich bin zur Zeit in einem Reha-Zentrum für Drogenabhängige, für Stoffsüchtige, wie mein Vater das nennt. Ich hab die Gerichte am Hals. Der Richter sagt, ich müsse mich anpassen, normal werden, er paßt auf, daß ich nicht noch einmal Mist baue. Wehe wenn! Jede Woche kriegt er Berichte von meiner Familie und von der Schule, und die sind einfach nicht gut genug. Ich rassel immer noch mit Pauken und Trompeten überall durch. Und dabei streng ich mich wirklich an, daß meine Noten besser werden.«

Er spreizte seine Finger über die Augen und sah Jim durch die Zwischenräume an, als seien es Gitterstäbe im Gefängnis. Seine Stimme schwankte bei den letzten Worten.

»Jim, ich halt das einfach nicht mehr aus! Ich hau ab, nach Kalifornien, ich verschwinde, steige wirklich aus. Ich hab keine Ahnung, was ich da, in Teufels Namen, tun soll, wahrscheinlich lande ich dort als Stadtstreicher. Jedenfalls eine Zeitlang. Aber ich nehme meine Gitarre mit. Vielleicht schaff ich's ja in eine Band. Vielleicht auch nicht. Ich bin nicht gerade das, was man einen tollen Musiker nennt, aber das hat viele Rockstars auch nicht gehindert. Jedenfalls will ich's versuchen. Es kann nur noch besser werden.«

Jim schwieg lange. Sam hatte seine Hände in den Schoß fallen lassen, aber seine schwarzen Augen waren fragend auf Jims Gesicht gerichtet. Anscheinend hoffte er, daß... was? Daß sein alter Kumpel seine Worte zu seiner Erlösung sprechen würde?

Jim winkte mit der Hand ab. Es war eine unbestimmte Geste, die nichts besagte, es sei denn, er wollte damit Resignation ausdrücken. Was konnte er, Jim Grimson, eingesperrt in einer Klapsmühle, er, der nur geliehene Sachen am Leib trug und von fast allen, die er kannte, isoliert war – eine Ausnahme machten da nur Doktor Porsena und ein paar Patienten, mit denen er aber auch nur lose Verbindung hielt –, was konnte er in dieser Situation für seinen alten Freund tun?

Er konnte nicht umhin, auch an seine eigene Zukunft zu denken, auch wenn er sich dabei wie ein großes Arschloch vorkam – wo Sam doch in so schlimmer Lage war. Vor einigen Tagen hatte Sam ihm am Telefon erzählt, er könne bei den Wyzaks unterkommen, wenn er erst einmal ambulant behandelt würde. Jim und Sam würden sich ein Schlafzimmer und Sams Klamotten teilen und am Küchentisch bei Sam gemeinsam essen. Großherzig wie sie war, hatte Mrs. Wyzak das angeboten. Sie wußte, daß Jims Eltern in einer sehr kleinen Wohnung lebten und kein Geld hatten, ihren Sohn zu unterstützen. Bald würde Jim achtzehn sein. Von da an würde die Familie für Jim auch keinen Sozialhilfezuschuß mehr bekommen. Außerdem wollte Eric Grimson auch nicht, daß Jim bei ihnen lebte.

Wenn Sam jetzt abhaute, würden seine Eltern seinen Freund Jim dann noch aufnehmen wollen?

Jim räusperte sich. »Du sprichst nicht mit dem weisen alten Meister vom Berge, dem alten Guru, der alles sieht, alles weiß und dir den Weg zu Gesundheit, Reichtum und Ruhm zeigen kann«, sagte er dann. »Es tut mir leid, Sam, aber ich weiß nicht, was ich sagen soll, außer daß ich dir Glück wünsche. Ich könnte dir vorschlagen, dich für Doktor Porsenas Therapie anzumelden. Aber er hat eine lange Warteliste. Ich hab mehr Glück als Verstand gehabt, daß ich so schnell aufgenommen wurde.«

Sam antwortete nicht. Sein Gesicht war undurchdringlich. Aber Jim meinte, darin Ablehnung und Erschrecken zu lesen.

»Mein Gott, Sam, ich will dir doch helfen! Aber ich kann es einfach nicht!«

»Ich hab von dir ja auch gar nichts erwartet«, sagte Sam. »Man kann keinen Ertrinkenden bitten, einen vor dem Ertrinken zu retten. Ich hab nur gedacht, ich erzähl dir, was ich vorhab. Ich hab dich nicht um deinen Segen gebeten.«

»Verdammt noch mal, Sam! Ich fühl mich echt beschissen! Du bist enttäuscht von mir!«

»Zum Teufel, was soll's?« sagte Sam. Er stand vom Stuhl auf. »Mom wird dich nicht im Stich lassen, auch wenn ich nicht da bin. Wahrscheinlich ist sie dann erst recht froh, daß sie dich hat. Im Bemuttern ist sie ganz groß, weißt du. Darin, und wenn sie andere Leute herumkommandieren kann.«

Seine Stimme brach. Aus seinen Augen strömten Tränen und sickerten in seine Mundwinkel. »Mein Gott, als wir beide noch Kinder waren, ging es uns eigentlich ziemlich gut, weißt du, auch wenn es oft ganz schön hart war. Damals hätten wir im Traum nicht daran gedacht, daß wir mal an so einen Punkt kommen.«

Jim fiel nichts Besseres ein, als Sam in die Arme zu nehmen und seinen Rücken zu streicheln. Das war alles, was er tun konnte, und vielleicht war das ja genug. Sam schluchzte noch einen Augenblick, dann löste er sich von Jim und wischte die Tränen mit einem schmutzigen Taschentuch weg.

»He, Jim! Wir halten uns für erwachsen und denken, wir bräuchten niemand, oder? Aber wenn es hart auf hart geht, wie der Büffeljäger sagt, dann stellt sich heraus, daß wir immer noch Babies sind. Ich geb zu, daß ich ein bißchen Angst hab. Warum auch nicht? Ich mach mir ja nur selbst was vor, wenn ich so tu, als wär ich so zäh wie gebratenes Schuhleder. Ich würd das nie jemand anderem als dir erzählen. Ich will eigentlich ja gar nicht weg. Aber zur Zeit kommt's einfach zu dick. Deshalb: Adios, Belmont City. Kalifornien, hier bin ich! Mom wird sich die Seele aus dem Leib heulen, aber vielleicht ist

sie tief drinnen ganz froh, wenn sie mich los ist. Dann muß sie mir nicht die ganze Zeit im Nacken sitzen, weil ich sie so nerve.«

»Meinst du, du kannst mit mir in Verbindung bleiben? Mir ab und zu eine Postkarte schreiben?«

»Wenn ich irgendwo 'ne Postkarte und 'nen Bleistift klauen kann«, sagte Sam. »Ich werd wohl nicht viel Geld haben.«

Er lachte. »He, vielleicht wird's ja auch viel besser, als ich glaube! Kalifornien ist doch das goldene Land, da liegen die Goldbarren auf der Straße, da wachsen die Eistüten an den Bäumen, und die Starlets warten nur darauf, daß sie mit so einem dünnen, abgebrannten, blöden Polacken bumsen dürfen. Wenigstens brauch ich mir im Winter auf der Straße nicht den Arsch abfrieren. Und selbst in den Mülltonnen gibt's dort besseres Essen, als ich hier habe.«

»Vielleicht solltest du noch mal darüber nachdenken«, sagte Jim. »Dich umsehen, ehe du springst, und so weiter.«

Irgend etwas ging in diesem Augenblick in Jim vor. Sein Rat, vorsichtig zu sein, kam ihm plötzlich feige vor. Es war so, als habe ein elektrischer Strom ihn erfaßt, den Pol gewechselt und laufe jetzt in die Gegenrichtung.

»Scheiß drauf, Sam!« sagte er. »Das mein ich gar nicht ernst! Es wird bestimmt ein tolles Abenteuer! Wenigstens ist es mal was anderes! Besser, man lebt einen Tag wie ein Löwe als sein Leben lang wie ein Hund! Du weißt genau, daß du hier keine Zukunft hast! Geh nach Kalifornien! Es wird bestimmt aufregend, gibt dir Hoffnung und wahnsinnig viele Möglichkeiten! Ich wünschte, ich könnte mitkommen!«

Sam blinzelte, als sei Jim in blendendes Licht getaucht.

»Was ist denn mit dir los?« fragte er. Und gleich darauf: »Warum kommst du nicht mit!«

Jim schüttelte den Kopf. »Ich würde ja... nur...«

»Nur was?«

»Du müßtest in meiner Haut stecken, dann wüßtest du, wie es mir hier geht, was ich hier tue. Darin besteht mein Abenteuer, Sam, in diesem Krankenhausstrakt. Es ist eine ganz eigene Welt, eine Welt, die...«

Wie konnte er Sam die Welten der Lords und seine Abenteuer als Roter Orc erklären? Wie konnte er Sam klarmachen, daß das goldene Kalifornien im Vergleich zu den Orten, an denen er gewesen war und zu denen er zurückkehren würde, nur Schrott war? Sam würde es nie begreifen.

»Du warst schon immer ein bißchen seltsam, Jim, obwohl wir uns immer prima verstanden haben. Was kann dir diese verdammte Klapsmühle denn Großartiges bieten? Mir jedenfalls überhaupt nichts.«

Er streckte die Hand aus. »Mach's gut, Jim. Ich hoffe, wir treffen uns wieder. An einem anderen und besseren Ort.«

Jim schüttelte Sams Hand. Daß Sam ihm nur die Hand geboten und ihn nicht noch einmal umarmt hatte, hieß, daß Sam sich innerlich schon von ihm distanziert hatte. Er fühlte sich Jim nicht mehr so nahe wie früher. Sie waren sehr gute Freunde, deren Wege sich von jetzt an trennen würden.

Jim fühlte sich beschissen. Aber er konnte an der Situation nichts ändern. Der Charakter bestimmte das Schicksal. Sein Charakter hatte ihn eine andere Route als Sam einschlagen lassen. Früher oder später wäre es sowieso passiert. Jetzt war es eben früher als gedacht eingetreten. Mehr gab es dazu nicht zu sagen.

Trotzdem war er sehr traurig. Es tat ihm auch leid, daß er Sam gesagt hatte, er sei besser dran, wenn er sich für das Abenteuer entscheide. Kaum hatte er das gedacht, änderte er seine Meinung, und der Kummer schmolz in sich zusammen. Er bedauerte gar nichts mehr. Es war für Sam, für jeden, wirklich am besten, die vertraute Umgebung zu verlassen und sich auf fremdes Territorium zu wagen.

Das heißt: wenn das Vertraute ein Ort war, an dem Hoffnungslosigkeit, Quälerei und ewiges Versagen herrschten.

»Red mit meiner Mutter«, sagte Sam. »Sie nimmt dich auf, sobald du ein Zuhause brauchst. Du wirst bei ihr viel einstecken müssen, aber wenigstens wirst du nicht verhungern. Mach einfach das, was sie sagt.«

Sam drehte sich um und ging hinaus, ohne einen Blick zurück zu tun.

»Viel Glück!« rief Jim ihm nach. »Ich werd in Gedanken bei dir sein, Sam!«

Sam antwortete nicht.

17. KAPITEL

»AAAGH!«

Das Kreischen des Dings, das Orc attackierte, verschmolz mit Orcs Schrei. Ineinander verkeilt wirbelten sie herum und schlugen auf der steinigen Oberfläche des Berges auf. Orc war aufs Gesicht gefallen und hatte seinen Angreifer mit sich gezogen. Dann hatte er sich hinübergewälzt, das Geschöpf hatte einen Augenblick lang unter ihm gelegen. Es hatte riesige Schwingen, einen kleinen Körper, einen sehr langen, dünnen Hals und einen Kopf, der zweimal so groß war wie der von Orc. Sein Schnabel war so gebogen und scharf wie der eines Adlers. Seine Beine waren für ein Flugtier außerordentlich lang. Seine Klauen waren ebenfalls lang, scharf und gekrümmt, aber lösten sich von Orc, nachdem er sich zum zweiten Mal mit dem Geschöpf herumgewälzt hatte.

Es sah zwar wie ein Vogel aus, hatte aber keine Federn.

Die beiden – drei, wenn man Jim mitzählte – rollten, glitten und flogen den Hang hinunter. Angreifer wie Verteidiger zogen sich Beulen, Blutergüsse und klaffende Wunden zu. Beide schrien vor Schmerz. Dann prallten sie auf einem Felsblock auf und blieben dort liegen. Orc hatte Glück: Das Geschöpf war zwischen ihm und dem Felsen gewesen, als sie aufschlugen. Seine Wirbelknochen knackten, die Flügelknochen waren schon während des Falls gebrochen.

Orc versuchte aufzustehen, er wollte dem vogelähnlichen Tier die Hände um den dünnen Hals legen und ihm das Genick brechen. Aber er kam nicht hoch. Das Ding war jedoch ebenfalls ziemlich bewegungsunfähig. Es schlug mit den Beinen aus und schwang seinen schlangenartigen Hals hin und her, während sich sein Schnabel öffnete und klappernd wieder schloß. Nach etwa einer Minute trübten sich seine riesigen gelben Augen, und es war tot.

Orc lag lange Zeit da, während die Sonne ihren Lauf am blauen Himmel nahm. Über sich sah er zwei Kreaturen von der Art seines

Angreifers. Sie kreisten über ihm, die Köpfe hatten sie vorgestreckt, um ihn zu beobachten. Er hoffte, daß er aufstehen konnte, ehe sie zu der Auffassung kamen, daß sie ruhig landen und sich eine gute Mahlzeit gönnen konnten, bei der er als einziges Menü auf der Speisekarte stand. Solange er nicht direkt in Gefahr war, wollte er sich ausruhen. Wenn man einen Zustand, bei dem ihm jeder Knochen im Leib weh tat, Ruhe nennen konnte. An vielen Stellen seines Körpers hatte er sich die Haut abgeschürft, auch an den Geschlechtsteilen, das Fleisch lag an weiten Flächen ganz oder halbwegs bloß. Auch Kopf, Knie, Ellbogen, Zehenknochen, Ohren, Lippen, Nase und Kinn waren böse zugerichtet. Der Schmerz in seinem Kopf sagte ihm, daß er möglicherweise eine Gehirnerschütterung hatte.

»Willkommen auf Anthema, der Unerwünschten Welt«, murmelte er.

Sein Vater hatte es ihm wirklich gegeben. Aber es würde nicht ewig dauern. Wenn er, Orc, irgendeinen Ausweg sah, dann würde er sich durch nichts aufhalten lassen. Er würde den Weg zu Los finden und ihn umbringen. Dennoch stöhnte er vor Schmerzen. Es machte nichts, daß er stöhnte, ächzte und sogar weinte, es sah ihn sowieso keiner.

Außer mir, dachte Jim. Ich sehe ihm zu. Aber es ist schon in Ordnung, wenn ihm sein Ächzen und Stöhnen Erleichterung bringt. Auch mir tut alles weh, genau so sehr wie ihm, und ich würde auch gern ächzen und stöhnen. Aber ich kann nicht. Und wenn er es tut, tut er es auch für mich, selbst wenn er das nicht weiß.

Jim dachte eingehend darüber nach, ob er sich von Orc lösen sollte. Er wollte diese Schmerzen nicht eine Sekunde länger als nötig ertragen. Wenn er in sein Zimmer in der Psychiatrie zurückkehrte, würde er sich sofort von diesem gefolterten Körper befreien können. Aber er blieb, wo er war, und befahl sich selbst, Orc in den nächsten paar Sekunden nicht alleinzulassen. Etwas hielt ihn davon ab. Schämte er sich, Orc im Stich zu lassen? Das war lächerlich. Orc

würde sich weder freuen noch traurig sein, wenn ihn sein unsichtbarer, unberührbarer Gefährte verließ.

Trotzdem hatte Jim das Gefühl, er mache sich zum Feigling, falls er sich auf diese leichte Art verdrückte.

Während Jim mit sich kämpfte, war Orc aufgestanden und stieg jetzt langsam den Abhang hinunter. Jede Körperbewegung war eine Odyssee des Schmerzes. Trotzdem hielt Orc nicht an. Er verließ die Felsformationen am Fuß des Berges und bahnte sich einen Weg durch den Wald. Er bestand vor allem aus Nadelbäumen, die großen Kiefern ähnelten, aber große rote Büschel an den Astenden trugen. Sie rochen wie ein Gemisch aus Vanille und Erdnüssen. Zwischen den Bäumen wuchsen riesige Sträucher mit faßrunden Stämmen, von denen ein Dutzend langer, farnartiger Wedel sproß. Insekten schwärmten umher. Anscheinend wurden sie von der gelblichen, klebrigen Flüssigkeit angezogen, die aus der Unterseite der Farnwedel quoll. Der sämige Saft stank nach verfaulten Kartoffeln und Limburger Käse.

Die Bäume waren von fliegenden Säugetieren bevölkert, die so groß wie Mäuse waren. Eines flatterte ganz nah an Orc vorbei. Er schnappte es sich aus der Luft, quetschte es zusammen, bis die dünnen, hohlen Knochen brachen, riß die Flügel, den Kopf und die Beine ab und trank sein Blut. Dann zog er mit Hilfe der Fingernägel die Haut ab und stopfte sich den Kadaver in den Mund. Während Orc vorsichtig kaute, damit er keine Knochen verschluckte, setzte er seinen Weg durch den Wald fort.

Jim war entsetzt. Gleichzeitig spürte er Orcs Genugtuung, daß er jetzt etwas zu essen hatte. Und das Gefühl der Befriedigung gewann schnell die Oberhand über Jims Ekel.

Jim sollte bald erfahren – Orcs Gedanken vermittelten es ihm –, daß zur Ausbildung der jungen Lords ein Überlebenstraining in der Wildnis gehörte. Orc hatte schon oft rohes Fleisch gegessen.

Allerdings aß er lieber gebratenes Fleisch, wenn er ein Feuer zustande bringen konnte.

In dieser Gegend gab es jede Menge Feuersteine. Er würde daraus Messer, Äxte, Speer- und Pfeilspitzen machen. Mit diesen Waffen Tiere töten. Aus ihren Häuten Kleidung und Taschen anfertigen. Später würde er ein Floß bauen und damit den Fluß hinunterfahren.

Achtzehn Tage, nachdem Orc all das beschlossen hatte, gelangte er mit seinem Floß bis zur breiten Flußmündung. Jenseits davon lag das Meer.

18. KAPITEL

Es war noch jemand in Orcs Kopf.

Davor hatte Jim schon oft Angst gehabt, seitdem er in den jungen Lord geschlüpft war. Die Vorstellung, daß da noch jemand oder noch etwas Orcs Gedanken teilte, erschreckte ihn. Es war so... so... ekelhaft und... gruselig, zum Gänsehaut-Kriegen. Ihm wurde davon so übel, daß er sich übergeben hätte, wenn er über einen Magen und eine Gurgel verfügt hätte. Aber die Gegenwart eines Fremden war nicht nur unheimlich, sie tat ihm auch Gewalt an, verletzte seine Sphäre.

Eigentlich wußte er gar nicht genau, wer oder was dieser Eindringling in Orcs Kopf war. Die ersten Befürchtungen, daß jemand anderes – ETWAS anderes – sich dort eingenistet hatte, waren ihm zwei Tage, nachdem Orc ein Lager bei der Flußmündung aufgeschlagen hatte, gekommen. Jim hatte seine Gegenwart irgendwie gespürt. Wie konnte er es in Worten ausdrücken? Es gelang ihm nicht. Er wußte einfach, daß es bis zu dem düsteren Moment, als es ihm bewußt geworden war, nicht dort gewesen war. Es war so, als erblicke man den Schatten des *Unsichtbaren Mannes* von H. G. Wells. Oder so wie damals, in seiner Kindheit, wenn er mitten in der Nacht aufgewacht war und wußte, daß ein Ungeheuer in der Kleiderkammer lauerte und ihn von seinem Standort hinter der halboffenen Tür beobachtete. Nur lauerte diesmal wirklich etwas in der Kammer – in einer Kammer von Orcs Gehirn. Das war keine Phantasievorstellung, die aus Jims Unterbewußtsein stammte. Das Ding war wirklich da.

Und woher wußte er, daß es finstere Absichten hegte? Wahrscheinlich war es genauso wie bei einem Menschen, der in der Wüste verdurstet, dachte Jim: Er weiß einfach, warum der Geier über ihm Kreise zieht.

Als Orc auf seinem Floß noch eine Tagesreise vom Meer entfernt war, hatte er sich morgens beim Aufwachen in einer blauen Wolke wiedergefunden. Der Wind hatte sie flußabwärts getrieben. Sie bestand aus handtellergrößen blauen Flocken, die wie Schneeflocken aussahen und stark nach Walnüssen rochen. Einige Minuten waren die Flocken so dicht gewesen, daß Orc nicht weiter als drei Meter sehen konnte. Plötzlich hatte sich der Niederschlag gelichtet. Ein paar Flocken waren noch durch die Luft gewirbelt, dann hatte sich der Sturm gelegt. Die Flocken waren nicht geschmolzen, trotzdem waren am Abend fast alle verschwunden. Schwärme von Vögeln und Insekten und viele wilde Tiere waren aus dem tiefen Wald geeilt und hatten die Flocken vertilgt. Was nach dieser Freßorgie noch übrig war, hatte sich viele Stunden später braun gefärbt. Die Tiere hatten diese Flocken nicht weiter beachtet.

Orc, der all das beobachtet hatte, wollte bei diesem Bankett nicht abseits stehen. Die Flocken fühlten sich wie getrocknete Pilze an, schmeckten aber wie gekochter süßer Spargel. Er hatte sich damit vollgestopft und danach viel Wasser trinken müssen, weil sie seine Schleimhäute so ausgetrocknet hatten.

Jim nahm an, daß die Flocken möglicherweise ein Virus bargen, das bei der Nahrungsaufnahme in den Körper drang. Wahrscheinlich setzte sich das Virus im Nervensystem des Wirtes fest und mutierte irgendwie von einer chaotischen Masse zu einer Kopie dieses Nervensystems. Indem das Virus das System und das Gehirn des Wirtes auf unheimliche Weise rekonstruierte, *wurde* es zu dem Wirt oder zu seiner exakten Kopie. Es raubte ihm die Identität und ersetzte sein Bewußtsein durch sein eigenes, parasitäres.

Jim bekam – metaphorisch gesprochen – Kopfweh, wenn er darüber nachdachte. Ihm wurde klar, daß er nicht ergründen konnte, woher das Ding kam oder wie es in Orcs Bewußtsein hatte eindringen können. Vielleicht war das Ding ja auch nur zufällig aufgetaucht, kurz nachdem Orc die blauen Flocken gegessen hatte.

Laß die Erklärungsversuche, ermahnte sich Jim. Kümmere dich lieber um das Hier und Jetzt. Denk darüber nach, wie du diese unsichtbare Wesenheit, die weder Hände noch Gesicht hat, bekämpfen kannst. Jim fragte sich, wie er Orc warnen konnte. Nach einer Weile ging ihm auf, daß er keinerlei Möglichkeit hatte. Die Schlacht – wenn es denn eine geben sollte – würde er selbst mit dem Ding austragen müssen.

Er hatte es satt, es einfach ein Ding zu nennen, deshalb beschloß er, ihm einen Namen zu geben. Alles mußte einen Namen, eine Bezeichnung haben. Wie sollte er es nennen?

›Geisterhirn‹ fiel ihm ein. Ein Name so gut wie jeder andere. Also Geisterhirn.

Fünf Tage, nachdem Orc das Meer erreicht hatte, ging er auf die Jagd nach frischem Fleisch. Nach drei Stunden erspähte er eine Waldantilope und nahm die Verfolgung auf. In seinem Bogen steckte ein Pfeil, der jederzeit losschnellen und sich in den bräunlich-schwarz gescheckten Hals des Tieres bohren konnte. Aber ehe Orc in Schußweite war, hatte irgend etwas die Antilope aufgeschreckt. Sie sprang fort, wich dabei hohen Sträuchern aus und setzte über niedrigeres Gebüsch.

Orc fluchte innerlich und schlich sich an den früheren Standort des Tieres heran. Er war auf der Hut. Vielleicht war die Antilope von einem großen, gefährlichen Raubtier aufgeschreckt worden. Als er durch einen Busch hindurchspähte, sah er, was das Wild alarmiert hatte. Es hatte ungefähr die Größe und Gestalt eines Stinktiers und schwenkte einen langen, buschigen schwarzen Schwanz. Mit seinen schaufelförmigen Pfoten und den langen Klauen grub es im Erdboden. Das Fressen, nach dem das Tier wühlte, lag nur wenige Zentimeter unter der Erddecke. Es brauchte nicht lange, bis es seine Beute freigelegt hatte. Dann begann es zu fressen.

Unter anderen Umständen hätte sich Orc geekelt. Das widerliche Geschöpf fraß meistens Aas, Kot und alles, was verrottete. Aber jetzt

war Orc so überrascht, daß er seinen Ekel vergaß. Die Mahlzeit, die das Tier ausgegraben hatte, bestand, wie erwartet, aus Fäkalien. Orc hätte jedoch nie damit gerechnet, daß es sich um menschliche Fäkalien aus jüngster Zeit handelte.

Er war nicht das einzige menschliche Wesen auf diesem Planeten.

Er wirbelte herum und spähte hinter sich, zum Wald hinüber. Sein Herz klopfte heftig – nicht aus freudiger Erregung, sondern vor Schrecken. Vielleicht verfolgte ihn dieses andere menschliche Wesen. Plötzlich sah er ein dunkelhäutiges Gesicht, kurz darauf eine steinerne Speerspitze, die hinter einen Busch fiel.

Er schlich um den Busch herum und hielt aufmerksam nach allen Seiten Ausschau. Vielleicht hatte der dunkelhäutige Mann Gefährten. Als er ziemlich sicher war, daß niemand direkt in seiner Nähe stand, rief er: »Ich bin Orc, der Sohn von Los und Enitharmon! Ich bin allein! Es hat keinen Sinn, daß wir uns gegenseitig umzubringen versuchen! Ich suche das Tor, das aus dieser Welt herausführt! Ich habe mit niemandem Streit, außer mit meinem Vater! Laß uns Frieden schließen! Wir haben beide eine bessere Chance, das Tor zu finden, wenn wir unsere Köpfe und Vorräte zusammentun!«

Er wartete ab. Keine Reaktion. Bestimmt hatte der dunkelhäutige Mann sich in dem Moment, als er merkte, daß er beobachtet wurde, auf und davon gemacht. Orc wiederholte seine kleine Ansprache.

Darauf meldete sich hinter Orc eine laute Stimme. Das Thoan war in Aussprache und Modulation ein bißchen anders als das Thoan, das Orc sprach, aber ganz klar verständlich.

»Du sagst, du hast nur mit dem verfluchten Los Streit?«

»Richtig!«

»Und hier ist keiner außer dir gelandet?«

»Nicht, daß ich wüßte«, sagte Orc.

»Steck den Pfeil zurück in den Köcher«, sagte der Mann. »Und dann steh auf. Ich komme zu dir, allerdings nicht besonders nah

heran, und mein Speer ist gezückt. Aber mir wäre es lieber, wenn wir Freunde sein könnten.«

Nach einigem Hin und Her – beide wollten sichergehen, daß sie nicht in eine Falle liefen – verließ der Mann sein Versteck hinter einem Baum. Er war kleiner als Orc, aber breiter gebaut. Er trug eine eng anliegende Pelzkappe und einen Lendenschurz, ebenfalls aus Pelz. Um die Taille hatte er einen Ledergürtel geschlungen, der an den Enden mit Riemen verschnürt war. Daran hingen lederne Futterale für ein Steinmesser und eine Steinaxt. Köcher und Bogen hatte er liegenlassen. Seine Haut war tiefbraun, seine Nase flach und breit, seine Lippen wulstig. Das Haar, das unter seiner Pelzkappe hervorquoll, glänzte schwarz und war leicht gekräuselt.

Er blieb ungefähr sechs Meter vor Orc stehen. Die dunkelbraunen Augen blickten wachsam, auch wenn er breit grinste und dabei große weiße Zähne enthüllte.

»Du bist Orc, der Sohn von Los und Enitharmon«, sagte er. »Ich bin Ijim, der Sohn von Natho und Ocalythron.«

»Ijim vom dunklen Wald?« fragte Orc.

»Ja, ich bin – war – Lord der dunklen Waldwelt.«

»Dann bist du mein Ur-Ur-Großonkel«, stellte Orc fest.

»Was nicht unbedingt heißen muß, daß wir Freunde sind«, bemerkte Ijim. »Wie man auf mehr als einer Welt sagt: Freunde kann man sich aussuchen, Verwandte werden einem zugeteilt.«

Während sie weiter auf Distanz blieben, faßte Orc seine Geschichte zusammen. Dabei hielt er immer wieder nach beiden Seiten Ausschau und wandte sich gelegentlich schnell nach hinten um. Es mochte zwar stimmen, daß Ijim allein war, wie er behauptete. Aber ein allzu vertrauensseliger Lord war schnell auch ein toter Lord, wie das alte Sprichwort besagte.

»Du bist also der Sohn der außerordentlich schönen Enitharmon«, sagte Ijim. »Und der Sohn des Los, des Ewigen Propheten, Besetzer

des Mondes! So lautete sein Titel in dem Universum, das er beherrschte, ehe er zu der Welt übersiedelte, auf der er jetzt lebt. Das war lange bevor Enitharmon seine Frau wurde und du geboren wurdest. Und jetzt will ich kurz meine Geschichte erzählen.«

Eine Frau aus der Sippe der Lords – sie hieß Ololon - hatte eine Möglichkeit entdeckt, die ausgeklügelten Fallen auszutricksen, die Ijim in das Tor zu seiner Welt eingebaut hatte. Fast wäre es Ololon gelungen, Ijim zu ermorden. Aber er war entkommen. Allerdings verfolgte sie ihn durch viele Tore, von einer Welt zur anderen. Eines Tages hatte er sich gezwungen gesehen, durch ein unbekanntes Tor zu fliehen. Er hatte nicht gewußt, was dahinter lag. Das Tor ließ sich nur zu einer Seite hin öffnen und führte, wie er bald merken sollte, nach Anthema. Das war schon vierundvierzig Jahre her. Seitdem suchte Ijim den Ausgang der Unerwünschten Welt.

Vierundvierzig Jahre! dachte Jim Grimson. Während dieser Zeit hatte Ijim bestimmt von den blauen Flocken gegessen. Was bedeutete, daß inzwischen ein Geisterhirn seinen Körper und Verstand benutzte. Also war es gar nicht Ijim, der mit Orc sprach. Es war das Ding.

Dann ging ihm auf, daß es sich in bestimmter Hinsicht nicht ganz so verhielt. Das Geisterhirn war zu Ijim geworden, es dachte wie Ijim, war tatsächlich Ijim. Der erste Ijim war tot. Der zweite Ijim war genau wie der erste. Also war er auch kein bißchen durchtriebener als der erste. Wahrscheinlich war schon der erste so durchtrieben gewesen, daß es für alle Zeiten gereicht hatte.

»Wie du richtig sagst, Neffe, besitzt keiner von uns beiden etwas, das der andere begehrt. Es sei denn, du willst Anthema.« Ein paar Sekunden lang schüttete er sich vor Lachen aus, so daß Orc sich fragte, ob die lange Einsamkeit ihn in den Wahnsinn getrieben habe.

Nachdem Ijim sich die Lachtränen mit dem Handrücken weggewischt hatte, sagte er: »Du kannst Anthema haben. Ich will nichts wie weg hier. Also, was meinst du, Neffe Orc? Sollen wir unser

gegenseitiges Mißtrauen begraben und als loyale Kumpel freundschaftlich zusammenarbeiten?«

»Soweit zwei Thoans das können.«

»Gut! Dann wollen wir unsere ewige Freundschaft mit einem Kuß besiegeln. Und dabei nach keiner Schwachstelle für einen Dolchstoß in den Rücken schießen!«

Orc hatte den Eindruck, der Kuß seines Onkels ziehe sich ziemlich in die Länge. Er fand es auch unnötig, daß Ijim ihm so ausgiebig die Hände auf den Hintern legte. Vielleicht hatte Ijim sich schon so lange nach menschlichem Kontakt gesehnt, daß er fürs erste die Wärme der Umarmung genießen wollte. Oder er war nach vierundvierzig Jahren erzwungener Abstinenz nicht abgeneigt, alles zu nehmen, was ihm über den Weg lief – selbst wenn er früher, als diese Lust leicht zu befriedigen war, nur scharf auf Frauen gewesen war.

Seite an Seite gingen sie zurück zum Lager. Ijim erklärte, er habe Orc schon am Vortag gesehen, sich aber lieber bedeckt gehalten, anstatt ihn freudig zu begrüßen. Er habe ihn eine Weile beobachten und sich erst dann bemerkbar machen wollen.

»Es ist schon ein merkwürdiger Zufall, daß sich die einzigen Menschen auf diesem Planeten ausgerechnet hier über den Weg laufen«, sagte Orc.

»Eigentlich nicht«, meinte Ijim. »Ich bin durch dasselbe Tor wie du gekommen, aus der Höhle. Die Höhle habe ich untersucht, aber das Tor ist zu gut versteckt. Wahrscheinlich braucht man ein Codewort, damit es sichtbar wird. Vierundvierzig Jahre lang habe ich vergeblich nach einem anderen Tor gesucht und die ganze Zeit wie ein wildes Tier gelebt. Dann bin ich hierher zurückgekommen. Ich dachte: Vielleicht liegt der Ausgang doch in der Nähe vom Eingang. Natürlich habe ich das auch früher schon angenommen, als ich zum ersten Mal hier war. Ich habe hier alles so gründlich und oft abgesucht, daß ich mich immer noch an jede Einzelheit erinnere. Trotzdem wollte ich es noch einmal versuchen. Das kann ja nicht

schaden. Vielleicht haben wir diesmal wirklich Glück, schließlich hast du ja einen Schlüssel bei dir, das Shambarimem-Medaillon.«

»Hast du hier irgend etwas bemerkt, das einem Horn auch nur entfernt ähnelt?« fragte Orc. »Nicht nur in der Form, vielleicht auch in übertragenem Sinne?«

»Nichts. Aber ich habe ja auch nicht nach einem Orientierungspunkt Ausschau gehalten, der etwas mit einem Horn zu tun hat. Jetzt ist das anders.«

Nachdem sie zurück zum Lagerplatz gelangt waren und ihr Gespräch fortgesetzt hatten, machten sie sich gemeinsam auf die Jagd. Innerhalb von zwanzig Minuten hatten sie ein schweineähnliches Tier mit vier Hauern erbeutet. Vor dem Essen wollte Orc im Fluß schwimmen. Er hatte ein Bad zwar wirklich nötig, wollte aber auch testen, wie weit er Ijim trauen konnte. Er ließ seine Waffen am Ufer. Nach kurzer Zeit leistete Ijim ihm Gesellschaft. Orc reichte es, daß Ijim – jedenfalls im Moment – ein ehrlicher Partner war. Zufrieden stieg er aus dem Wasser, während Ijim noch blieb. Als Orc sich bückte, um seine Sachen aufzulesen, rief Ijim ihm etwas zu und brach in schallendes Gelächter aus, als wolle er nie mehr aufhören.

»Zieh dich noch nicht an«, schrie er, als er endlich wieder Luft bekam.

»Warum nicht?« fragte Orc. Ihm war nicht klar, was Ijim im Schilde führte.

»Du kannst es nicht sehen!« rief Ijim und mußte wieder lachen.

»Was kann ich nicht sehen?«

»Oh, dieser Los!« sagte Ijim. »Er hat dir einen wirklich komischen Streich gespielt. Beziehungsweise einen traurigen Streich. Das heißt, es hätte traurig für dich ausgehen können! Glück für uns beide: Los konnte ja nicht ahnen, daß du hier auf einen anderen Lord stößt.«

»Von was redest du überhaupt? Komm zur Sache, Mann!«

»Du kannst es nicht sehen«, brüllte der Lord des dunklen Waldes.
»Vielleicht hättest du es nie gesehen und wärst ewig auf diesem gräßlichen Planeten herumgeirrt!«

»Willst du mich so lange auf die Folter spannen, bis ich vor Neugierde sterbe? Oder muß ich es aus dir herausquetschen?«

»Auf deinem Rücken ist eine *Landkarte*! Zwischen deinen Schulterblättern, sie reicht fast bis zu deinen Hüftknochen!«

Grinsend watete Ijim aus dem Fluß. Orc wandte ihm den Rücken zu, so daß er die Landkarte untersuchen konnte. Falls es eine Landkarte war. Orc war sich nicht sicher, ob Los ihm nicht einen in doppelter Hinsicht grausamen Streich gespielt hatte. Vielleicht führte die Landkarte in die Irre, über den ganzen Planeten bis zu einem Ort, an dem gar kein Tor existierte. Aber warum sollte Los eine falsche Karte ausgerechnet an einer Stelle anbringen, an der sein Sohn sie wahrscheinlich doch nie bemerken würde?

Nachdem Ijim den Rücken seines Neffen mit einem Tuch aus lederartiger Haut abgetrocknet hatte, drehte er ihn voll ins Sonnenlicht.

»Dein Vater hat vielleicht Humor! Mögen die Silberpfeile der Elynittria seine Leber durchbohren! Los hat schwarzen Humor, so viel ist mal sicher! Schwärzer als Shambarimems Trauer, als ihm das erstemal das Horn geraubt wurde! Aber schon wert, daß man schallend darüber lacht! Ausgerechnet auf deinem Rücken, wo du's nicht sehen kannst, hohoho, aaueeeegh!«

»Meinetwegen kannst du dich ja totlachen«, stieß Orc wütend hervor, »aber erzähle mir vorher noch, wie die Landkarte aussieht. Noch besser: Zeichne sie in den Sand. Dann kann ich sie später auf Pergament übertragen – ich muß es nur erst herstellen.«

Ijim war herumgetanzt, hatte sich vor lauten Hohohos gekrümmt und wäre dann fast an seiner eigenen Spucke erstickt. Als er sich von seinem Lachanfall erholt hatte, stellte er sich wieder hinter Orc.

»Oben auf der Karte ist ein winziger schwarzer Punkt«, sagte er. »Von diesem Punkt geht ein schwarzer Pfeil ab. Ich nehme an, das ist der Anfang, das Tor, durch das wir beide gekommen sind. Am Ende des Pfeils fängt eine blaue Schlangenlinie an. Rechts und links davon sind schwarz gestrichelte Dreiecke eingezeichnet: die Berge, zwischen denen das Flußtal liegt. Also stellt die blaue Schlangenlinie den Flußlauf dar. Den haben wir beide verfolgt, nachdem wir durch das Tor gekommen sind. Vom Ende der Schlangenlinie gehen mehrere Wellenlinien ab. Ich vermute, das soll die Flußmündung sein. Da sind wir jetzt. Jenseits des Flusses gibt's noch einige Wellenlinien, aber sie sind kürzer und dicker gezeichnet. Muß wohl das Meer sein. Warte mal eine Minute.

Ich habe nach Namen auf den Orientierungspunkten gesucht, da sind aber keine«, stellte er kurz darauf fest. »Wahrscheinlich gibt die Karte nicht einmal annähernd den richtigen Maßstab wieder. Das ist ein sehr ungenauer Führer, dazu noch schlampig gezeichnet, aber auf jeden Fall ist es besser als nichts.

Warte mal: Hier ist ein durchbrochener grüner Strich, er beginnt bei einem kleinen Pfeil. Er führt von hier aus gesehen nach Norden, denn der Meeresarm verläuft westlich, aber es sind keine Markierungen darauf. Dann verläuft er nach Osten, das muß das Landesinnere sein. Da, wo der Strich nach Osten biegt, ist etwas eingezeichnet! Laß mich mal näher heran. Es ist winzig.

Sieht aus wie der Umriss einer Krake«, sagte er dann. »Was in Enions Namen soll das jetzt wieder sein?«

»Das werden wir merken, wenn wir da sind«, sagte Orc scharf. Aus irgendeinem Grund ging ihm sein Onkel mittlerweile ziemlich auf die Nerven. Obwohl er doch eigentlich vor Glück zerspringen sollte, daß er jetzt Ijim zum Gefährten hatte und er die Landkarte auf Orcs Rücken entdeckt hatte. Vielleicht lag das daran, dachte Orc, daß er selbst sich wie ein Idiot vorkam und Ijim ihn auslachte, weil er

wirklich ein Idiot *war*. Allerdings schien Ijim ja alles und jedes komisch zu finden.

Im Laufe der nächsten Tage wanderten sie nach Norden, sie hielten sich an die Küste. Ijims allzu häufiges und allzu albernes Gelächter ging Orc zunehmend auf die Nerven. Schließlich konnte er es nicht mehr ertragen. Er fuhr dazwischen, als sein Onkel wieder einmal einen völlig unmotivierten und hysterischen Lachkrampf hatte.

»Warum machst du das?« fragte er barsch.

Ijim zwinkerte. »Was mache ich denn?«

»Die ganze Zeit kicherst und kreischst du wie ein dummes junges Mädchen. Als hättest du Schmetterlinge im Bauch, weil du mit einem Jungen zusammen bist.«

Ijim schmolle. »Das war mir gar nicht bewußt. Falls ich es wirklich getan habe, was ich bestreite, dann liegt es daran, daß ich vierundvierzig Jahre lang ganz allein war und keinen Menschen hatte, mit dem ich reden konnte.«

Er fing an zu jammern. »Du hättest auch ein paar Macken, wenn du so isoliert gewesen wärest wie ich. Vierundvierzig Jahre! Denk doch mal!«

»Kann sein«, sagte Orc. »Aber wenn ich so blöde wäre und anderen derartig auf die Nerven ginge, dann wäre ich bestimmt froh, wenn mich jemand zur Räson bringt.«

»Und du würdest dir das einfach so sagen lassen, wie? Würdest es überhaupt nicht übelnehmen, was? O nein! Spuck es aus, dann stirb, so ist es doch bei dir, oder bestreitest du das? Du bist nicht der Typ, der sich gern beleidigen läßt, oder behauptest du etwas anderes?«

Orc schwieg. »Sei mir nicht böse«, sagte Ijim schließlich. »Nach vierundvierzig Jahren völliger Einsamkeit habe ich endlich dich getroffen, und schon schreist du mich an!«

»Hör einfach mit deinem Wahnsinnsgelächter auf. Lach nur noch, wenn es wirklich was zu lachen gibt.«

Ijim zuckte die Achseln. »Ich will's versuchen. Aber nach vierundvierzig Jahren, in denen ich jede Minute, jede Sekunde gelitten habe...«

»Und hör auf, ständig über die ›vierundvierzig Jahre‹ zu jammern!« brüllte Orc. »Ich kann es nicht mehr hören! Das ist vorbei! Hör auf, in der Vergangenheit zu leben! Du bist nicht mehr allein!«

»Besser, ich wär's«, sagte Ijim. Er wirkte verletzt und trug gleichzeitig eine komische Würde zur Schau.

Nach diesem Gespräch war Ijim recht lange beleidigt. Er antwortete nur, wenn Orc ihn direkt ansprach, und auch dann nur mit so wenigen Worten wie möglich. Das ärgerte Orc beinahe ebenso, wie ihn vorher das Gelächter gereizt hatte. Und zweimal hatte er, als er sich plötzlich umgedreht hatte, Ijim dabei erwischt, wie er die Zunge nach ihm ausgestreckt und eine unanständige Geste in seine Richtung gemacht hatte.

»Manathu Vorcyon«, sagte Orc beim erstenmal, daß er seinen Onkel auf frischer Tat ertappte. »Wie viele Jahrtausende bist du jetzt alt? Und du benimmst dich wie ein verzogenes Balg!«

»Ich kann nichts dafür«, sagte Ijim. »Wo ich doch vierundvierzig Jahre...«

»Sag es nicht!« brüllte Orc. »Noch einmal, und ich schwöre dir, ich laß dich allein! Dann kannst du weitere vierundvierzig Jahre einsam sein! Wenn es nach mir geht, auch ewig!«

Lange Zeit vermied es Ijim sorgfältig, die Länge seines Aufenthaltes auf Anthema zu erwähnen. Aber er beklagte sich oft und über die kleinsten Kleinigkeiten. Etwa, daß er sich am Zeh gestoßen habe. Fünfzehn Minuten lang redete er nur darüber und erörterte bitter, warum das Leben wohl so hart mit ihm umgesprungen sei: »Überall nur Hindernisse und Verletzungen entlang des Wegs.«

»Auch mich hat man ungerecht und brutal behandelt«, sagte Orc schließlich. »Vor allem mein Vater. Aber von mir hörst du kein Wort

darüber, oder? Es ist nun einmal so, wie es ist. Ertrage es. Versuche, damit klarzukommen. Versuche zu ändern, was du ändern kannst und willst. Und hör auf, darüber zu meckern!«

»Ja, aber...«

»Kein aber!«

»Du bist ein harter Mensch«, stellte Ijim fest. Seine Augen wurden feucht, er schniefte. »Wir haben nicht alle ein Herz aus Stein. Manche von uns sind echte menschliche Wesen aus Fleisch und Blut, die etwas fühlen. Du dagegen...«

»Werde endlich erwachsen! Oder ist es dazu schon zu spät?«

Beim Zuhören schoß Jim Grimson blitzartig etwas durch den Kopf. Blitzartig, ja wirklich! Heilige Mutter Gottes! Orc hätte genauso gut über ihn, über Jim Grimson, reden können! Auch er hatte den größten Teil seines Lebens damit verbracht, über sein Schicksal zu hadern und sich in Selbstmitleid zu ergehen. Bis vor kurzem hatte er wirklich nichts dazu beigetragen, die Probleme, über die er lamentierte, in den Griff zu bekommen.

Dann kam ihm eine andere Idee, die wie ein mit einem Schlagring ausgeführter Fausthieb bei ihm einschlug: Ijim! Ausgesprochen Ii-jim. Aber in seinem Kopf Ijim. Ich... Jim. Der dunkle Lord des Waldes hieß I(ch bin) Jim.

War Ijim – und folglich auch alles andere – reine Phantasie? Ein Hirngespinnst? Hatte ihm sein Unterbewußtsein Ijims Namen und Charaktereigenschaften eingegeben, um ihm – sozusagen durch die Hintertür – die eigene Persönlichkeit vor Augen zu führen?

Kurzzeitig war er nahe daran, den Glauben an die Wirklichkeit der *Welt der tausend Ebenen* zu verlieren. Plötzlich war ihm übel, gleichzeitig hatte er das Gefühl, im Vakuum zu schweben. Die Welt, wie sie aus Orcs Perspektive aussah, erbebte. Wolken zogen auf. Das Licht wurde schwächer. Er spürte, daß er emporstieg. Etwas wollte ihn zurück zur Erde tragen. Aber er klammerte sich an etwas fest,

auch wenn er keine Hände hatte. Was es war, wußte er nicht, aber er ließ es nicht los. Das Licht wurde wieder heller. Die Dinge kamen wieder ins Lot, wurden wieder klar und deutlich.

Die Freudianische Bedeutung des Namen Ijim lag allzu offensichtlich auf der Hand. Der Name war reiner Zufall. Jim wußte, daß dieses Taschenuniversum und alles darin genauso real, kompliziert und scharf umrissen wie seine Geburtswelt waren.

Eine Zeitlang, allerdings...

* * *

Zweiunddreißig Tage nach Jims düsterem Augenblick des Zweifeln gelangten Orc und Ijim an den Ort, den die Krake auf der Landkarte markiert hatte. Sie wußten nicht, daß sie dort angekommen waren, und merkten es erst am Ausgang des Tales, dem ein kleiner Fluß entsprang. Der Fluß ergoß sich ins Meer.

Durch knöcheltiefes Wasser watete Orc am Ufer entlang. Ijim ging gleich hinter ihm. Ausnahmsweise hielt er einmal den Mund, es war nur das Platschen seiner Füße in der aufkommenden Flut zu hören. In dieser Gegend gab es viele schwarze Felsen, manche waren bis zu drei Metern hoch. Orc durchquerte gerade eine etwa vier Meter breite Lücke zwischen zwei Felsblöcken. Plötzlich blieb er stehen. Dann schrie er auf. Unter der Wasseroberfläche hatte etwas nach seinem Knöchel geschnappt und riß ihn jetzt heftig zum nächsten Felsen. Plötzlich lag er auf dem Rücken, etwas zerrte an ihm. Grüner stinkender Schaum drang ihm in Mund und Augen.

»Was ist los?« rief Ijim zu ihm hinüber.

Er schnappte die an seinem Gürtel befestigte Steinaxt und sprang auf Orc zu. Der junge Lord hatte aufgehört zu schreien. Vergeblich versuchte er, das Ding abzuschütteln, das seinen Knöchel umschlungen hielt. Als ein Teil des Felsens, gegen den ihn das Ding

geschleudert hatte, auseinanderbrach, schrie er erneut auf. Aus dem Felsen ragten viele grüne Zacken, scharf wie Sägemesser und größer als Löwenzähne. Es mußten mehr als hundert sein.

Kurz darauf tauchte für ein paar Sekunden ein bräunliches, zwei Finger breites Tentakel aus dem Wasser. Als Ijim es erblickte, ließ er einen Schreckensschrei los. Auch er hatte begriffen, daß der Felsen in Wirklichkeit eine Pflanze oder ein Tier war. Und der Felsen wollte Orc fressen.

Ijim kreischte erneut los und sprang in die Höhe. Die gekrümmte Spitze eines weiteren Tentakels ragte kurz danach genau an der Stelle aus dem Wasser, an der Ijim gerade noch gestanden hatte. Der Lord sprang mit gespreizten Beinen nach hinten. Die Tentakelspitze peitschte durch das Wasser und streckte sich nach ihm aus.

Inzwischen war es Orc gelungen, seine Steinaxt aus dem Gürtel zu ziehen. Heftig hieb er auf das Tentakel ein, das an ihm zerrte. Es war keine leichte Aufgabe. Er mußte sich aufsetzen und weit nach vorne beugen, während die ganze Zeit etwas an ihm zog. »Ijim«, rief er. »Hilf mir!«

Der Lord des dunklen Waldes machte eine Kehrtwendung und suchte sein Heil in der Flucht. Er spurtete, bis er sicheren Abstand zwischen sich und Orc gelegt hatte.

»Du Feigling!« brüllte Orc. Dann war er zu beschäftigt, um Ijim noch ein paar Flüche hinterherzuschicken. Inzwischen hatte sich nämlich ein zweites Tentakel um den Oberschenkel seines anderen Beines gelegt. Dennoch hackte er weiter auf das Tentakel am Knöchel ein, bis er spürte, daß sich die Umklammerung lockerte. Jetzt war er nur noch wenige Zentimeter von dem klaffenden Schlund im Felsen entfernt, aus dem bedrohlich die Zacken ragten. Er widmete sich dem anderen Tentakel am Oberschenkel und trennte es ab. Als er durch das knöcheltiefe Wasser dorthin eilte, wo Ijim einen Veitstanz aufführte, hätten ihn fast noch weitere Krakenarme erwischt.

»Ich sollte dich umbringen!« brachte Orc keuchend hervor.

Er hob seine Axt, die vor Wasser und einer dicken grünlichen Schleimschicht troff. Ijim rannte los und hielt erst nach fünfzehn Metern an. Er wandte sich um und rief mit bebender Fistelstimme: »Ich konnte nichts dafür! Vierundvierzig Jahre habe ich nur überlebt, weil ich immer weggerannt bin! Inzwischen ist das ein Reflex, ich kann gar nicht mehr anders. Dabei bin ich gar kein Feigling! Nächstes Mal mach ich's besser! Du wirst schon sehen!«

»Nächstes Mal?« schrie Orc ihn an. »Es wird kein nächstes Mal geben!«

»Dann bring mich doch um!« kreischte Ijim. »Dann wirst du ja sehen, wie es ist, wenn man ganz allein ist und keinen hat, mit dem man reden kann! Du wirst schließlich genauso sein wie ich! Nächstes Mal, wenn du mich brauchst, wirst du völlig allein dastehen! Ich laß dich nicht mehr im Stich, das schwör ich dir! Wenn ich's täte, würde ich mich selbst umbringen!«

Er fiel auf die Knie und hob die Hände flehend zu Orc: »Bitte laß mich hier nicht allein zurück!«

Orc spuckte nach ihm aus, sagte aber: »Abgemacht! Noch eine Chance! Aber komm mir fürs erste nicht unter die Augen!«

Er wandte sich nach Osten und hielt großen Abstand zu den Felsen. Ijim blieb hinter ihm zurück. An diesem Abend gesellte er sich auch am Lagerplatz nicht zu Orc. Orc konnte ihn im Feuerschein als Schatten erkennen. Er lehnte mit dem Rücken an einem Baumstamm. Am Morgen kam Ijim näher. Er lächelte, als sei überhaupt nichts vorgefallen. Aber den ganzen Tag lang vermied er es, Orc zu reizen.

19. KAPITEL

Die Morgendämmerung brachte mit dem Licht auch Dunkelheit.

Orc öffnete die Augen und konnte nichts sehen. Anscheinend waren Augen und Nase verstopft. Auch sein Mund war versiegelt, etwas drückte gegen seine Zunge.

Jim hatte das bereits einige Sekunden vorher gemerkt, als Orc noch gar nicht ganz wach war. Jim hatte einen stillen Schrei getan – schließlich konnte er sich anders nicht artikulieren –, aber das hatte natürlich niemand gehört.

Orc versuchte sich von dem Ding auf seinem Gesicht zu befreien.

Es fühlte sich flauschig und klebrig an. Das, was um seine Zungenspitze rankte, schmeckte nach Backpflaumen. Er wälzte sich im Schlafsack herum, der ihn bis zur Körpermitte umhüllte. Dann rappelte er sich hoch, stand auf und drehte sich immer wieder im Kreis, um das Ding loszuwerden. Zu spät hörte er Ijims halbersticktes Ächzen, er stolperte direkt in ihn hinein. Von dem Stoß fiel er um und landete unsanft auf dem Hintern. Er versuchte gar nicht erst, wieder aufzustehen. Statt dessen grub er seine Finger in die Fleischmasse unterhalb der klebrigen, flauschigen Oberfläche. Er schaffte es nicht, das Ding anzuheben. Er tastete die Ränder ab. Inzwischen hatte sich sein Schrecken in Panik verwandelt, denn Nase und Mund waren jetzt völlig zu. Als er merkte, daß die Ränder nahe bei seinen Ohren verliefen, kniete er sich nieder und tastete nach seinem Schlafsack. Wenn er das Ding, das ihm die Luft nahm, nicht losreißen konnte, würde er in spätestens einer Minute ersticken. Jedenfalls sehr bald.

Er steckte einen Arm in den Schlafsack und fand das scharfe Steinmesser, das er beim Schlafen immer an seiner Seite hatte. Er drückte die Messerspitze unter den Rand des Dings. Dabei schnitt er sich, aber er achtete nicht darauf. Als er das steinerne Messerblatt bis zur Hälfte unter die Fleischmasse geschoben hatte, konnte er sie

anheben. Dann drehte er das Messer so, daß die Klinge aufwärts zeigte. Wütend stieß er sie nach oben. Die Klinge glitt mühelos durch das Fleisch, das er an beiden Enden ergriff und zur Seite riß. Klebrige Masse troff ihm aus Nase, Mund und Augen, allerdings tat das gewaltsame Losreißen so weh, als habe er Klebeband von nackter Haut entfernt, doch er konnte wieder sehen und atmen.

Das Ding in seiner Hand sah wie ein hellgrüner dicker Lappen aus, auf dem Rücken hatte es Ranken und Auswüchse. Orc atmete tief durch, schleuderte es weg und beeilte sich, Ijim zu Hilfe zu kommen. Der Lord hatte sich ebenfalls aus seinem Schlafsack geschält und wälzte sich auf der Erde hin und her. Dabei versuchte er vergeblich, sich die erdrückende Masse vom Gesicht zu reißen. Orc nahm sein Messer, stemmte das Ding hoch und schleuderte es weg. Dort, wo es aufschlug, lagen Hunderte ähnlicher Dinger. Wie Girlanden rankten sie sich auch um die Äste der Bäume. Dutzende glitten langsam zur Erde. Im Unterschied zu denen, die dort schon angekommen waren, hatten sie aufgeblähte Rücken. Dann fiel ihm auf, daß die Auswüchse bei denen am Erdboden nach und nach flacher wurden. Orc nahm an, daß sie einen giftigen Stoff enthalten hatten.

Erst jetzt merkte er, daß ein halbes Dutzend dieser Dinger an seinem Körper hafteten. Auch sein Schlafsack war damit übersät. Allerdings fielen die auf dem Schlafsack nach kurzer Zeit ab. Offensichtlich blieben sie nicht kleben, wenn sie sich nicht in den Körperöffnungen eines Lebewesens festsetzen konnten.

Überall, wohin er auch blickte, ob oben, unten, rundherum, an den Bäumen und Büschen oder auf dem Fluß, waren diese hellgrünen Pflanzen. Oder waren es Tiere?

Ijim, dem das Blut übers Gesicht strömte, schnappte eine Weile nach Luft, ehe er wieder sprechen konnte. Er tastete mit den Fingern über sein Gesicht und spürte die klebrige Masse. Er hob die Hand und starrte sie an.

»Du hast mich geschnitten«, erklärte er lachend. »Aber dich selbst hast du auch geschnitten, im Gesicht. Anders ging es wohl nicht, he?«

»Bist du schon mal auf diese Dinger gestoßen?«

»Ganz sicher nicht! Dann hätte ich nie riskiert, ohne Gesichtsbedeckung im Freien zu übernachten, darauf kannst du wetten! Von jetzt an...!«

»Und was ist mit dem Zeug, das ebenfalls vom Himmel fällt, mit den Dingern, die wie blaue Flocken aussehen? Hast du die schon einmal gesehen?«

»Klar«, sagte Ijim und stand auf. »Mindestens ein dutzendmal. Die kann man essen.«

Ijim ist nicht Ijim, dachte Jim. Er ist kein Mensch. Wenn er die blauen Flocken gegessen hat, steuert ihn inzwischen das Geisterhirn. Die Nicht-Wesenheit, die keine Identität besitzt, hatte eine Identität angenommen und war zu einem Wesen geworden. Aber das würde es selbst nicht wissen, sondern denken, es sei immer schon Ijim gewesen. Als Virus hatte es kein Bewußtsein gehabt. Als es Ijims Bewußtsein übernahm, begann es zu denken. Aber es hatte keine eigene Geschichte, die ihm bewußt gewesen wäre. Deshalb würde es sich stets für Ijim halten. Was in gewisser Hinsicht ja auch stimmte.

Mister Lum hatte einmal gesagt, Menschen hätten eine Identität, aber es sei ihnen noch nicht gelungen, ›Identität‹ zu definieren. Jetzt versuchte sich Jim an einer eigenen Definition. Das führte aber nur zu Verwirrung und Phantom-Kopfweh. Er brach den Versuch ab und hatte auch nicht vor, ihn zu wiederholen.

Das Ding, das Ijim hieß, entsprach in seinen Absichten und Zielen genau dem echten Ijim. Jedenfalls nahm Jim das an. Aber irgendwie ließ die Tatsache, daß der Lord von einem Geisterhirn besessen war, ihn unheimlicher wirken. Das mußte wohl daran liegen, dachte Jim, daß er selbst zu viele Science Fiction-Romane gelesen und zu viele Horrorfilme gesehen hatte. Und darin wollten die fast immer böartigen Aliens die Menschen meistens fressen, versklaven oder ihr

Bewußtsein fremdbestimmen. Aber was konnte schon unheimlicher sein als ein menschliches Wesen? Zumindest gab es nichts Unheimlicheres als bestimmte menschliche Wesen wie Hitler, Stalin, Mao oder Idi Amin – die Liste war so lang wie die Dokumentation einer Volkszählung. Diese Menschen waren so böse, daß sie nicht menschlich wirkten. Aber das Böse war Teil des menschlichen Wesens, genau wie das Gute. Und diese nachweislich bösen Menschen hielten sich selbst ohne Ausnahme für gut – ob sie zur Ober- oder Unterschicht gehörten, Diktator von Albanien oder Stadtrat von Chicago, korrupter Senator in Washington oder Zuhälter waren.

Die beiden Lords brachen ihr Lager ab und gingen in östlicher Richtung am Fluß entlang. Am späten Nachmittag lagerten sie wieder. Normalerweise hätten sie zwar noch bis zum Einbruch der Dämmerung durchgehalten, aber sie mußten sich Schlafmasken machen, um Mund und Nase vor den grünen Dingen zu schützen. Während der folgenden beiden Tage sahen sie viele Tiere, die den ›Würgern‹, wie Orc sie nannte, erlegen waren.

Ihre Ranken überwucherten die verrottenden Kadaver. Diejenigen, die ihre Opfer nicht töten konnten, liefen bräunlich an und zerbröckelten.

Nach dem Zusammenstoß mit den grünen Dingen begann Ijim, in langes Schweigen zu verfallen, das er nur gelegentlich durch leises Gemurmel unterbrach. Während der Schweigepausen starrte er wild durch die Gegend. Orc ertrug Ijims Verhalten so lange wie möglich und fragte ihn bei diesen Gelegenheiten, worüber er nachdenke. Stets reagierte Ijim so, als habe man ihn plötzlich aus einem sehr tiefen Schlaf aufgeschreckt. Dann zwinkerte er mit den Augen, schüttelte den Kopf und fragte: »Was? Von was redest du überhaupt?« Als nächstes stritt er ab, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte.

Jim Grimson war der Auffassung, daß während dieser Anfälle nicht Ijim, sondern das Geisterhirn sprach. Vielleicht erinnerte es sich

gelegentlich ganz blitzartig an sein Leben in der früheren Form, ehe es zu dem Virus oder was auch immer geworden war, das auf den blauen Flocken umhertrieb. Wer wußte schon, welche Phasen es hinter sich hatte? Ein Mensch, der zum ersten Mal einen Schmetterling erblickt, würde ja auch im Traum nicht daran denken, daß dieser Schmetterling früher eine Raupe gewesen war.

Es vergingen dreißig weitere Tage ohne irgendwelche gefährlichen Vorfälle. Sie stießen nicht mehr auf die grünen ›Würger‹, sahen allerdings von einem Bergpaß aus Hunderttausende in einer Talsenke. Eines Nachmittags wälzte sich eine üble Giftwolke durch eine Bergschlucht und hüllte sie ein, so daß sie sich später mehrere Stunden lang übergeben mußten und zwei Tage krank waren. Ähnlich erging es auch größeren Tieren, alle kleinen Vögel und Tiere starben daran.

Sie nahmen an, daß sie schon nahe am Tor waren, falls Los nicht gelogen hatte. Ijim überprüfte die Landkarte auf dem Rücken seines Neffen.

»Wir sind fast am Ende der Markierungen. Diese welligen Klammern müßten eigentlich der große See genau vor uns sein.«

Sie standen oberhalb eines steilen Abhangs. Etwa drei Kilometer weiter, am Fuß des Abhangs, lag der riesige See, von dem Ijim gesprochen hatte. Der See war an der ihnen zugewandten Seite etwa drei Kilometer breit und weitete sich dahinter aus, bis er mit dem Horizont verschmolz. Der Wald wuchs fast bis ans Wasser. Etwa drei Kilometer weiter östlich säumten turmhohe Klippen den See, soweit das Auge reichte.

»Wir werden ein Boot bauen müssen. Oder aber hochklettern und am Rande der Klippen entlanggehen«, sagte Orc. »Die Klippen sind sehr zerklüftet und fallen steil ab. Ich glaube, wir sollten ein Kanu bauen.«

»Einverstanden.«

Ijim sah noch einmal auf der Landkarte nach.

»Anscheinend müssen wir uns rechts halten, wenn wir fast am Ende des Sees sind. Die letzte Markierung steht bestimmt für das Tor. Da ist ein Kreis, innen ist ein Kreuz, und über dem Kreuz sind viele dünne, waagerechte Linien eingezeichnet. Vielleicht liegt es ganz nah, vielleicht auch nicht. Aber... eines nach dem anderen. Wie unser aller Großmutter, Manathu Vorcyon, schon richtig sagte: ›Wer an sich selbst vorbeirent, hat das Nachsehen.«

Nach zwanzig Tagen hatten sie ein kleines Ruderboot fertig. Es war ein Einbaum mit Mast und einem Segel aus geflochtenem Gras. Sie brauchten zehn weitere Tage, um genügend Wild zu erlegen, das Fleisch zu räuchern und einzusalzen und Nüsse und Beeren zu sammeln. Das waren ihre Schiffsvorräte.

»Los nimmt uns schwer ran«, sagte Ijim. »Falls ich eine Gelegenheit habe, ihn mir zu schnappen, lasse ich ihn dafür büßen. Wie wäre es damit, ihm bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen? Nur so als Anfang.«

Orc lächelte. Wenn irgend jemand seinem Vater die Haut abzog, dann würde er derjenige sein.

20. KAPITEL

Nach ihrer Schätzung mußten die beiden Lords schon fast fünfhundert Kilometer hinter sich gebracht haben, seitdem sie vom Ufer des Sees abgelegt hatten. Aber sie hatten noch nichts entdecken können, das dem Zeichen auf Orcs Rücken ähnlich sah.

Ijims Anfälle traten immer häufiger auf und dauerten jedesmal länger. Wenn er sie hinter sich hatte, konnte er sich an nichts erinnern. Tatsächlich wußte er nicht einmal, daß er solche Anfälle hatte. Orc habe die ganze Sache nur erfunden, behauptete er. Er wolle ihn in den Wahnsinn treiben. Orc fragte ihn, welches Interesse er daran haben solle. Orc mache das deswegen, sagte Ijim, weil er selbst wahnsinnig sei und die Verrückten sich gern in Gesellschaft von Verrückten bewegten.

Der junge Lord merkte, daß es sinnlos war, mit seinem Onkel weiter herumzustreifen. Ijim war der Wahnsinnige in diesem Zweiergespann. Deshalb mußte man ihn genau im Auge behalten. Orc hatte angenommen, sein Onkel werde von Gewalttätigkeiten absehen, solange sie das Tor nicht gefunden hatten. Jetzt war er sich nicht mehr so sicher.

Jim Grimson machte sich sogar noch mehr Sorgen als Orc. Ijim mußte sterben, und zwar auf Anthema. Falls er zu einer anderen Welt gelangte, konnte er – oder vielmehr das Ding, von dem er besessen war – sich fortpflanzen und möglicherweise die folgenden Welten und schließlich alle Welten unter seine Herrschaft bringen. Jim hatte keine Ahnung, auf welche Weise das vonstatten gehen würde. Aber auf die Art und Weise kam es inzwischen auch gar nicht mehr an. Ijim mußte auf Anthema getötet werden. Es war das beste, wenn sein Körper und mit ihm das Ding zerstört wurde.

Er wußte es. Orc wußte es nicht.

Zehn Tage später standen die beiden Lords gegen Mittag auf einem hoch aufragenden Gebirgskamm, der das rechte Ufer eines Flusses

wie eine Wand eindämmte. Sie hatten sich gezwungen gesehen, hinaufzuklettern und auf dem Gebirgsrücken entlang zu wandern, bis sie auf wegsameres Gelände stießen.

»Soweit wir wissen«, sagte Orc zu Ijim, »könnte der Orientierungspunkt auf der anderen Seite des Bergkamms liegen.«

Und so war es auch.

Am Fuß des Gebirgskamms lag eine Ebene, die sich überschätzungsweise sechzig Kilometer erstreckte. Sie wurde südlich von einer weiteren Gebirgskette begrenzt. Dort waren weit verstreut Wälder, Flüsse, Bäche und Hügelland zu sehen. Ziemlich nah vor ihnen bewegte sich recht gemächlich etwas Großes, Schwarzes: eine Herde, die dort graste.

»Da ist es!« sagte Orc. Er deutete auf etwas Rundes, das ungefähr drei Kilometer vom Fuß des Bergkamms nahe bei einem Fluß zu erkennen war. Der Fluß war kaum größer als ein Bach. Das runde Objekt glitzerte in der Sonne, als sei es aus Glas. Seine kreisförmigen Außenwände waren hoch und dick. Der Kreis schloß ein kreuzförmiges Gebilde ein, dessen Mauern genauso dick wie die Außenwände waren. Dünnere Mauern verliefen parallel zur horizontalen Mauer des Kreuzes. Das ganze Gebilde entsprach eindeutig dem Zeichen auf Orcs Rücken.

»Unser aller große Mutter!« rief Orc und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. »Mächtige und weise Enion! Wieviel Dummheit ist uns beiden zuzutrauen? Wir nennen uns Lords und sind so hirnlos wie Würmer! Warum haben wir das Zeichen auf meinem Rücken nicht mit dem Symbol auf dem Medaillon in Verbindung gebracht?! Beide stellen das Gitternetz am Ende von Shambarimens Horn dar! Es war die ganze Zeit da, direkt vor unseren Augen, und wir haben beides nie miteinander verbunden!«

Momentan war Ijim klar im Kopf. Er heulte vor Freude auf und packte Orcs Hände. Grinsend und schreiend tanzten die beiden im Kreis herum. Mehrmals hätten sie auf dem schmalen flachen Gipfel

des Bergkammes fast den Halt verloren. Schließlich blieben sie keuchend stehen.

Orc runzelte die Stirn. »Aber es ist ein Gebäude, etwas von Menschenhand Gemachtes! Ich hatte keine Ahnung, daß hier einmal Menschen gewesen sind!«

»Ich auch nicht«, sagte Ijim.

»Wo ist das Tor? Im Gebäude?«

»Bestimmt«, sagte Ijim. Seine Freude hatte sich inzwischen mit wilder Entschlossenheit gepaart. Wenig später begann er, vor sich hinzumurmeln. Orc, der aus Erfahrung wußte, daß der Lord ihm automatisch folgen würde, machte sich auf der steilen Seite des Bergkamms an den Abstieg. Wegen des Gerölls, das herumlag, mußte er zwar vorsichtig sein, konnte sein Gleichgewicht aber halten. Ijim war anscheinend mit sich selbst beschäftigt, fiel aber nicht hin. Ein Teil von ihm war immer noch so wachsam, daß er einfache Situationen bewältigen konnte.

Auf halber Höhe rief Orc etwas und blieb stehen. Ijim, der immer noch vor sich hin murmelte, hielt ein paar Meter über ihm an. Auf dem Grasland, auf dem die Herde schwarzer Tiere mit den langen Hörnern graste, waren an vielen Stellen tiefe Einkerbungen zu sehen. Orc stand zu weit weg, als daß er Einzelheiten hätte erkennen können, aber die Öffnungen wirkten wie Klappen zu unterirdischen Fallen. Wo früher Gras gewachsen war, befanden sich jetzt runde schwarze Löcher mit grasbewachsenen Deckeln, sie führten senkrecht in den Boden.

Aus den Löchern schossen lange, dünne graue Geschöpfe. Sie gingen auf die Herde los, die in panischer Flucht in die Gegenrichtung stürmte, auf den Waldsaum zu. Jetzt eilten weitere graue Killer aus dem Wald. Die Herde raste zur Prärie zurück. Direkt auf ihrem Fluchtweg schwebten weitere Falldüren auf. Aus den Löchern sprangen zahllose Jäger und stürzten sich wie die Windhunde, denen sie ähnlich sahen, auf die Weidetiere. Als sie den

Rand der umherirrenden Herde erreicht hatten, schossen aus ihren Mäulern lange, dünne graue Fasern. Die Fasern wölbten sich hoch, glitzerten in der Sonne, legten sich über die Beute und blieben dort wie angeklebt liegen. Auf der Stelle gingen viele der Tiere zu Boden, ihre Beine hatten sich in den Fasersträngen verfangen. Die Jäger, die laute Pfeiftöne von sich gaben, machten sich innerhalb weniger Sekunden über ihre Beute her und zerrissen sie mit den Zähnen. Der Rest der Herde brach durch die Reihen der Jäger und galoppierte davon.

Orc setzte den Abstieg fort. »Ijim«, sagte er. »Diese Bestien kommen anscheinend durch unterirdische Gänge, die vom Glasgebäude zu den Fallen führen. Jetzt wissen wir, wie wir hineinkommen, falls wir den Mut haben!«

Ijim murmelte weiter vor sich hin. Als sie den Anfang der Prärie fast erreicht hatten, untersuchten sie eine der Fallen. Die Fallen im Wald hatten sich inzwischen geschlossen. Die grauen Bestien, die dort herausgekommen waren, wollten den Rückweg anscheinend durch die Fallen auf der Prärie antreten. Orc stemmte mit der Speerspitze den runden und teilweise überwucherten Deckel hoch. Er ließ sich geräuschlos öffnen. Am Eingang des Loches war eine Fassung eingelassen, in die der Deckel genau paßte. Die Fassung bestand aus hartem, glasartigem Material, wahrscheinlich war es das gleiche Material, das man auch für das kreisförmige Gebäude benutzt hatte.

Die ganze Falltür bestand aus diesem Material. Oben hatte man Erde mit einem Fixiermittel befestigt und weitere Erde aufgehäufelt, so daß jetzt Gras darauf wuchs. Die Türangel bestand aus einer Substanz, die am Hebepunkt des Deckels angebracht war. An den Rändern war sie ganz hart, dazwischen gehärtet, aber so dehnbar, daß man den Deckel anheben konnte, ohne daß er sich aus der Fassung löste.

Orc nahm an, daß auch diese Substanz aus den Mäulern der grauen Bestien stammte. Sie hatten sie genauso wie die Faserstränge, in die sich ihre Beute verhedderte, ausgespien.

Etwa ein Meter unterhalb der Öffnung befand sich ein Erdwall. Von hier aus mußten die Jäger an die Oberfläche gesprungen sein. Unterhalb der Sprungschanze fiel der Schacht schräg nach unten ab. Schätzungsweise drei Meter unterhalb der Erdoberfläche machte er einen Knick und verlief von da aus horizontal. Die Wand bestand ebenfalls aus der grauen, glasartigen Substanz, die den Schacht anscheinend bis zum Eingang innerhalb des Gebäudes befestigte und vor dem Einsturz bewahrte.

Orc ließ die Falltür nach unten gleiten. Sie beobachteten, wie die unbehaarten Bestien Fleischbrocken aus den Kadavern rissen und zu den Löchern auf der Prärie schleiften. Sie stellten weit mehr dar als die Kaninchen, denen sie aus der Entfernung ähnelten. An beiden Seiten ihres Mauls hatten sie, ähnlich wie manche Insekten, zangenartige Gebilde. Die Zangen bewegten sich unabhängig vom Kopf, drangen durch das Fleisch, schnitten es auf und schlossen sich dann um große Brocken. Die Jäger hatten lange Schwänze, wie Klammeraffen, die sie um weitere Fleischbrocken schlangen. Voll beladen sprangen sie in die Löcher zurück, dabei transportierten sie die Fleischbrocken mit Kiefern, Zangen und Schwanz.

Ihre Ohren waren rund, dicklich und flach, ihre blaßgelben Augen groß. Nachdem Orc sich ihre Pfeiftöne einige Minuten lang angehört hatte, war er überzeugt, daß sie in einer bestimmten Art von Code miteinander kommunizierten, auch wenn der Code begrenzt sein mochte. Er hatte sieben Variationen einer Reihe langer und kurzer Pfeiftöne unterscheiden können.

»Das sind keine Dummköpfe«, sagte er leise zu Ijim. »Sieh dir mal die Stirn an. In solchen Schädeln ist viel Platz fürs Gehirn.«

Ijim nickte. Als sie den Wald halb durchquert hatten, war sein Anfall vorüber gewesen.

»Phantastische Geschöpfe«, stellte Orc fest. »Eine Kombination aus Hunden, Termiten, Spinnen und Affen! Die Entschwundenen haben sich wirklich etwas einfallen lassen, als sie diese Spezies geschaffen haben! Ich sage dir eines, Ijim, von allen Naturwissenschaften ist die Biologie die faszinierendste! Leben in seinen vielfältigen Formen! Und das Gehirn, vor allem das Gehirn! Das ist der Gipfel des Lebens, das Juwel!«

Er sagte Ijim, der Name *kamanbur* – »Pfeifer« – passe ganz gut auf diese Geschöpfe.

»Man muß alles irgendwie benennen.«

Orc und Jim ließen den Wald hinter sich und gelangten zum Fluß. Dort wies Orc Ijim darauf hin, daß die Prärie schräg zu dem Gebäude der *kamanburs* abfiel. »Wir müssen einen Graben vom Fluß bis zur nächsten Falltür ausheben. Ihn fluten. Das Wasser müßte dann den Schacht füllen und die unterirdischen Ebenen überfluten. Während sie abgelenkt sind, dringen wir in ihren Schlupfwinkel ein.«

»Einen Graben ausheben!« heulte Ijim auf. »Bist du verrückt? Wir brauchen doch Monate dazu, um allein die Werkzeuge dafür herzustellen und dann zu graben! Das ist keine kleine Aufgabe! Außerdem sind wir dabei voll im Blickfeld der *kamanburs*. Glaubst du etwa, sie lassen uns ganz ruhig die Zeit zum Graben?«

»Was, außer Zeit, haben wir schon?« fragte Orc. »Oder bist du anderweitig so sehr beschäftigt?«

Ijim murrte. Er erzählte von weichen Betten, weichen Laken und noch weicheren Frauenkörpern, von köstlichen Mahlzeiten und von Likör, der einem in den Kopf stieg, von Drogenrausch und seinen siegreichen Überfällen auf die Lords anderer Welten, in jenen Tagen, ehe der verfluchte Los ihn in diesen universalen Alptraum getrieben habe. Orc achtete gar nicht auf ihn. Ihm kam der Gedanke, daß man aus Geweihen Werkzeuge machen und damit die Erde aufbrechen könne. Man mußte nur Teile des Geweihs an hartem Holz befestigen, dann konnte man Spaten und Schaufeln herstellen. Körbe zum

Transport der Erde konnte man flechten. Ihre Werkzeuge würden nicht lange halten, aber man konnte sie ja jederzeit durch neue ersetzen.

Zuerst mußten sie sich allerdings die Heimstätte der *kamanburs* näher ansehen. Ijim, der darauf gefaßt war, daß demnächst ein ganzes Rudel aus den Falltüren stürmen würde, folgte Orc nur widerstrebend. Es tauchte kein *kamanbur* auf, obwohl man sie vom Gebäude aus sehen konnte, wie Orc schnell klar geworden war. In den Mauern waren Tausende zentimetergroßer Löcher, die offensichtlich für Frischluftzufuhr und Licht sorgten und den *kamanburs* zur Beobachtung der Außenwelt dienten.

Während der folgenden Tage errichteten die beiden Lords ein Baumhaus, in dem sie schlafen und sich dabei auch alle auf dem Boden lebenden Raubtiere vom Leib halten konnten. Wenn sie nicht gerade Werkzeuge herstellten, erkundeten sie eingehend die Nachbarschaft. Orc freute sich, als er einige Falltüren auf der anderen Flußseite entdeckte.

»Ihre Tunnel führen unter dem Fluß durch«, sagte er. »Unter dem Fluß! Das heißt, wir müssen gar keinen langen Graben auf der anderen Seite ausheben! Wir sorgen einfach dafür, daß der Fluß ihren Schlupfwinkel überflutet!«

»Du meinst, wir müssen in den Tunnel unter dem Fluß? Und wie stellst du dir das vor? Wie sollen wir dort einbrechen? Und selbst wenn wir es schaffen, machen wir mit dem Gehämmer doch sofort die *kamanburs* auf uns aufmerksam!«

»Du gehst mir schon seit geraumer Zeit fürchterlich auf die Nerven«, sagte Orc. »Früher warst du so lustig, daß ich über deine blöden Angewohnheiten und dein ewiges Gequatsche hinweggesehen habe. Ganz zu schweigen von deinen Wahnsinnsanfällen. Aber deinen Pessimismus habe ich jetzt wirklich satt!«

»Was für Wahnsinnsanfälle?«

Ijim war sehr aufgebracht.

Orc stieg in den Schacht hinab. Die Falltür ließ er angelehnt. Der junge Lord hoffte, das werde für ein wenig frische Luft im Tunnel sorgen. Ijim kam ihm nicht nach.

»Es ist nicht genügend Platz darin. Wir können dort nicht zu zweit arbeiten«, sagte er. »Und es geht ja sowieso nur ums Auskundschaften. Das schaffst du auch allein.«

»Schön«, sagte Orc. »Du kannst solange an den Werkzeugen arbeiten. Wir brauchen ein paar hundert Bohrer, bis wir da durch sind.«

Ijim hatte am Abend vor Orcs Abstieg in den Schacht erwähnt, er leide in kleinen geschlossenen Räumen unter Platzangst. Das müsse Orc wissen. Orc solle das möglichst nicht weitererzählen. Aber so sei es nun einmal.

»Natürlich komme ich trotzdem mit, wenn wir uns auf den Weg zum Tor machen. Mit dir zusammen werde ich es schon irgendwie schaffen. Ich habe es ja auch früher geschafft, wenn es unbedingt sein mußte. Und wenn es nicht zu lange gedauert hat.«

Deshalb war Orc jetzt allein. Er kroch auf Händen und Knien, die durch Knieschoner und Handschuhe geschützt waren, und hatte eine brennende Fackel und mehrere Ersatzfackeln dabei. An seinem Gürtel war das Ende eines dünnen Seils aus rohem Leder befestigt. Er hatte den Abstand zwischen Falltür und dem tiefsten Punkt des Tunnels unterhalb des Flusses abgeschätzt. Um sicherzugehen, hatte er die Tiefe in der Flußmitte überprüft.

Wenn das Seil sich straffte, mußte er aufhören zu kriechen. Er hoffte, daß die Schätzung einigermaßen realistisch ausgefallen war und der Rauch der Fackel ihn nicht vorzeitig außer Gefecht setzen würde. Schon jetzt brachte der Rauch ihn zum Husten und brannte ihm in den Augen.

Nach einer fast unerträglich langen Zeitspanne straffte sich das Seil. Orc zog die Handschuhe aus, feuchtete einen Finger an und hielt ihn in die Höhe. Anscheinend war da ein ganz schwacher Durchzug, aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Ob Wunschvorstellung oder Realität, er mußte sich an die Arbeit machen. Aus seinem Beutel holte er eine hölzerne Halterung, die er am Vortag angefertigt hatte, stellte sie an seiner Seite auf und setzte die Fackel aufrecht hinein. Dann nahm er einen der scharfen Steinkratzer aus dem Sack und begann, ein Quadrat in die Oberdecke des Tunnels zu ritzen.

Ijim hatte recht. Gehämmer und Geklopfe würde die *kamanburs* auf den Plan rufen. Irgendwann würde er einen Steinhammer benutzen müssen. Aber damit konnte er bis zum letzten Augenblick warten. Der Bohrer machte quietschende Geräusche, aber er hoffte, daß sie bis zum anderen Ende des Tunnels nicht mehr zu hören waren.

Es bestand die Gefahr, daß ein Einzelgänger oder ein ganzes Rudel der *kamanburs* diesen Tunnel benutzte. Das Risiko mußte er eingehen, daran war nichts zu ändern.

Die gläserne Substanz war zwar hart, aber weicher als Eisen. Sie ließ sich leicht wie Bronze schneiden, allerdings war ›leicht‹ ein sehr relativer Begriff. Winzige Flocken glänzten im Schein der Fackel auf und rieselten ihm auf die Brust. Mit der Schneide umfuhr er immer wieder die Linien des Quadrats. Hin und wieder legte er eine Pause ein, um sich den Schweiß vom Gesicht zu wischen oder einen Schluck Wasser aus der ledernen Flasche zu trinken. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als er innehielt. Der von der Fackel ausströmende Rauch schien dichter geworden zu sein, er fühlte sich irgendwie benommen. Mit seinem angefeuchteten Finger konnte er keine Luftbewegung mehr ausmachen. Das war ihm eine Warnung. Er nahm die Fackel aus der Halterung und kroch zurück zum Eingang.

Orc und Ijim hatten für Notfälle Warnsignale miteinander vereinbart. Der Lord des dunklen Waldes sollte zweimal am Seil ziehen, dann eine kurze Pause einlegen und erneut zweimal ziehen, wenn er Orc aus dem Tunnel rufen wollte. Orc sollte dasselbe machen, wenn ihm irgend etwas zustieße und er Ijims Hilfe brauchte. Ijim sollte dann das Lederseil einholen und Orc auf diese Weise nach draußen befördern. Orc kroch zum Erdwall zurück. Die Falltür war geschlossen. Das Seilende, das Ijim hätte halten sollen, lag lose auf der Erde. Etwas konnte nicht stimmen, wenn Ijim die Falltür verschlossen hatte.

Orc warf die Fackel in den Schacht, damit ihr Schein nicht zu sehen war, wenn er die Tür anhob. Langsam bewegte er die Tür ungefähr zwei Zentimeter nach oben. Er sah mehrere *kamanburs* den Baum umkreisen, auf dem ihr kleines Baumhaus lag. Wie Girlanden rankten sich um die unteren Zweige die glänzenden grauen Faserstränge – das Gespei aus den Mäulern der *kamanburs*. Als er die Tür noch etwas weiter anhob, merkte er, daß die Fasern nicht bis zum Baumhaus hinaufreichten. Ijims dunkelhäutiges Gesicht tauchte in einem der Fenster auf.

Eine Stunde später waren die Bestien fort. Orc kroch aus dem Schacht und ging zum Baum hinüber. »Was war los?« rief er mit gedämpfter Stimme.

»Sie wollten nachsehen«, sagte Ijim und kam heruntergeklettert. »Ich nehme an, sie sind durch einen Tunnel flußaufwärts gekommen und haben dann einen Bogen durch den Wald geschlagen. Ich habe sie gesehen, ehe sie nah dran waren, und bin zum Baum gerannt. Es tut mir leid, daß ich dich nicht mehr warnen konnte. Ich konnte nur noch die Falltür zuschlagen und hoffen, daß sie mich dabei nicht beobachtet hatten. Anscheinend haben sie es nicht gemerkt.«

»Vielleicht lassen sie uns jetzt, wo ihre Neugier gestillt ist, in Ruhe«, sagte Orc.

Etwas später stieg er wieder in den Schacht hinunter und setzte seine Arbeit fort. Am folgenden Tag kroch er bis zum anderen Ende des Tunnels, ehe er mit dem Bohren und Schneiden und Kratzen begann. Er mußte sichergehen, daß dieser Ein- und Ausgang offen war. Oder daß er sich, falls er geschlossen war, vom Tunnel aus öffnen ließ. Ein schwaches kreisförmiges Licht und laute Pfeiftöne deuteten darauf hin, daß es an diesem Ende des Tunnels keine Falltür gab. Er ging nicht näher heran, vielleicht konnten die Bestien ihn schon riechen.

Sechs Tage später fiel ihm beim Schneiden ein Tropfen Wasser ins Gesicht. Bald darauf tröpfelte es regelmäßig. Er kratzte weiter an den schmalen Rillen des Quadrats entlang. Wenig später sickerte Wasser aus allen vier Rillen. Dann schoß es an einer Ecke heraus. Er kroch aus dem Tunnel ans Tageslicht.

»Ich glaube nicht, daß die Decke nachgibt, wenn wir sie nicht mit dem Hammer einschlagen«, sagte er zu Ijim. »Die *kamanburs* werden mich hören. Aber wenn ich den Einschnitt so weit lockern kann, daß das Wasser einbricht, geht es auch so.«

»Willst du nicht bis morgen warten?« fragte Ijim. Unter der dunklen Haut war er blaß.

»Laß uns jetzt alles vorbereiten«, erwiderte Orc. »Es dauert nur ein paar Minuten. Dann gehe ich wieder hinein. Mach dich bereit.«

Die Sonne stand schon tief am Himmel, im Westen zogen dicke schwarze Wolken auf, in der Ferne war ein Donnergerollen zu hören.

Die Bäume am nördlichen Flußufer schützten sie einigermaßen vor den Blicken von Beobachtern. Orc und Ijim hatten außerdem mehrere große Sträucher verpflanzt, um ihre Aktivitäten zu tarnen. Orc machte sich um mögliche Zuschauer keine Sorgen. Aber es konnte jederzeit ein Rudel *kamanburs* auftauchen, das noch einmal die Spur der Männer aufnehmen wollte.

Nachdem er zurück im Tunnel war, stieß er mehrere scharfe Steinklingen in die Ecken des Einschnitts. Mit seinem Steinhammer

schlug er immer wieder gegen einen Lederflicken, den er über das stumpfe Ende der Klingen gelegt hatte. Er wollte möglichst jeden Lärm vermeiden, bis er so weit war, daß er auf das Quadrat selbst einschlagen konnte. Die Steinklingen ließen sich recht leicht in die Winkel bohren, allerdings mußte er für jede Ecke neues Werkzeug benutzen. Die Enden wurden leicht stumpf oder brachen ab.

Unterhalb des Quadrats hatte sich eine tiefe Wasserlache gebildet. Plötzlich schoß Wasser aus dem winzigen Loch, das er gerade in eine Ecke des Einschnitts gebohrt hatte. Der Strahl schoß mit Hochdruck heraus und nahm ihm die Sicht, er mußte mehrmals pausieren, um Wasser aus der Nase zu blasen. Trotz dieser Widrigkeiten brachte er die Arbeit zu Ende. Dann griff er nach einem schweren Steinhammer. Die Kraft der Schläge wurde dadurch gemindert, daß er nur wenig Platz zum Ausholen hatte und auf dem Rücken lag. Außerdem war er ein Stück zurückgewichen, damit sein Gesicht nicht direkt unterhalb des Quadrats lag. Das veränderte den Einschlagwinkel. Er machte weiter. Schließlich wußte er, daß viele schwache Schläge letztendlich dieselbe Wirkung wie ein paar kräftige haben würden.

Während er auf das Quadrat einhämmerte, hörte er während kurzer Pausen Pfeiftöne. Bald würde er die *kamanburs* am Hals haben.

Endlich brach das glänzende graue Quadrat heraus und fiel gegen seine Brust – nicht anders, als er erwartet hatte. Er hatte gewußt, daß es klappen würde. Der Aufprall war so hart, daß es weh tat. Das Wasser schoß durch die Öffnung und traf ihn mit noch größerer Gewalt. Einen Moment lang drückte ihn das Wasser auf den Boden des Tunnels, dennoch gelang es ihm, sich herumzuwälzen. So schnell er konnte, kroch er auf den Ausgang zu. Das Wasser stieg immer weiter an, schließlich mußte er schwimmen. Der Strom trug ihn in leichtem Winkel zur Falltür nach oben. Das eindringende Wasser hatte die Fackel ausgelöscht, im Tunnel war es stockdunkel. Seine Werkzeuge hatte er liegenlassen. Jetzt ging es nur noch um sein nacktes Leben.

Es war ausgemacht, daß Ijim das Lederseil mit aller Kraft und so schnell wie möglich einholen sollte. Falls er sich wirklich darum bemühte, war davon jedenfalls nichts zu merken. Orc konnte keinerlei Seilzug spüren. Voraus sah er Tageslicht. Die Falltür war offen. Dann konnte er gar nichts mehr sehen. Das Wasser füllte den Tunnel inzwischen ganz aus und stieg immer noch an, schneller als er schwimmen konnte. Wenige Sekunden später wurde er in den fast senkrechten Teil des Schachtes direkt unterhalb der Falltür geschleudert. Ijim packte Orcs ausgestreckte Hand und zog ihn nach oben und heraus. Das Wasser schäumte über dem Loch auf und fiel dann zurück, es war jetzt auf gleicher Höhe mit dem Wasserpegel des Flusses.

Das Gewitter war inzwischen näher gekommen und lauter zu hören. Der Himmel hatte sich verdunkelt. Orc hoffte, daß Blitz, Donner und vielleicht auch Regen bald einsetzen würden. Er hatte das unbestimmte Gefühl, das Schauspiel der Natur werde ihren Einstieg in den Schlupfwinkel der *kamanburs* erleichtern. Auf jeden Fall würde es zur Dramaturgie beitragen.

Einige Waffen, darunter Bogen, Pfeile und kurze Speere, hatten sie zu Bündeln geschnürt. Gegenseitig halfen sie sich, die Bündel auf dem Rücken festzuschnallen. Mit weiteren Waffen ausgerüstet, die in Behältern an ihren Gürteln verstaut waren, tauchten sie in den dunklen Schacht hinab. Orc ging als erster. Ijim war immer noch blaß und klapperte mit den Zähnen. Aber er wirkte fest entschlossen. Dennoch war Orc keineswegs davon überzeugt, daß sein Onkel den Mut haben würde, ihm zu folgen. Die Platzangst würde dadurch noch schlimmer werden, daß sie die ganze Strecke bis zum Schlupfwinkel der *kamanburs* schwimmen mußten. Beim jetzigen Stand der Dinge hielt es Orc sehr wohl für möglich, daß sie ihr Ziel nicht erreichten, sondern ertranken.

Genau in dem Moment, als er glaubte, die Luft nicht länger anhalten zu können, sah er über sich einen Lichtschimmer. Er

kämpfte sich verzweifelt an die Wasseroberfläche, bis sein Kopf frei war. Einige Sekunden später tauchte Ijims Gesicht neben ihm auf. Ijim holte ein paarmal tief Luft. »Das war das Schrecklichste, was ich je durchgemacht habe«, keuchte er. »Ich dachte schon...«

»Still!« flüsterte Orc. Während er auf der Stelle paddelte und nach Luft schnappte, sah er sich um. Der Raum zwischen dem Wasserspiegel und der Tunneldecke reichte gerade für ihre Köpfe. In dem schwachen Licht, das aus einer Öffnung im Boden des höher gelegenen Stockwerks drang, konnten sie eine Rampe erkennen, die vom Wasser bis zur Öffnung anstieg. In ihrer Nähe trieben die Leichen einiger *kamanburs*, von erwachsenen und die von jungen. Von oben war kein Laut zu hören.

Er schwamm zur Rampe und rutschte auf Händen und Knien hinauf. Als er den darüber liegenden Raum erreicht hatte, zog er die Axt aus der Scheide. Ijim, schwer keuchend, war dicht hinter ihm. Ein schwacher Luftzug strich über Orcs nackte Haut und brachte einen undefinierbaren Geruch mit sich. In dem Raum waren keine *kamanburs*, wohl aber andere Lebewesen. Einige befanden sich in großen Käfigen, die aus den getrockneten grauen Fasersträngen bestanden und entlang der Wände und auf halber Höhe der Mauern aufgestellt waren. Die darin eingesperrten Insekten waren so groß wie Grashüpfer. Sie glühten in regelmäßigen Abständen auf und sorgten für ständige Beleuchtung. Denn wenn die eine Hälfte der Insekten gerade nicht glühte, glich das die andere Hälfte durch ihr Leuchten aus.

»Faszinierend«, sagte Orc. »Eine sehr ungewöhnliche Symbiose von Insekten und Säugetieren.«

In größeren Käfigen an den Wänden befanden sich zwei weitere Insektenarten. Eine hatte rotgelb gestreifte Flügel, die so schnell wie Kolibriflügel schlugen. Das gemeinsame Flügelschlagen sorgte für ein gedämpftes Rauschen, das gleichzeitig die Luft zirkulieren ließ.

Außerdem gab es spinnenartige Tiere, so groß wie Orcs Kopf. Ihm blieb keine Zeit zu untersuchen, welchen Zweck sie erfüllten.

Er öffnete sein Bündel und entnahm ihm einen kurzen Speer mit steinerner Spitze, einen Köcher mit Pfeilen und einen Bogen. Nachdem er sich den Köcherhalter über die Schulter geschlungen hatte, spannte er den Bogen und legte einen Pfeil auf. Das alles hatte er sehr schnell erledigt. Eilig schritt er an der gewölbten Wand entlang, von der zahlreiche Gänge abzweigten. Er hielt erst an, als er auf einen größeren Eingang stieß. Bestimmt führte er zu dem Raum im Schnittpunkt der beiden Gebäude, die den horizontalen und vertikalen Arm des Kreuzes innerhalb des Kreises bildeten, so wie sie es oben auf dem Bergkamm gesehen hatten. Wahrscheinlich hatte Los das Tor genau in den Schnittpunkt gelegt. Aber Orc hatte keine Ahnung, auf welcher Ebene es sein mochte.

»Beeil dich!« mahnte Ijim in seinem Rücken. »Sobald sie den Schrecken überwunden haben, werden sie hier sein!«

Orc gab keine Antwort. Er rannte den Gang hinunter, der hinter den Insektenkäfigen an den Mauern lag. Das Licht war nicht sehr hell, auch wenn es durch Tausende von Mauerlöchern verstärkt wurde. Plötzlich befand Orc sich in dem Raum, der den Mittelpunkt des Kreuzes darstellte.

Er blieb stehen. Er hatte Glück. Dort, im Mittelpunkt des gewölbten Raums, lag das Tor. Es bestand aus dem glänzenden Metall, das härter als Diamant war und *tenyuralwa* genannt wurde. Um das Tor herum waren Knochen der *kamanburs* geschichtet: eine Warnung an alle Bewohner des Schlupfwinkels, sich von dem senkrechten Quader fernzuhalten. Los hatte das Tor vor geraumer Zeit errichtet und es irgendwie geschafft, sich die *kamanburs* vom Leib zu halten. Nachdem Los fortgegangen war, hatten die *kamanburs* das Tor untersucht. Einige hatten die Seite gewählt, an der eine Falle aufgestellt war, und waren kläglich verendet. Die Körperteile, die auf dieser Welt zurückgeblieben waren, während die anderen

Gliedmaßen verbrannt oder abgeschnitten worden waren, waren rund um das Tor aufgeschichtet. Alle Skelette bestanden nur aus den hinteren Körperteilen.

»Wenn die *kamanburs* jetzt herunterkommen«, sagte Ijim, »bleibt uns nicht viel Zeit herauszufinden, wie man hindurchkommt!«

Das Tor war ein mehr als zwei Meter hoher metallischer Quader. Mit einer harten schwarzen Masse war er am Boden befestigt. Es war Klebstoff der Thoans, den keine Säure zerfressen und kein Feuer verbrennen konnte. Orc legte Pfeil und Bogen ab, nahm den Speer und legte ihn neben den Bogen. Nachdem er einen Knochen aufgehoben hatte, ging er zur anderen Seite des Tores und warf ihn hindurch. Ungehindert flog er durchs Tor und landete auf dem Fußboden. Das bedeutete, daß sich der Eingang zur anderen Welt auf der gegenüberliegenden Seite befinden mußte.

Ijim hatte sein wasserdichtes Lederbündel aufgeschnürt und aufgerollt und holte zwei Fackeln und das Zündmaterial heraus. In einer Schachtel lagen abgeschabte Holzstücke, Splitter, getrocknetes Gras, Zweige und zwei aufgerauhte Feuersteine an Holzgriffen. Er schichtete das leicht entzündbare Material auf und begann, die Feuersteine gegeneinander zu reiben.

Orc ging um den Quader herum und stieß mit dem Fuß Knochen aus dem Weg. Dann warf er einen Knochen durch die andere Seite des Quaders. Er verschwand, wie erwartet. Einen weiteren Knochen steckte er nur wenige Zentimeter hinein und zog ihn schnell wieder heraus. Der Knochen war unversehrt. Eine Sekunde später wiederholte er den Versuch. Diesmal war der ganze Teil des Knochens, den er bis hinter die Mitte des Tores geschoben hatte, verschwunden. Dieser Teil war nicht mehr zu sehen, er befand sich in der anderen Welt.

Ijim fluchte. Die Funken, die er aus den Feuersteinen geschlagen hatte, hatten den aufgeschichteten Stoß nicht in Brand gesetzt.

»Manchmal dauert es sehr lange«, sagte er. »Aber wir haben nicht viel Zeit!«

Orc antwortete nicht, da seine ganze Aufmerksamkeit von den Tests beansprucht wurde. Wieder und wieder streckte er einen Schenkelknochen ins Tor und zählte die Sekunden: *rlentawon*, *rlenshiwon*, *rlenkawon*, *rlenshonwon*, *rlengushwon*. Übersetzt: tausendundeins, tausendundzwei, tausendunddrei, tausendundvier, tausendundfünf. Als von dem Knochen nichts mehr übrig war, nahm er den nächsten.

»Ah! Endlich! Jetzt klappt es«, sagte Ijim.

Orc wandte sich ihm zu. Der Lord des dunklen Waldes hielt das obere Ende einer Fackel aus Kiefernholz über den bereits brennenden Holzstoß. Der Rauch der Flammen zog langsam zum nächsten Ausgang, zum Quader des Tors.

»Hör gut zu, Ijim. Die Falle hat anscheinend eine eingebaute Schere, die nach einem Zeitschaltmechanismus funktioniert. Ich glaube nicht, daß die zeitlichen Intervalle zufällig sind. Wir haben etwa anderthalb Sekunden, um hindurchzukommen. Das Feld ist genauso lange ausgeschaltet. Wir müssen ganz nah dranstehen und hindurchspringen. Unsere Hände müssen wir dabei nach oben strecken und die Ellbogen nahe am Körper halten. Alles, was von unseren Körpern zu weit nach vorne oder zu weit nach hinten heraussteht, wird abgeschnitten.«

Ijim nickte. »Man muß es mit einem Sprung schaffen. Gar nicht leicht, da durchzuspringen, ohne die Knie zu beugen.«

Ijim wußte genauso gut wie Orc – schließlich war er viele tausend Jahre älter –, daß sie beide das Ganze zuerst mit einem Knochen versuchen mußten. Nur so konnten sie den Zeitpunkt abschätzen, von dem an sie zählen und dann springen mußten. Das Zählen würde nicht exakt sein. Und es gab auch keine Garantie dafür, daß es wirklich klappte. Ob sie sicher hindurchgelangten, würde vor allem vom Glück abhängen.

»Wir haben nur eine einzige Chance«, stellte Orc fest. Er machte einen Schritt nach vorn, dann starrte er über Ijims Kopf hinweg.

»Uns bleibt keine Zeit, vor unserem entscheidenden Sprung das Springen zu üben. Gib mir eine Fackel.«

Ijim, der sich vorgebeugt hatte, um die zweite Fackel zu entzünden, richtete sich auf und wandte sich schnell um. Inzwischen hatten sich vierzig oder mehr *kamanburs* im Raum neben dem Bogengang gesammelt. Jetzt verteilten sie sich. Ihre Köpfe hingen tief nach unten, die Kiefer hatten sie aufgesperrt, sie bleckten die Zähne, Speichel tropfte aus den Mäulern, die Zangen schlugen gegeneinander, die Klammerschwänze standen steil nach oben, ringelten sich aber an den Enden. Die gelben Augen waren starr auf die Männer gerichtet.

Orc sah einem direkt ins Maul. Innen hatte die Bestie zwei hornartige Vorwölbungen. Das mußten die Drüsen sein, mit denen die *kamanburs* die dünnen, schnell trocknenden Faserstränge abschossen. Ijim ging zu dem Knochenhaufen, der das Tor umgab, brüllte und schwenkte die Fackel. Die *kamanburs* schreckten zurück. Dann gab eines der Tiere, ein großes weibliches Exemplar, eine Reihe langer und kurzer Pfeiftöne von sich. Die grauen Bestien bildeten einen Kreis um den Knochenhaufen.

»Vielleicht haben sie herausgefunden, daß sie auf der anderen Seite unbeschadet durchs Tor kommen können. Möglich, daß sie uns von beiden Seiten angreifen.«

Er lief um das Tor herum und schwang die Fackel vor und zurück. Die *kamanburs* wichen zurück, aber nicht so weit wie beim ersten Mal.

»Wir müssen es jetzt tun!« rief Ijim. »Ich gehe als erster! Achte auf meinen Rücken!«

Orc fragte sich unwillkürlich, ob Ijim wohl vorhabe, ihn zurück durchs Tor zu stoßen, wenn er ihm nachsprang. Auch ihm war die Idee gekommen, mit Ijim so zu verfahren, aber er hatte die Idee verworfen. Warum sollte Ijim so etwas tun? Er würde Orc weiterhin

brauchen. Aber wie die *leblabbiy* handelten auch die Lords nicht immer vernünftig.

Orc rannte zurück zur anderen Seite und schwenkte dabei die Fackel hin und her. Graue Faserstränge schossen aus den Mäulern der Bestien direkt vor ihm. Sie verfehlten ihn um wenige Zentimeter. Nachdem die *kamanburs* den Abstand besser eingeschätzt hatten, kamen sie etwa dreißig Zentimeter näher an ihn heran. Bis Orc Ijim erreichte, mußte er mehrere Faserstränge wegbrennen, die sich um seine Beine gelegt hatten. Die schnell entflammten Fasern stanken wie ein Gemisch aus Knoblauch und verfaulten Kartoffeln.

Die Anführerin vermittelte mit ihren Pfeiftönen weitere Botschaften. Die *kamanburs* zogen sich zurück. Dann löste sich ein Dutzend aus dem Rudel, bewegte sich weiter vor und kauerte nieder. Sie ähnelten so sehr Sprintern in Startlöchern, daß Orc sofort merkte, was sie vorhatten. Sie würden vereint vorwärtsstürmen und losspringen, wenn sie ganz nahe waren. Noch in der Luft würden sie die Faserstränge ausspeien, damit Orc sich darin verhedderte. Ihre Beute würde es nicht schaffen, alles wegzubrennen, ehe sie über sie herfielen.

»Jetzt!« brüllte Orc.

Ijim wandte sich langsam um. Seine Augen waren so starr wie in Zement eingelassene Glaskugeln. Aber seine Lippen bewegten sich, er murmelte irgend etwas Unverständliches wie gehetzt vor sich hin.

Orc seufzte. Ijim hatte sich den schlechtesten Zeitpunkt für seinen Anfall ausgesucht.

Es gab nur noch eins, das Orc für ihn tun konnte. Damit hatte sein Onkel immer noch wenig Überlebenschancen, aber es war besser als nichts.

Orc schnappte sich Ijims Fackel und warf sie so, daß sie auf die niedergekauerten Bestien zuwirbelte. Sie gaben erschrockene Pfeiftöne von sich und preschten auseinander, als die Fackel in ihrer Nähe zu Boden fiel. Orc packte Ijim, schwenkte ihn herum, hielt ihn

dann in der Taille fest und gab ihm einen Stoß nach vorn. Immer noch brabbelte Ijim vor sich hin. Orc hob ihn hoch und warf ihn durch das Tor.

Orc hatte keine Zeit gehabt, einen Knochen durch das Tor zu stecken, wieder zurückzuziehen und dabei zu zählen. Er hatte Ijim allerdings hochgehoben und so senkrecht wie möglich hindurchbefördert.

Blut schoß durch den jetzt leeren Raum. Obwohl Ijims rückwärtiger Teil abgetrennt worden war, war er noch durchs Tor gefallen. Aber es hatte so lange gedauert, daß das aus den Arterien spritzende Blut zurück durchs Tor schoß. Die Anführerin pfiiff. Die Bestien formierten sich wieder und stellten sich auf. Eine weitere Serie von Pfeiftönen setzte sie in Bewegung. Von der anderen Seite des Tors kamen sie genauso schnell wie von Orcs Seite. Wenn er jetzt nicht rasch handelte, würden sie ihn zu Boden reißen oder in ihre Fasern verstricken, ehe er durchs Tor springen konnte. Sie würden unversehrt durch ihre Seite des Tores springen und ihn daran hindern, auf seiner Seite durchzukommen.

Er schleuderte die Fackel über den Quader. Sie flog in hohem Bogen hinüber und traf die Anführerin der *kamanburs*. Sie schreckte zurück, andere stießen mit ihr zusammen. Die Pfeiftöne waren ohrenbetäubend laut.

Orc sah nicht hinter sich. Eine sekundenlange Verzögerung konnte den Tod bedeuten. Eine Sekunde konnte andererseits genau die Zeitspanne sein, die er zum Erfolg brauchte.

Brüllend stürmte er auf das Tor zu. Er blieb davor stehen, hob die Arme an und preßte die Beine so gerade wie möglich zusammen. Er hoffte, die *kamanburs* in seinem Rücken würden nicht schnell genug da sein, um ihn durchs Tor zu stoßen. Ohne Unterbrechung, ohne sich die Zeit zu nehmen, seine aufrechte Körperhaltung genau zu überprüfen, stellte er sich auf die Zehenspitzen.

Er schrie noch einmal auf, ehe er vorwärts sprang.

Das war zuviel für Jim Grimson.

Er hatte sich von Orc lösen wollen. Orc mochte es schaffen, er selbst schaffte es möglicherweise nicht. Jim wollte es nicht riskieren. Falls Orc starb, würde er vielleicht auch sterben. Bis jetzt hatte er sich allen Gefahren gestellt, aber diesmal konnte er es nicht.

Plötzlich flog er blitzartig durch stockdunklen Raum. Er empfand nichts, spürte nur ganz schwach die Geschwindigkeit. Aber er konnte die Pfeiftöne hören.

Dann war er wieder in seinem Zimmer. Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß er – vielmehr sein Astralleib oder was immer es sein mochte – zwei Stunden und drei Minuten an einem anderen Ort gewesen war.

21. KAPITEL

Jims Leben als Orc war zwar anstrengend und gefährlich gewesen, hatte sich aber in einem ganz anderen Licht als dem von Belmont City abgespielt. Die Sonnen der anderen Welten hatten einen sanften, goldenen Glanz. Die Sonne von Belmont City strahlte immer noch scharf und körnig.

Wenn Jim nicht so müde gewesen wäre, hätte er sich sofort auf den Rückweg zu Orc gemacht. Falls er es nicht schaffte, sich mit Orc zu vereinigen, würde er wissen, daß Orc tot war. Das würde bedeuten, daß er eine andere Romanfigur aussuchen mußte, mit der er eins werden, die er verkörpern konnte. Vorausgesetzt, er entschied sich dafür, die Therapie fortzusetzen. Wenn Orc nicht mehr da war, was blieb Jim Grimson dann noch?

Es machte ihm nichts aus, daß inzwischen auch andere Patienten den Roten Orc als ihre *persona* benutzten. Ihr Orc war der fiktive Orc, der Orc des Romans. Jim hatte das Hirn des wirklichen Orc geteilt, hatte im Kopf und in der Haut des Sohnes von Los und Enitharmon gesteckt, die beide wirklich existierten.

Was seiner Rückkehr am meisten im Wege stand, war seine Befürchtung, Orc sei in der Mitte durchtrennt worden.

Angenommen, Orc steckte in Jim Grimsons Haut. Würde er sich von so etwas abhalten lassen? Würde er auf eine Rückkehr verzichten? Nein!

Der Tag, an dem Jim Geburtstag hatte, war gekommen. Die einzigen, die mit ihm feierten, waren seine Mitpatienten. Doktor Porsena tauchte während der gedämpften Lustbarkeiten nur kurz auf. Jims Mutter und Mrs. Wyzak schickten Glückwunschkarten und riefen an. Seine Mutter konnte nicht von der Arbeit weg und ihn deshalb nicht besuchen. Der Kuchen, den Mrs. Wyzak angeblich in der Eingangshalle gelassen hatte, ging irgendwo und irgendwie auf dem Wege der Auslieferung verloren. Pech wie immer, dachte Jim.

Und er war immer noch so deprimiert und hatte so viel Angst, daß er vor einer Rückkehr zu Orc zurückscheute.

Zwei Tage nach seinem Geburtstag holte man ihn vom Mittagessen im Speisesaal weg. »Deine Mutter ist da«, sagte Gillman Sherwood, der Tagesdienst hatte.

»Zu dieser Zeit?« fragte Jim. »Sie müßte eigentlich in der Arbeit sein.«

Sherwood zog die Augenbrauen hoch, als finde er es höchst erstaunlich, wenn eine Mutter arbeiten müsse.

Jims Herz klopfte heftig, als er das Besucherzimmer betrat. Wenn sie zu dieser Zeit hier auftauchte, konnte nur etwas ganz Schlimmes passiert sein. Bestimmt ein Todesfall in der Familie. Seine Schwester? Sein Vater? Der Gedanke, sein Vater könne gestorben sein, ging Jim viel mehr an die Nieren, als er selbst geglaubt hätte. Mit solcher Traurigkeit, so einem plötzlichen Gefühl schrecklichen Verlustes hatte er nicht gerechnet. Aber schließlich war Eric sein Vater, was immer auch in ihrer Beziehung zueinander geschehen war.

Bis er den Eingang erreicht hatte, war er fest davon überzeugt, daß Eric Grimson gestorben war. Alkohol? Ein Unfall? Selbstmord? Mord? Alles war möglich.

Eva Grimson stand von ihrem Stuhl auf, als Jim mit großen Schritten durch die Tür kam. Sie trug ein bedrucktes Kleid, das um sie herumschlotterte und für kaltes Wetter viel zu dünn war. Ihr Gesicht war noch abgezehrter und faltiger geworden. Die dunklen Ringe um ihre Augen hatten sich vertieft. Der abgetragene braune Wollmantel verbarg zwar ihre Magerkeit, aber ihre storchähnlichen Beine verrieten, daß sie am ganzen Körper abgenommen haben mußte. Aber sie lächelte, als sie ihren Sohn sah.

Jim nahm sie in die Arme. »Mom!« rief er. »Was ist passiert?«

Eva fing an zu weinen. Das machte Jim zusätzlich zu schaffen. Er hatte seine Mutter nur sehr selten weinen gesehen. »Geht es Vater gut?« fragte er.

Sie löste sich von ihm und sank auf den Stuhl. »Es tut mir leid, Jim«, sagte sie. »So leid. Aber dein Vater...«

Sie begann zu schluchzen. Er ließ sich auf den Knien vor ihr nieder und legte seinen Arm um ihre bebenden Schultern. »Um Himmels willen! Was ist los?«

»Dein Vater...«

»Er ist tot«, sagte Jim.

Sie wirkte überrascht. Anstatt sofort zu antworten, holte sie ein Taschentuch aus der Handtasche und betupfte damit ihre Augen. Jim hatte den abwegigen Gedanken, daß ihre Tränen ihr Make-up nicht zerstören konnten, da sie nie Make-up benutzte.

Nachdem sie sich geschneuzt hatte, schüttelte sie den Kopf. »Nein. Hast du das gedacht? In bestimmter Hinsicht wäre es vielleicht...«

»Wäre es was?«

Sie hatte wohl sagen wollen ›besser‹. Aber sie durfte einen solchen Gedanken nicht zulassen oder weiterverfolgen, schon gar nicht aussprechen. »Nichts. Dein Vater... er besteht darauf, daß wir nach Dallas ziehen! Du weißt schon, Dallas in Texas!«

Jim mußte ein paarmal tief Luft holen, ehe er wieder klar denken konnte. Seine Brust war wie zugeschnürt. Dann sagte er schroff: »Wenn es so ist, könnte er genausogut tot sein! Und du auch! Du... du... du läßt mich im Stich!«

Sie nahm seine Hand und drückte sie gegen ihre nasse Wange. »Ich muß mit ihm gehen«, sagte sie traurig. »Er ist doch mein Mann! Ich muß dahingehen, wo er hingeht!«

»Nein, das mußt du nicht«, sagte Jim. Er entzog ihr seine Hand. »Ich verfluche dich, und ich verfluche ihn! Zur Hölle mit euch!«

Erst später, als er sich die Szene nochmals durch den Kopf gehen ließ, fiel ihm auf, daß er seiner Mutter gegenüber einen solchen Ton noch nie angeschlagen hatte. Er mochte noch so wütend auf sie gewesen sein: Eigentlich war er fast immer sanft mit ihr umgegangen. Sein Vater verletzte sie schon genug.

»Um Maria willen, der Heiligen Mutter Gottes, sag so etwas nicht, Jim!«

Sie streckte ihre Hand wieder nach seiner aus, aber er zog sie weg.

»Er kann hier keine anständige Arbeit finden. Das bringt ihn um, wie du weißt. Er hat gehört... ein Freund hat ihm erzählt – erinnerst du dich an Joe Vatka? –, daß es in Dallas jede Menge Arbeitsstellen gibt. Die Stadt boomt und...«

»Und was ist mit mir?« fragte Jim. Er begann, auf und ab zu tigern, seine Hände ballten sich zu Fäusten, lösten sich, ballten sich wieder zu Fäusten. »Zähl ich überhaupt nicht? Und wer bezahlt die Versicherung für die Therapie? Wo soll ich leben, wenn ich nur noch ambulant behandelt werde? Ich will die Therapie nicht abbrechen! Sie ist meine einzige Chance! Ich will nicht, ich will einfach nicht!«

»Bitte, hab doch Verständnis, Sohn. Ich bin hin- und hergerissen, ich zerbreche daran. Aber ich kann ihn nicht ohne mich ziehen lassen, und er sagt, er geht, auch wenn ich nicht mitkomme. Schließlich *ist* er doch mein Mann. Es ist meine Pflicht!«

»Und ich bin dein Sohn!« schrie Jim.

Kazim Grasser, ein schwarzer Krankenpfleger, steckte seinen Kopf durch die Tür: »Alles in Ordnung? Gibt's Probleme?«

»Das ist eine Familienangelegenheit«, sagte Jim. »Ich werd schon nicht ausrasten und um mich schlagen. Verzieh dich!«

»Okay, Mann, trag's mit Fassung«, sagte Grasser und zog seinen Kopf zurück.

»Und warum kommt er nicht her und sagt's mir selbst? Warum schickt er dich?« brüllte Jim seine Mutter an. »Hat er Angst, mir's ins Gesicht zu sagen? Haßt er mich so sehr, daß ich ihm scheißegal bin?«

»Bitte, Jim, laß doch die schlimme Sprache. Nein, er haßt dich nicht, Jim. Tief drinnen haßt er dich nicht. Aber er hat Angst, dir gegenüberzutreten. Er fühlt sich wie ein Versager...«

»Der er ja auch ist!«

»... ein Versager als Ehemann, Vater und Versorger der Familie...«

»Was er auch ist!«

»... und er glaubt, du würdest auf ihn losgehen. Er sagt... er sagt...«

»Sprich's aus! Daß ich verrückt bin!«

Eva streckte ihre Hand aus. »Bitte, Jim. Ich halte das nicht mehr lange aus. Wenn es nicht eine so große Sünde, eine Todsünde wäre, würde ich mich umbringen!«

»Tu nur, was deiner Meinung nach am besten für dich ist«, sagte er und verließ das Zimmer. Ihre Stimme klang schrill durch die Tür. »Jim! Tu das nicht!« Er zögerte, wandte sich aber nicht um.

Als er wieder in seinem Zimmer war, setzte er sich hin und weinte. Die Einsamkeit überkam ihn wie eine Flutwelle, riß ihn mit bis hinter den Horizont, weit weg von allen menschlichen Wesen, trug ihn zu einer Insel, die man auch Einsamkeit nannte.

Selbst in seinem Kummer fiel ihm auf, daß der Ausdruck einen schönen Song-Titel abgab: »Die Insel, die man auch Einsamkeit nennt«.

Das Gehirn war schon ein seltsames Ding. Mitten im tiefsten Kummer sandte es merkwürdige Botschaften aus. Ständig arbeitete es, arbeitete gleichzeitig an ganz verschiedenen Themenkomplexen. Und niemand wußte, warum es bestimmte Arbeitsergebnisse zur völlig ungelegenen Zeit signalisierte. Oder kam das hier gar nicht zu

ungelegener Zeit? Vielleicht versuchte das Gehirn, den Kummer dadurch zu lindern, daß es sich selbst von trüben Gedanken ablenkte.

Falls das stimmte, funktionierte der Trick nur einige Sekunden lang. Jim tauchte tief in schwarze, kalte Gewässer ein. Es sollte einige Zeit dauern, bis er wieder an die Oberfläche kam. Seine Mitpatienten taten für ihn alles, was sie konnten. Doktor Scaevola, der Doktor Porsena während seiner Abwesenheit wegen einer dreitägigen Konferenz vertrat, versuchte Jim aufzuheitern. Es gelang ihm nicht.

Am selben Abend wurde Jim unmittelbar nach der Gruppentherapie wieder ins Besucherzimmer gerufen. »Mr. und Mrs. Wyzak«, teilte ihm der Tagesdienst mit. »Sie bringen keine guten Nachrichten, Jim. Das sieht man ihnen an.«

Die Wyzaks standen auf, als er hereinkam. Mrs. Wyzak brach in Tränen aus, lief auf ihn zu und schloß ihn in ihre großen, starken Arme. Sein Gesicht wurde gegen ihre großen Brüste gedrückt. Er schnupperte ein billiges Parfüm.

»Sam ist tot«, wimmerte Mrs. Wyzak.

Jim hatte ein Gefühl, als würde ihm schwarz vor Augen. Er war wie betäubt. Ihre Stimme kam aus weiter Ferne, er schien in weicher Zuckerwatte zu ertrinken. Alles zerfloß, bis auf die atemberaubende wattige Masse. Er konnte wie durch viele Lagen Mull hindurchsehen. Weinen konnte er nicht. Seine Tränen hatten sich schon am Nachmittag erschöpft. Die Quelle war versiegt, zurückgeblieben war nur der Stein, aus dem das Wasser herausgesickert war. Der Stein war kalt, hart und trocken.

Er setzte sich, während Mrs. Wyzak von Sam erzählte. Mr. Wyzak saß mit gesenktem Kopf und eingesunkenem Körper da und sagte kein Wort. Ihre Geschichte war kurz. Sam war ausgekniffen. Er war per Anhalter unterwegs gewesen, verschiedene Fahrer hatten ihn mitgenommen. Der letzte hatte einen Sattelschlepper gefahren. Niemand wußte, wie es passiert war: Der Anhänger des Sattelschleppers war ausgeschert, über die Kuppe eines steil

abfallenden Abhangs geraten, das Fahrzeug hatte sich ein paarmal überschlagen und war erst am Fuße des Hügels liegengeblieben. Der Fahrer war schwer verletzt und lag noch im Koma. Sam war aus der Fahrerkabine herausgeschleudert, aber vom Anhänger zerquetscht worden. Die Beerdigung fand in drei Tagen statt.

»Ich wollte dich nicht einfach anrufen«, sagte Mrs. Wyzak und betupfte ihre Augen mit einem Taschentuch. »Ich wollte hier sein, wenn du es erfährst. Du und Sam... ihr wart die dicksten Freunde, seit ihr laufen konntet.«

Sie begann zu schluchzen. Jim tat alles, was er konnte, um sie zu trösten, aber er konnte ihren Kummer und Schmerz nicht teilen. Nichts drang zu ihm durch. Ihm kam es so vor, als sei Sam schon vor ewigen Zeiten gestorben.

Als Doktor Porsena nach seiner Rückkehr von der Konferenz die erste Einzelsitzung mit Jim abhielt, beschäftigte er sich mit Jims Unfähigkeit, irgend etwas zu empfinden. Gegen Ende der Stunde sagte er: »Es kann sein, daß du unter verdoppeltem und dadurch noch tieferem Kummer leidest. Du hast eine sehr lebhaftes Phantasie, die alle Sinne – das Sehen, Fühlen, Hören und Riechen – umfaßt. Deine Reisen in die *Welt der tausend Ebenen* sind immer realistisch und intensiv. Du lebst dort genauso intensiv wie auf dieser Welt.

Ich will damit sagen, daß...«

Er machte eine Pause und wartete darauf, daß Jim selbst die entsprechenden Erklärungen beisteuerte, falls er welche hatte. Die Selbstanalyse galt mehr als die Analyse, die ein anderer durchführte. Die Erleuchtung sollte von innen kommen.

Jim konnte förmlich sehen, wie die weißen Finger in der Schwärze seines Gehirns heruntasteten. Was, zum Teufel, erwartete der SCHAMANE von ihm? Glaubte er etwa, ein achtzehnjähriger Bekloppter sei Doktor Freud persönlich?

Was war Porsenas Schlüsselwort? Er gab seinen Patienten solche Wörter, auch wenn er sie in verschiedene Satzschichten einbettete.

Falls der Patient es schaffte, den Schlüssel auszugraben, und herausfand, wie man ihn benutzte, konnte er die Tür zu einer weiteren Erkenntnis aufstoßen.

Kummer war ein zäher Saft und schwächte angeblich das Erinnerungsvermögen. Aber seine Existenz als Orc hatte sein Erinnerungsvermögen beträchtlich erweitert. Es war so, als habe etwas von dem fast fotografischen Gedächtnis des jungen Lords auf Jim abgefärbt. Fast wörtlich konnte er alles, was Porsena während der Sitzung gesagt hatte, im Kopf wiederholen. Er konnte seine Sätze wie eine Datei auf dem Computerbildschirm aufrufen. Jetzt mußte er mit der Maus nur noch das Schlüsselwort oder den Schlüsselsatz anklicken und markieren.

»Ah«, sagte Jim. »Verdoppelt!«

Der SCHAMANE lächelte.

»Verdoppelter und dadurch noch tieferer Kummer«, sagte Jim. »Sie gehen davon aus, daß mir zusätzlicher Kummer zu schaffen macht. Unter dem einen Kummer leide ich als Jim Grimson, unter dem anderen Kummer leide ich als Orc. Orc wurde, genau wie ich, von seinem Vater – milde ausgedrückt – verstoßen. Orc geht's genauso mies wie mir. Ich weiß nicht, ob er auch, genau wie ich, gerade seinen besten Freund verloren hat. Ich bezweifle, daß Ijims Tod Orc besonders mitnimmt.«

Jim bewegte die Lippen hin und her. Es sah so aus, als wolle er mit der Mundbewegung sein Gehirn aktivieren.

»Ijim ist tot, soweit du weißt«, sagte der Psychiater. »Ist das der einzige Verlust?«

»Äh, also... ich muß nachdenken. Außerdem, außerdem... wie steht's mit Orc selbst?«

Porsena gab keine Antwort. Er überließ sie seinem Patienten.

»Ich meine, ich weiß ja nicht, ob auch Orc gestorben ist«, sagte Jim.
»Falls er tot ist, dann bin ich wirklich aufgeschmissen! Total aufgeschmissen! Das ist mehr, als ich verkraften kann!«

»Und wie steht's mit den anderen?« fragte der Doktor.

»Ob sie mir Kummer machen? Kummer? Na ja, als Orc – und er ist wirklich ich, und ich bin wirklich Orc – hab ich das alles ja schon erklärt. Da ist meine Mutter... ich meine Enitharmon. Hab sie verloren. Und ich liebe auch Tante Vala. Hab auch sie verloren. Ich nehme an, ihr endgültiger Verlust würde mich sehr treffen. Ich weiß, daß Orc bei dem Gedanken, sie vielleicht nie wiederzusehen, bestimmt einiges durchgemacht hat. Aber sein Kummer hat sich in Haß auf seinen Vater verwandelt. Er...«

Nach langem Schweigen hakte Doktor Porsena nach: »Er...?«

»Er hat etwas dagegen getan. Er ist nicht einfach herumgesessen und hat darüber gejammert.«

»War das Verhalten richtig oder falsch?«

»Das ist eine...«

Jim hatte sagen wollen, das sei eine dumme Frage. Aber so konnte er mit dem SCHAMANEN nicht reden. Schließlich hatte der SCHAMANE für alles, das er äußerte, seine Gründe, mochte es noch so beiläufig oder dumm klingen.

»Richtig, natürlich. Außer...«

»Außer?«

»Es war insofern richtig, als er etwas unternahm, um das Problem zu lösen. Nur hat sich Orc für die gewalttätigste Lösung entschieden. Ich meine, er wollte seinen Vater umbringen und überhaupt jeden, der ihm im Weg stand! Vielleicht hätte er nach einer besseren Lösung suchen sollen. Ich weiß es nicht. Vielleicht war es ja die einzige Lösung.«

Jim wurde rot, was Porsenas Augen nicht entging. »Dir ist irgend etwas peinlich«, sagte der Doktor.

Jim kämpfte mit sich. »Also gut«, sagte er dann. »Schließlich hab ich ja nicht so inzestuöse Gedanken wie Orc. Ganz bestimmt hatte ich sie nie hinsichtlich meiner Mutter. Orc will seine Mutter heiraten, nachdem er seinen Vater umgebracht hat – das heißt, wenn er alle Qualen ausgestanden hat. Außerdem ist er scharf auf seine Tante. Orc ist wirklich geiler drauf als ein ganzer Haufen rammelnder Karnickel. Ich hab Ihnen ja erzählt, daß er mit zwanzig seiner Schwestern, seiner Halbschwestern, gevögelt hat, mit den Kindern seines Vaters. Alle waren schön, auch wenn... o mein Gott, was sage ich da?«

»Auch wenn sie Eingeborene waren? Keine Lords? Das, was die Lords *leblabbiy* nennen?«

»Ja. Es tut mir leid. Es ist so, als ob die *leblabbiy* Nig..., ich meine, Schwarze wären. Wissen Sie, ich wollte das Wort eigentlich gar nicht benutzen. In Wirklichkeit halte ich die Schwarzen ja gar nicht für Untermenschen. Aber ich bin damit aufgewachsen, daß ich's überall gehört hab.«

»Ich weiß«, sagte der Doktor. »Was hältst du davon, daß die Lords den Inzest akzeptieren?«

»Na ja, sehen Sie, Doc... ich meine, Doktor: Ich hab viel über die alten Ägypter nachgelesen, nachdem ich *Caesar und Kleopatra* im Fernsehen gesehen hatte. Sie wissen schon, die Filmversion nach dem Theaterstück von G. B. Shaw. Mit Claude Reims und Vivien Leigh. Ich weiß, daß im alten Ägypten Brüder und Schwestern der herrschenden Kaste einander heirateten und miteinander Kinder hatten. Genau wie die Herrscher der Inkas. Jedenfalls hat Farmer, soweit ich weiß, in der *Welt der tausend Ebenen* auch von Heiraten zwischen Brüdern und Schwestern geschrieben. Und da ich das und auch die Bücher über Ägypten gelesen und den Film gesehen hatte, war ich nicht sonderlich schockiert. Außerdem akzeptiere ich sowieso leicht, was Orc akzeptiert, wenn ich Orc bin. Das Tabu ist kulturell bedingt. Die Lords haben keine Erbkrankheiten, also besteht auch

nicht die Gefahr, daß sie Erbkrankheiten auf ihre Kinder übertragen. Warum also sollte ein Sohn nicht seine Mutter bumsen dürfen?«

Nach Ende der Sitzung hatte sich Jims Erstarrung und Depression nur wenig gelegt. Na ja, das war ja auch egal. Alles war ganz und gar egal.

22. KAPITEL

Jim war mitten ins Zentrum seines eigenen Taschenuniversums namens Depression abgetaucht. Dieses Universum bestand ausschließlich aus Melancholie und Selbstverachtung – zwei Elementen, aus denen keine Sonne zur Aufheiterung seiner Welt entstehen konnte. Er tat, was von ihm verlangt wurde – mit einer Ausnahme: Er unterließ jeden Versuch, mit Hilfe des Tragils in eine andere Welt einzutauchen –, aber er tat es langsam und lustlos. Selbst in dieser Zeit reihte er im Rahmen nächtlicher Arithmetik Zahlen aneinander: Er zählte all seine Fehler und Fehlschläge auf und kam dabei bis zur Zahl siebenunddreißig. Er konnte sich an jeden einzelnen Fehler, an jedes Versagen erinnern. Wie sollte es auch anders sein? Seit seinem zwölften Lebensjahr hatte er viel Zeit damit verbracht, darüber nachzudenken. Es mochte noch mehr Fehler geben, aber diese reichten schon, um das größte Selbstmitleid zu nähren.

Doktor Porsena brachte ihm kein Mitgefühl entgegen.

»Du kannst nicht so weitermachen, daß du deine Ketten mit dir herumschleppst und jammerst: Ach, ich Armer! – so wie ein herumspukendes Schloßgespenst. Du warst dabei, ausgezeichnete Fortschritte zu machen, wirklich unglaubliche Fortschritte. Jetzt geht die Entwicklung rückwärts. Nicht nur, daß du wieder am äußersten Tiefpunkt deiner Selbstachtung angekommen bist, du bist sogar noch tiefer gesunken als je zuvor in deinem Leben. Du hast deinen persönlichen Nadir, den Nullpunkt erreicht, wie es aussieht.«

Jim riß sich soweit zusammen, daß er sagte: »Nadir ist der Gegenpunkt des Zenits, stimmt's? Der Fußpunkt. Na ja, ich war noch nie ein Kandidat fürs Fern-Sehen.«

Der Psychiater stutzte einen Augenblick. Dann lächelte er und sagte: »Wenn du spritzig genug für ein Wortspiel bist, so miserabel es auch sein mag, dann kann man ja noch hoffen.«

Jim war anderer Meinung. Die Bemerkung war der letzte Tropfen eines versiegenden Rinnsals gewesen.

»Und was ist, falls Orc tot ist?« fragte er. Die Frage überraschte ihn selbst. Sie war ihm aus dem Mund geschossen, als sei etwas in ihm explodiert.

Auf Porsenas Lippen zeichnete sich der Schatten eines Lächelns ab. Er war nicht nur der SCHAMANE, dachte Jim bei sich. Er war die SPHINX. Sein Gesichtsausdruck entsprach genau dem Lächeln auf dem steinernen Gesicht der großen Sphinx von Gise. Jim konnte hinter ihm die Pyramiden und die Palmen sehen. Hinter dem Gesicht des Doktors lag genau wie hinter dem von Alter gezeichneten Steingesicht die Weisheit von Jahrtausenden.

»Was passiert, falls Orc wirklich tot ist?« wiederholte Porsena. »Dann wählst du eine andere Romanfigur aus, zu der du werden kannst.«

Wenigstens hatte Porsena ihm gegenüber nicht darauf bestanden, daß Orc nur ein fiktiver Charakter war. Davon mußte der Doktor ja ausgehen, aber er würde sich an Jims Regeln halten. Sie nie und nimmer umstoßen. Darin bestand die Goldene Regel, und Porsena war der Goldene Regulator.

»Ich will niemand anderes sein«, sagte Jim.

»Dann finde heraus, ob Orc tot ist oder noch lebt.«

»Das werde ich tun«, sagte Jim. »Ihnen zuliebe.«

»Nein. Du wirst es für dich selbst tun. Du wirst es tun, weil nur du es tun kannst und tun mußt.«

Er beugte sich über den Schreibtisch nach vorn und musterte Jim mit seinen hellen blauen Augen. »Hör gut zu, Jim. Mir ist bewußt, daß ich für dich eine Autoritätsperson bin, vielleicht auch ein Vater/Mutter-Ersatz. Das ist in gewisser Hinsicht auch ganz gut, denn du hast auf mich anders reagiert als auf andere Autoritätspersonen. Du hast dein Bestes getan, mich

zufriedenzustellen, auch wenn das nicht unbedingt erstrebenswert ist. Aber ich bin nur dazu da, dich in deiner Therapie bis zu ihrem Abschluß anzuleiten. Vielleicht klingt das zu kaltherzig.

Ich mag dich gern, und ich halte es für möglich, daß wir nach Abschluß deiner Therapie mit der Zeit Freunde werden. Ich habe Autorität und bin keiner deiner Altersgenossen. Im Augenblick bin ich dein Vorgesetzter, auch wenn ich das nicht ausspiele – es sei denn, dir selbst zuliebe.

Aber wir müssen möglicherweise ein bißchen daran arbeiten, deine Haltung mir gegenüber zu modifizieren. Ich bin nicht Gott. Ich bin auch nicht dein Vater oder deine Mutter. Ich erwarte von dir, daß du dir meine Ratschläge anhörst und dann dein eigenes Urteilsvermögen dazu einsetzt, den Wert dieser Ratschläge abzuwägen. Trotzdem wird es Zeiten geben, in denen ich mich über dein Urteil hinwegsetze. Ich bin älter und klüger und ein gründlich ausgebildeter Profi. Aber auch ich bin ein Mensch. Ich kann mich irren und Fehler machen. Andererseits sind Fehler bei mir längst nicht so wahrscheinlich wie bei dir. Behalte das alles im Kopf. Wir werden an deiner Einstellung, wie gesagt, ein bißchen arbeiten. Aber im Grunde geht's um deine Therapie überhaupt. Deshalb bestehe ich darauf, daß du wieder in Orc schlüpfst oder aber dir eine andere Identifikationsfigur suchst. Falls du es nicht tust, mußt du deine Therapie hier abbrechen. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

Jim nickte.

»Was würde Orc tun, wenn er jetzt in deinen Schuhen steckte?«

»Was? Oh, ich versteh schon, auf was Sie hinauswollen! Es tut mir leid, ich hab gerade an etwas anderes gedacht. Wenn Orc in meiner Haut steckte, wäre er sofort durch das Tragil zurückgesprungen. Aber ich bin nicht Orc, jedenfalls jetzt noch nicht. Orc hätte nie eine Depression gehabt. Jedenfalls nicht für längere Zeit. Ich kenne ihn und...«

»Tu, was er tun würde, selbst wenn es dir so vorkommt, als ginge es gegen deine Natur. Egal, wie schwierig es ist. Diese Arbeit ist kein Spaziergang, wie du weißt.«

»Ich werd's versuchen. Mit allen Kräften«, sagte Jim.

Er glaubte nicht, daß er es schaffen würde, nicht in dieser Geistesverfassung. Aber es gab Wege und Mittel, solche Zustände zu verändern. Porsena würde sie nicht gutheißen. Tatsächlich war es bei Strafe des sofortigen Rausschmisses verboten, irgendwelche nicht verschriebenen Medikamente einzunehmen. Aber verzweifelte Situationen verlangten nach verzweifelten Mitteln. Vor der Gruppentherapie am Nachmittag zog Jim Gillman Sherwood auf dem Hauptkorridor zur Seite.

»Ich hab gehört, du dealst, Gill.«

»Wie kommst du denn darauf? Würd ich doch nie tun. Teufel noch mal, ' ich bin ja vor allem hier, um von dem Zeug loszukommen.«

»Ich will's mal so ausdrücken«, sagte Jim. »Soweit ich weiß, kommst du an gewisse Medikamente ran, an Medikamente gegen die Krankheit, unter der ich leide. Ein solches Medikament hätte ich gern, am liebsten eines von der schnell wirkenden *aufmunternden* Art.«

»Kann sein«, sagte Sherwood. »Aber hier wird viel getratscht, und das meiste stimmt gar nicht.«

»Zur Aufmunterung hab ich gesagt«, wiederholte Jim.

»Ist vielleicht genau das, was der Doktor empfiehlt. Allerdings bekommt man in dieser schnöden Welt nichts umsonst.«

»Ich weiß, was es kostet«, sagte Jim. »Ich hab das nötige Kleingeld.«

An diesem Morgen hatte er mit der Post eine Nachricht von seiner Mutter zusammen mit einem Zehndollarschein erhalten. Zuerst war er drauf und dran gewesen, beides zurückzuschicken. Aber er brauchte dringend Geld, also hatte er den Schein in die Tasche gesteckt. Den Brief hatte er zerrissen. Und jetzt gab er die Hälfte des

Geldes für Amphetamine aus, wo er doch jeden Cent für das absolut Lebensnotwendige brauchte.

Er verachtete sich selbst. Gleichzeitig freute er sich auf den Schuß durch Kopf und Körper.

Gillman Sherwood legte Jim seine Hand auf die Schulter. »Man kann Schulden auch anders als mit Geld abtragen.«

»Laß das!« fuhr Jim ihn an. »Ich hab dir schon letztes Mal gesagt: Kommt überhaupt nicht in Frage!«

Gillmans Lächeln war distanziert und arrogant, überaus herablassend. Jim haßte es, er haßte es überhaupt, daß er sich mit diesem widerlichen Typ einlassen mußte, um an Drogen zu kommen.

»Schlag's nicht ab, ehe du's probiert hast.«

»Mein Gott!« sagte Jim. »Du hast hier doch wirklich schon jeden Jungen und jedes Mädchen angemacht! Stehst du so auf Demütigungen? Ist das eines deiner Probleme?«

»He, hier gibt's mehr als einen, der weiß, daß man ein solches Angebot nicht ausschlägt! Ich brauch dich nicht, Grimson, ich brauch dich genauso wenig wie eine Warze am Arsch! Ich steck dir das, was du brauchst, heimlich zu, wenn wir das nächste Mal allein sind. Bring das Kleingeld mit. Kein Geld, keine Ware.«

Was würde der Rote Orc tun? Wahrscheinlich würde er Sherwood umbringen und ihm den ganzen Vorrat abnehmen. Jim brachte das nicht fertig.

Obwohl Sherwoods Eltern wohlhabend waren, schickten sie ihm nur wenig Geld. Also mußte er Groschengeschäfte tätigen, wenn er sich einen Zusatzverdienst verschaffen wollte. Sein Vater war ein Großindustrieller in der Stahlindustrie gewesen. Die Fabriken in der Gegend von Youngstown waren inzwischen zwar geschlossen, aber er hatte sein Geld auch noch in anderen Geschäftszweigen angelegt, angeblich gehörte ihm halb Belmont City. Sein einziger Sprößling war offensichtlich dazu auserkoren, einer jener großen, athletischen,

blonden, gut aussehenden Papasöhnchen zu werden, die – unangefochten von den Sorgen und der Not der großen, dreckigen, vor sich hinvegetierenden Masse genannt Pöbel – durchs Leben spazierten.

Aber es war anders gekommen. Selbst die sehr Reichen hatten Probleme, die sie mit den Ärmsten der Armen teilten. Gillman war bisexuell, neigte allerdings mehr zu Männern. Hätte sein schwulenfeindlicher Vater das gewußt, wäre sein Ehrgeiz, aus Gillman einen Geschäftsmann zu machen, wohl nicht ganz so ausgeprägt gewesen. Gillman wollte leidenschaftlich gern Maler werden, was Sherwood Senior unmöglich fand. Er bestand darauf, daß Gillman nach Harvard ging, um dort ein Jurastudium zu absolvieren. Später sollte er dann ins Geschäft seines Vaters eintreten. Falls er zum Ausgleich in seiner Freizeit malen wollte, dann war das ja ganz wunderbar. Er sollte damit bloß nicht vor Leuten herumprahlen, von denen anzunehmen war, daß sie alle Künstler für schwul hielten. Anders sah es aus, falls er sich als Kunstmäzen betätigen wolle. Es sprach nichts dagegen.

Wie so viele aus der Therapiegruppe war Gillman durchgedreht. Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten und mit dem Blut ein Selbstporträt gemalt. Dann kam auch noch heraus, daß er drogensüchtig war. Also war er in der Psychiatrischen Abteilung des Medizinischen Zentrums Wellington gelandet.

Jim hätte Mitgefühl mit Gillman empfinden können, wenn Gillman sich nicht so wie der Graf von und zu Kotzbrocken aufgeführt hätte. Jim fand es völlig lächerlich, daß Gillman sich Kickaha als Identifikationsfigur ausgesucht hatte. Kickaha hätte dem Hurensohn ins Gesicht gespuckt.

Wenige Minuten später unterhielt sich Jim mit Sandy Melton, die inzwischen auch an der Therapie teilnahm. Bisher hatte sie es nie geschafft, länger mit ihm zu reden. Sie war als psychotisch eingestuft und bekam jetzt Lithiumkarbonat. Sie schwärmte für ihren Vater, der

weißer Abstammung war, allerdings sah sie ihn ihrer Meinung nach viel zu selten. Er arbeitete als Handelsreisender für ein großes pharmazeutisches Unternehmen, dessen Hauptverwaltung in Belmont City angesiedelt war. Sandy konnte ihre Mutter, die Koreanerin war, nicht ausstehen. Seit frühester Kindheit, schon in der Grundschule, hatte Sandy darunter gelitten, daß so viele ihrer Klassenkameraden sie ›Schlitzauge‹, ›Japse‹, ›Gelbhaut‹ oder ›mongoloides Dummchen‹ genannt hatten. Auf der Oberschule hatten ihre Freundinnen und Freunde das unterlassen, aber weitläufige Bekannte waren nicht so rücksichtsvoll gewesen. Und das, obwohl ihr schwarzglänzendes Haar, die schräg geschnittenen Augen und hohen Backenknochen wunderbar harmonierten. Sie war schön. Trotz ihrer geringen Körpergröße von einem Meter achtundfünfzig hatte sie ziemlich lange Beine, außerdem eine zierliche, aber voll entwickelte weibliche Figur. Aber Sandy fand sich häßlich. Für die Hot Water Eskimos hatte sie ihre Schüchternheit überwunden und als äußerst energische, manchmal auch übereifrige und hektische Managerin und Agentin die Band auf Touren gebracht. Anders war es, wenn sie ihre plötzlichen Anfälle von Depression hatte: Dann zog sie sich ganz in sich selbst zurück, wurde lethargisch und vernachlässigte ihre Pflichten.

Seit frühester Kindheit hatte Sandy ihre Mutter nicht leiden können. Vor allem lag das wohl daran, daß ihre Mutter sich aus Sandy nichts zu machen schien. Kuo Melton war mürrisch, wortkarg und eine schlechte Hausfrau. Die meiste Zeit verbrachte sie damit, sich im Fernsehen Seifenopern und Spiel-Shows anzusehen. Sie lebte schon seit mehr als zwanzig Jahren in den USA, sprach aber immer noch kaum Englisch. Wenn Sandy gelegentlich versöhnlich gestimmt war, dann erklärte sie ihren Freunden, ihre Mutter habe eine schreckliche Kindheit und Jugend gehabt. Jahrelang war Kuo sexuell mißbraucht worden, sie war halb verhungert und hatte kein Dach über dem Kopf gehabt, bis Abe Melton sie geheiratet hatte. Damals war sie eine Schönheit gewesen und hatte nach einer Möglichkeit gesucht, ihrem

Land zu entkommen. Sandys Vater hatte Sandy erzählt, Kuo habe ihn während der ersten Ehejahre wirklich gern gehabt, wie auch er Kuo ins Herz geschlossen hatte. Das war inzwischen ganz bestimmt nicht mehr so.

Sandys Methode, in die *Welt der tausend Ebenen* einzutauchen, war einzigartig. Sie zog sich dazu ganz aus und sang immer wieder die ersten vier Zeilen des buddhistischen Lotus-Sutra. Dann preßte sie ihre Handflächen gegen den körperhohen Wandspiegel in ihrem Zimmer und sang dabei Jims Lied ATA MATUMA M'MATA. Mit zwei Gesängen funktionierte es besser als mit einem. Nach etwa sieben Minuten (sieben war eine magische und mystische Zahl) – in dieser Zeit hatte sie sich auf den Eintrittspunkt konzentriert, der fünf Zentimeter unterhalb des oberen Spiegelrandes lag (denn auch fünf war eine mystische Zahl) – wurde das Spiegelglas weich wie Gummi.

Sobald sie merkte, daß der Spiegel zu Gelee wurde, murmelte sie schnell die Worte des Liedes ›Über dem Regenbogen‹. Was für Dorothy im *Land of Oz* gut war, konnte auch ihr nicht schaden. Und drei Gesänge waren besser als einer.

Ihr Ektoplasma, wie sie es nannte, trat dann jedesmal die Reise durch ihre Handflächen an. Durch eine Substanz, die immer dünner wurde, fiel sie vorwärts in das von ihr gewählte Universum. Wenn sie ganz hindurchgelangt war, befand sie sich (als Ektoplasma) in einem männlichen Körper. Sie hatte schon seit langem ein Mann sein wollen, weil ihr Vater ein Mann war, allerdings belastete sie gleichzeitig der Gedanke, dieser Wunsch könne moralisch bedenklich sein.

Das Universum jenseits des Spiegels ähnelte keinem in der *Welt der tausend Ebenen*. Es war flach, und sie konnte über seinen Rand fallen, falls sie ihm zu nahe kam. Sämtliche menschlichen Bewohner dieses Universums waren Männer weißer Hautfarbe. Eine Ausnahme war nur die riesige Frau, die in einem großen Schloß bewacht wurde. Sie ähnelte einer Termitenkönigin in ihrem Nest und wurde mit Honig

zwangsernährt. Dieser Honig machte sie so groß und dick, daß sie mehr Raum einnahm als die Küche in einem Herrschaftshaus. Die Königin war Mutter der ganzen menschlichen Bevölkerung und gebar alle drei Monate fünf männliche Säuglinge.

Einmal im Jahr wurde ein Turnier veranstaltet – Sandy las gerne Abenteuerromane, die im Mittelalter spielten –, und die Königin nahm sich den Sieger zum Geliebten und zeugte mit ihm die Nachkömmlinge des kommenden Jahres. Wenn der Geliebte aus ihrem Dienst entlassen war, mußte er den anderen ehemaligen Turniersiegern dabei helfen, sich um die Babies zu kümmern, im Schloß Staub zu wischen, das Geschirr zu spülen und weitere Haushaltsarbeiten zu erledigen. Es war eine große Ehre, diese Dienste leisten zu dürfen.

Als Sir Sandagrain durchstreifte Sandy die Welt. Sie suchte den Mann, der das Geheimnis des ewigen Glücks kannte. Auf ihrer Wanderschaft mußte sie sich mit unzähligen Rittern im Kampf messen, bösen wie guten, und jede Menge Burgen übler Kriegsherren und Raubritter bezwingen. Wie alle Männer in dieser Welt trugen die Ritter Masken. Bis jetzt hatte Sir Sandagrain den Mann mit der Goldenen Maske, der das Geheimnis des ewigen Glücks hütete, noch nicht gefunden.

So blutig und gefährlich diese Abenteuer als Ritter, der das ewige Glück suchte, auch sein mochten, sie halfen Sandy dabei, sich vor den manchmal überwältigenden Belastungen der Erde zu schützen. Wenn sie den Eindruck hatte, sie habe sich ausreichend von ihrem irdischen Leben erholt, preßte sie ihre Handflächen wieder gegen den Spiegel und wiederholte die drei Gesänge in umgekehrter Reihenfolge. Die geleeartige weiche Masse kristallisierte dann wieder zu einem Spiegel. Sobald die Oberfläche wieder ganz hart war, konnte Sandys Ektoplasma in ihren weiblichen Körper zurückkehren.

Momentan machte Sandy in ihrer Persönlichkeitsentwicklung und in der Bestimmung ihrer sexuellen Identität erhebliche Fortschritte.

Mit der Zeit gelang es ihr immer besser, ihre extremen Stimmungsschwankungen und Rückzugstendenzen zu überwinden. Wie Jim und die meisten Patienten ihrer Gruppe hatte sie ihre persönlichen, unkontrollierten Wahnvorstellungen nach und nach durch die kontrollierten Phantasievorstellungen der *Welt der tausend Ebenen* ersetzen können.

»Jim, ich hab zweimal mit meinem Dad gesprochen«, erzählte sie aufgedreht. »Er hat schon immer davon geredet, sich von Kuo scheiden zu lassen, aber bis jetzt war es leeres Gerede. Er hat was gegen Scheidungen. Aber jetzt läßt er sich vielleicht darauf ein, ich weiß es nicht. Er weiß, wie gräßlich mir der Gedanke ist, daß ich aus dem Krankenhaus komme und zurück in das Haus muß. Furchtbarer Gedanke! Aber nur, weil Kuo dort ist!«

Sandy nannte Kuo nie ihre Mutter.

»Denkst du nicht daran, dich mit Kuo irgendwie zu arrangieren?« fragte Jim.

»Nein. Das könnte ich nur, wenn auch Kuo eine Therapie machen und sich ändern würde. Es gehören zwei dazu, weißt du. Aber das würde sie nie mitmachen.«

Im Speisesaal war es laut. Die wenigen ruhigen Ecken hatten ein paar in sich gekehrte Jugendliche in Beschlag genommen. Jim und Sandy ließen sich an einem Tisch gegenüber von einem hübschen, sanften und zarten Mädchen nieder. Elizabeth Lavenza. Seit ihrem zehnten Lebensjahr hatte ihr Stiefvater sie sexuell mißbraucht. Vor einigen Monaten hatte das Monster, wie Elizabeth ihn stets nannte, sie umzubringen versucht, als er sie dabei erwischte, wie sie die Polizei anrief. Sie hatte sich wehren können, indem sie ihm den Telefonhörer in den Mund stieß und dann einen Schürhaken über den Schädel schlug. Nie zuvor hatte sie Gewalt angewendet, sie litt deswegen immer noch unter Schuldgefühlen (was Jim überhaupt nicht nachvollziehen konnte). Danach war sie aus dem Haus und auf die Straße gerannt. Trotz seiner Verletzungen war ihr Stiefvater ihr so

schnell hinterhergewankt, daß er sie noch erwischte. Als der Streifenwagen eintraf, versuchte er gerade, Elizabeth zu erwürgen.

Als Schleuse in die Welten der Lords benutzte Elizabeth ihr spezielles ›Kraftpaket‹, wie sie es nannte. Es bestand aus den fünf Romanen der *Welt der tausend Ebenen*, die sie zu einem Bündel zusammengeschnürt hatte. Diese Batterie lieferte ihr die Energie, das Tor zu öffnen. Auch andere Patienten machten es auf diese Weise.

In Jims Nähe stand ein weiterer Tisch, an dem Mitglieder einer Gruppe saßen, für die Jim sich besonders interessierte. Sie flüsterten und hatten die Köpfe so dicht wie möglich zusammengesteckt. Ihr Universum hatten sie mit Hilfe Doktor Porsenas selbst erschaffen. Dem Namen nach gehörte es zwar zur *Welt der tausend Ebenen*, aber es war ein Universum, das sich Philip Jose Farmer wohl kaum ausgedacht hätte. Es wurde von einem Lord namens Kephalor beherrscht. Kephalor war ein Gehirn in der Größe eines Taschenuniversums, das Taschenuniversum bestand aus nichts anderem als seinem Gehirn. Die Bewohner dieser Welt waren elektrische Einheiten, die dem Hirn die neurogenen Impulse gaben. Die Gruppe nannte sich sogar ›Neurogene Impulse‹ (Jim fand den Namen auch für eine Rockband toll).

Die Mitglieder hatten festgelegt, daß jedesmal, wenn Kephalors Gedächtnis versagte, ein Impuls – und folglich auch derjenige oder diejenige, der/die den Impuls verkörperte – sterben mußte. Allerdings konnten die ›Verstorbenen‹ als neue Gedanken in das Universum zurückkehren, sie verloren lediglich ihre alte Identität.

Jim hatte gehört, die Harmonie in der Gruppe sei nicht ganz ungetrübt. Eine Teilnehmerin hatte offenbar erklärt, sie (und nur sie allein) verkörpere Kephalors Unterbewußtsein. Und da das Unterbewußtsein das Bewußtsein beherrsche, hätten die anderen neurogenen Impulse ihren Befehlen Folge zu leisten. Diese Forderung kam nicht besonders überraschend. Zu den typischen

Verhaltensweisen des Mädchens gehörte eine unstillbare Lust, anderen den eigenen Willen aufzuzwingen.

Schließlich war sie deswegen auch in der Klinik gelandet.

Nach dem Mittagessen zogen sich Gillman Sherwood und Jim in eine stille Ecke zurück. Niemand sonst war in Sichtweite. Gillman streckte die Hand aus. Auf seiner offenen Handfläche lagen fünf Schwarze Schöne, Aufputscher.

»Normalerweise kosten sie zwei Dollar das Stück. Aber meine neuen Kunden bekommen beim ersten Mal Rabatt. Kosten nur einen Dollar pro Kapsel.«

Jim tauschte den Zehndollarschein gegen die Kapseln. Gillman machte seinen Geldbeutel auf, aus dem Papiergeld quoll, und holte das Wechselgeld für Jim heraus.

»Herzlich willkommen, du bist zurück in der Wirklichkeit«, sagte Sherwood.

»Das ist nur für den Übergang«, murmelte Jim. »Nur, um über was Bestimmtes hinwegzukommen. Wenn das vorbei ist...«

»Klar«, erwiderte Sherwood lächelnd. »Aber falls der Übergang zum Dauerzustand wird, dann bist du bei mir richtig.«

Jim, der einen Haß auf sich selbst wie auf Sherwood hatte, machte auf dem Absatz kehrt und ging weg. An diesem Abend saß er lange Zeit nur so da und betrachtete die Schwarzen Schönen, die ihm jetzt gar nicht mehr so schön vorkamen. Was würde Orc tun? Jim wußte es wirklich nicht. Hin und wieder hatte sich Orc kurz an die Verzückung erinnert, die bestimmte Drogen ihm verschafft hatten. Allerdings hatte Orc Jim den Eindruck vermittelt, daß mit diesen Drogen keine üblen Nebenwirkungen verbunden waren und sie auch nicht süchtig machten.

Jedenfalls benötigte Orc keine Drogen, um sich selbst Mut zu machen.

Und dann war da Doktor Porsena. Bestimmt würde er sehr enttäuscht sein, wenn sein Patient rückfällig wurde und ausrastete. Eigentlich bin ich ja nie wirklich süchtig gewesen, versuchte Jim sich selbst zu beruhigen. Er war nicht ›von Drogen besessen‹, wie sein Vater Leute nannte, die Drogen einwarfen. Er nahm das Zeug nur dann und wann. Allerdings mußte er sich ehrlicherweise eingestehen, daß er in diesem Jahr öfter Aufputscher und Beruhigungsmittel eingeworfen und mehr gekifft hatte als im Vorjahr. Trotzdem war er noch weit davon entfernt, auf den Zug namens Abhängigkeit aufzuspringen.

Ach ja, wirklich?

Nach einer halben Stunde seufzte er und stand von seinem Stuhl auf. Er spülte die Kapseln mit leichtem Bedauern ins Klo. Zehn Minuten später schoß er durch den Kreis im Zentrum des Tragils.

23. KAPITEL

Orc wand sich in Höllenqualen auf einem harten, glänzenden Boden. Da niemand sonst da war, brauchte er nicht den Stoiker zu spielen. Er schrie.

Jim litt nicht weniger als Orc, was ihm angesichts der Tatsache, daß er keinen Körper besaß, nicht angemessen erschien. Er nahm sich vor, sofort zur Erde zurückzukehren, bis Orcs Qualen ausgestanden waren. Aber leider gelang es ihm nicht, sich auf die dafür nötigen Techniken zu konzentrieren. Bis er soweit war, würde er sich auch an die Schmerzen gewöhnt haben und sie ertragen können.

Obwohl Orc durch den brennenden Schmerz an Hacken und Gesäßbacken wie geblendet war, konnte er erkennen, daß er sich in einem weitläufigen Tunnel befand. Die Wände wurden von zahllosen sechseckigen, insektenähnlichen Lebewesen erhellt, die an den Mauern baumelten. Zusätzliches Licht drang aus runden Vorwölbungen an der Decke, den Wänden und dem Fußboden, über denen dicke grüne Stränge wucherten. Sie sahen aus wie Flechten.

Mitten durch den Tunnel zog sich eine tiefe Rinne, in der klares Wasser floß. Orc stellte sich auf die Zehenspitzen und stelzte steifbeinig zu dem Rinnsal hinüber, ließ sich darin nieder und tauchte bis zum Hals unter. Das Wasser war so kalt, daß es ihm einen Schock versetzte. Aber es tat ihm gut. Es kühlte sein Blut und linderte die Schmerzen ein wenig.

Während er so dasaß, konnte er die blutigen Fußspuren erkennen, die er auf dem Kristallboden hinterlassen hatte. Als er durch das Tor gesprungen war, hatte der Strahl seine Hacken und Gesäßbacken versengt. Das würde mit der Zeit heilen, die Frage war nur, ob ihm überhaupt Zeit blieb.

Im Moment hing alles davon ab, wieviel Blut er verlor. Vorausgesetzt, er überlebte: Dann kam es darauf an, ob er so weit

laufen konnte, daß er etwas zu essen und das Tor fand. Es sei denn, das Tor war ganz in der Nähe, was er bezweifelte.

Los hatte behauptet, das Tor auf Anthema sei die Schleuse zurück in Orcs Geburtswelt. Er hatte gelogen. Dort existierte kein Ort wie dieser.

Orc zog sich auf den Fußboden des Tunnels, der ein paar Zentimeter höher lag als das Rinnsal. Die höllischen Qualen würden erneut einsetzen, wenn ihm wieder warm war, aber die Kälte des Wassers konnte er nicht länger aushalten. Er hätte gern Lappen oder sonst etwas gehabt, um seine Wunden zu verbinden.

Sein Blick fiel auf die vordere Hälfte von Ijims Körper, die mit dem Gesicht nach unten lag. Beim Sprung durchs Tor war Orc darauf gelandet und in den Innereien und dem Blut ausgerutscht.

Orc hatte nur ein Lendentuch aus Tierhaut und einen Gürtel am Leib. Am Gürtel hing eine Scheide, in der ein Steinmesser steckte. Die übrigen Waffen und den Sack mit den Speisevorräten hatte er zurücklassen müssen. Er ging auf Zehenspitzen. Bei jedem Schritt zuckte er zusammen. Er nahm dem halbierten Leichnam das durchtrennte Lendentuch, den Gürtel und ein Messer ab. Auch das Messer war halbiert worden. Der Strahl hatte es der Länge nach gespalten. Aber vielleicht konnte er es später noch brauchen.

Sein eigenes Messer stemmte er unter die grünen Stränge an der Wand und brach ein paar Stücke heraus. Darunter befanden sich kleine Röhren im Kristall. Er nahm an, daß es Leitungen zur Versorgung der Pflanzen waren. Als er eine gelbe Flüssigkeit aus den Rohrenden tröpfeln sah, war er fast sicher, daß er recht hatte.

Aus den Pflanzen, die sich wie dickes nasses Moos anfühlten, preßte er Saft. Er beschloß, das Gewächs *omuthid* zu nennen, das war das thoansche Wort für Moos. Mehrere Stücke legte er auf seine Wunden. Er zuckte zusammen, aber sie blieben auf seiner Haut wie festgeleimt haften. Das Bluten hörte auf. Dann biß er von einem anderen Stück *omuthid* ab, das er von der Mauer gerissen hatte. Es

war sehr saftig, ließ sich leicht kauen und schmeckte wie eine Mischung aus Karamel und rohen Broccoli. Es mochte giftig sein, aber das war ihm egal. Jedenfalls im Augenblick. Falls ihm dieses Stückchen bekam, wollte er später noch mehr davon essen.

Was von Ijims Körper noch übrig war, hätte – zumindest für eine gewisse Zeit – als Proteinvorrat dienen können. Hätte Orc den Lord nicht so gut gekannt, hätte er womöglich von ihm gegessen. Statt dessen stieß er den halbierten Leichnam in die Rinne, er trieb davon. Allerdings hatte Orc dabei das Gefühl, es könne ihm später darum leid tun.

Er würde hier so lange festhängen, bis seine Verletzungen so weit geheilt waren, daß er wieder mühelos laufen konnte. Drei Tage müßten normalerweise reichen. In der Zwischenzeit würde er essen, schlafen, Wasser trinken und hoffen, daß kein Raubtier auftauchte. Die Zeit konnte er nur anhand seines Schlafbedürfnisses abschätzen.

Es kam ihm so vor, als müßten etwa drei Tage vergangen sein, seit er hier angekommen war. Während dieser Zeit hatte er – die meiste Zeit auf den Zehenspitzen – die Gegend erforscht: in jeder Richtung etwa fünfhundert Meter. Er hatte nichts gefunden, das er nicht auch in der Nähe des Tors entdeckt hatte. Auch das Tor hatte er untersucht. Der Metallquader sah hier nicht anders aus als auf der anderen Seite. Aus *omuthid* hatte er ein Seil gedreht und ein Ende durch das Tor geworfen. Das Stück, das durchs Tor fiel, wurde abgetrennt.

Wegen der Wunden mußte er auf dem Bauch auf dem harten Kristallboden schlafen. Oft wachte er mit Schmerzen auf, weil er sich im Schlaf herumgewälzt hatte. Das einzig Gute bestand in seiner Situation darin, daß die Temperatur angenehm blieb. Und daß die Luft nicht schal wurde, weil ein leichter Luftzug durch den Tunnel strömte.

An jedem Tag – oder was er für einen neuen Tag hielt - riß er nach dem Aufwachen die *omuthid*-Pflaster von seinen Wunden ab und

ersetzte sie durch neue. Sie lösten sich nur schwer, als seien sie tatsächlich festgeklebt. Die Wunden verheilten allmählich, aber die Haut unter den Pflastern war mit roten Flecken übersät. Es sah so aus, als hätte das *omuthid* winzige Saugnäpfe an der Haut angebracht, als hätten die grünen Flechten unter der Oberfläche eine ausgeprägte rötliche Schicht. Am Ende dieser drei Tage kam er zu dem Schluß, daß das *omuthid* ihm Blut abzapfte, wenn auch nicht in großen Mengen. Er war nicht mehr so stark wie bei seiner Ankunft in dieser Welt. Natürlich konnte es auch daran liegen, daß in seiner Nahrung Vitamine und Mineralstoffe fehlten.

Zumindest konnte er inzwischen ohne allzu große Schmerzen laufen und einige Minuten lang sitzenbleiben, bis der Druck auf die Gesäßbacken ihn zum Aufstehen zwang. Nachdem er noch einmal geschlafen hatte, machte er sich auf den Weg stromaufwärts. Wie ein Lachs, der seinen Laichplatz sucht, ließ er sich dabei von seinem Instinkt leiten. Der Tunnel verlief ohne Windungen geradeaus. Schätzungsweise dreißig Kilometer brachte er hinter sich, ohne den Marsch für längere Zeit zu unterbrechen. Nur einmal legte er sich zum Schlafen nieder. Das Licht war so beständig, wie es die ganze Zeit seit seiner Ankunft gewesen war. Bis auf das Dröhnen des Blutes in seinen Ohren war es still im Tunnel. Um dieses Gefühl loszuwerden, führte er Selbstgespräche, sang oft auch vor sich hin.

Einsamkeit und der Gedanke, er werde hier vielleicht nicht mehr herauskommen und bald sterben, waren seine ständigen Begleiter. Es war nicht die Art von Gesellschaft, die ihm besonders zugesagt hätte.

Schließlich gelangte er zu einer Stelle, an der sich der Tunnel gabelte. Am Fuß der Mauer, die beide Tunnel voneinander trennte, befand sich ein sprudelndes kleines Gewässer. Durch beide Tunnel zogen sich seitlich flache Rinnen, durch die Wasser floß. Sie ergossen sich in den Teich, aber das Sprudeln und die Wasserwirbel ließen darauf schließen, daß der Teich darüber hinaus von einer Quelle gespeist wurde.

Orc nahm den Tunnel zu seiner Rechten. Nach einer Weile verbreiterte er sich und wurde so geräumig wie der Tunnel, den er gerade verlassen hatte. Orc schleppte sich weiter und weiter und sang dabei ein Lied, das seine Mutter ihm während seiner Kindheit beigebracht hatte. Plötzlich blieb er stehen und drehte sich zu der Mauer auf seiner Linken um. Irgend etwas war auf halber Höhe der Mauer aufgeflackert und hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

Was immer es gewesen sein mochte, war jetzt nicht mehr zu sehen. Orc ging weiter, wandte seinen Blick jedoch nicht von der Mauer. Wieder blieb er stehen. Sein Gehirn hatte ihm keinen Streich gespielt. Es sei denn, die Einsamkeit hatte ihn in den Wahnsinn getrieben. Eine Reihe großer schwarzer Silhouetten, vielleicht waren es auch Zeichen, bewegte sich in ziemlich schneller Parade an der Mauer entlang. Sie kamen von hinten und waren ihm gleichzeitig voraus, so weit sein Auge reichte.

Einige Minuten lang war nichts mehr zu sehen. Vielleicht war auch schon eine ganze Stunde vergangen. Orc hatte sein Zeitgefühl verloren. Nur wenn er die Sekunden und Minuten zählte, konnte er sicher sein, daß überhaupt Zeit vergangen war.

Plötzlich huschten die ersten einer Reihe von Zeichen, die sich in unterschiedlichen Verbindungen vielfach wiederholten, an der Mauer entlang. Teilweise wurden sie undeutlich, wenn sie unterhalb des *omuthid* und der Rohröffnungen verliefen. Nachdem mehrere Hundert Zeichen vorbeigeeilt waren, hörte der Spuk auf. Orc setzte seinen Marsch fort. Nach einiger Zeit begann der Spuk von neuem. Diesmal zählte Orc die Sekunden mit. Es dauerte einunddreißig Sekunden, bis der Zug an ihm vorbei war.

Falls das eine Botschaft darstellen sollte, dauerte die Übermittlung jedenfalls recht lange. Aber sie gab ihm Auftrieb. Kein natürlicher Vorgang konnte derart ausgeprägte, unterschiedliche Formen in einer so offensichtlich künstlichen Reihenfolge hervorbringen.

Einige Minuten später zog eine weitere Kette der Zeichen in derselben Anordnung wie zuvor an ihm vorbei. Danach war auf der Mauer nichts mehr zu sehen.

Orc hastete weiter. Der Tunnel machte einen leichten Bogen nach rechts, bis er im rechten Winkel zur ursprünglichen Richtung zu verlaufen schien. Als Orc sehr müde wurde, hielt er an und aß etwas. Inzwischen hatte er den Geschmack von Karamel und Broccoli wirklich satt.

Jim Grimson war das *omuthid* genauso über wie Orc. Wenn der Lord es aß, aß es auch Jim. Orcs Probleme waren auch seine Probleme. Aber Jim hatte noch weitere: Das Geisterhirn, Jims schattenhafter Mitbewohner in Orcs Kopf, schien größer zu werden. Orc saß im Augenblick nur so da und kaute, ohne daß ihn Emotionen aufwühlten. Sein Gehirn war zwar tätig, aber er war ziemlich ruhig und gelassen. Das gab Jim die Möglichkeit, sich auf seine eigenen Gedanken zu konzentrieren und nach seinen eigenen Bedürfnissen zu handeln. Aber er war immer noch zur Hälfte Orc. Falls Jims Wirt sich über irgend etwas aufregte oder zornig wurde, dann würde Jim wahrscheinlich Knall auf Fall in eine Orc-ähnliche Rolle zurückfallen.

Jim ›bewegte‹ sich näher an das Geisterhirn heran. Es ›wich zurück‹. Natürlich war es keine Bewegung im körperlichen Sinne, wie Wesen ohne Gliedmaßen und Sinnesorgane ja auch nicht ›sehen‹, ›hören‹ oder ›ertasten‹ können. Jim ›wußte‹ jedoch, daß er einen Schritt vorwärts getan und daß das Geisterhirn sich zurückgezogen hatte.

Er bewegte sich weiter auf das Ding zu. Es wich noch weiter zurück. Hatte es Angst vor ihm? Vielleicht stellte Jim eine Gefahr für das Ding dar. Falls das stimmte, mußte er unbedingt herausfinden, wie man es angreifen konnte. Leicht gesagt, schwer getan.

Orc schlief, aß mit wenig Appetit und setzte seinen Marsch fort. Er kam zu einem Punkt, an dem sich der Tunnel zu einer riesigen, glitzernden Höhle öffnete. Die Gewächse, die für Licht sorgten,

waren hier viel zahlreicher und größer als die in den Tunneln. Und – wie schön! – es waren Geräusche zu hören. Zwischen den unterschiedlichen Pflanzenarten lebten viele kleine Vögel und Tiere, sie zwitscherten, kreischten, trompeteten und krächzten.

Die Geschöpfe sahen aus, als sei Tenniel bei den Illustrationen zu *Alice im Wunderland* auf LSD gewesen. Oder als habe sie ein höheres Wesen entworfen, das seinerseits an den Gott Euklid glaubte. Sie hatten viele Ecken, manche ähnelten langbeinigen Würfeln oder kopflosen Ungetümen auf Rädern, ihre Haut war mit Dreiecken, Kreisen, Quadraten und Kreuzen übersät.

Die Pflanzen sahen einerseits wie Kristalle, andererseits wie Gemüse aus. Manche trugen Beeren oder sechseckige Früchte. Überall, am Boden, an den Mauern und an der Decke, wucherte das grüne, moosartige *omuthid*. Die Decke war mindestens dreißig Meter hoch, die Höhle selbst erstreckte sich weiter, als Orcs Auge reichte.

Von einem Felsvorsprung aus, der etwa sechs Meter über dem Boden lag, konnte Orc mehrere Wasserläufe erkennen. Sie verliefen nicht gerade wie die Rinnsale in den Tunneln, sondern schlängelten sich wie echte kleine Flüßchen.

Die Geräusche der Lebewesen hatten Orc vor Begeisterung überwältigt. Bald darauf geriet er durch den Anblick eines menschlichen Wesens geradezu in Verzückung. Der Mann war nackt und ging durch den Wald langsam auf Orc zu. Allerdings schien ihm gar nicht bewußt zu sein, daß jemand in seinen exotischen Garten Eden eingedrungen war.

Orc mußte gegen den Wunsch ankämpfen, sofort hinunterzuspringen und den Mann zu begrüßen. Er kauerte sich nahe an einem Felsblock nieder und sah sich den Mann, der sich einen Weg durch die Pflanzen bahnte, gründlich an. Er hatte etwas Seltsames an sich. Sein Körperbau schien nicht ganz der eines Menschen zu sein. Er schritt gemächlich und stolz einher, als gehöre ihm diese Welt, was ja auch so sein mochte. Als der Mann näher kam,

waren die einzelnen Züge seines Gesichtes und Körpers deutlicher zu erkennen.

Er ging so langsam und würdevoll, weil er gar nicht anders konnte. Die Gelenke seiner Schultern, Hüften, Ellbogen, Knie und Hände waren knollig und glänzten irgendwie. Kopf, Hals und Rumpf waren größer als bei einem normal gebauten Mann.

Orc schüttelte den Kopf. Er war gerade einer Täuschung aufgesessen. Seine Phantasie hatte ihm etwas vorgegaukelt, was in Wirklichkeit gar nicht existierte. Orc hatte es nur für selbstverständlich gehalten, daß der Mann es besaß: Die Stelle, an der Orc männliche Geschlechtsteile gesehen hatte, war jetzt glatt und mit einer Haut überzogen, die mit glänzenden Kristallen übersät war. Der ER war ein ES.

Es hatte keine Waffen dabei. Orc stand auf, formte aus seinen Händen einen Trichter und rief etwas zu dem Wesen hinunter. Es blieb stehen, wirkte allerdings keineswegs erschrocken. Dann machte es den Mund auf, vielleicht zu einem Lächeln. Seine Zähne glänzten wie Diamanten. Orc kletterte hinunter und lief auf das Wesen zu, das seinen gemächlichen Gang wieder aufgenommen hatte. Als sie noch drei Meter voneinander entfernt waren, blieben beide stehen. »*Koowar*«, grüßte Orc in Thoan.

»*Koowar-su shemanithoon*«, antwortete es. »Sei begrüßt, Friede sei mit dir!«

Die Zähne waren weiße Edelsteine und stammten offensichtlich aus einer Biofabrik. Sie waren so gestaltet, daß sie menschlichen Eck-, Schneide- und Backenzähnen glichen.

»*Neth Orc*«, sagte der junge Lord. »Ich bin Orc.«

»*Neth Dingsteth*.«

Das Wesen hieß Dingsteth. Einen solchen Namen hatte Orc noch nie gehört. Es sprach mit leichter Behinderung, was sicher an den Diamantzähnen lag.

Auf Orcs schnell abgefeuerte Fragen antwortete Dingsteth sehr bedächtig. Mit der Zeit erfuhr Orc, daß ein Lord namens Zazel diese Welt erschaffen hatte. Zazel von der Höhlenwelt. Er hatte auch Dingsteth erschaffen, das jetzt das einzige denkende Wesen in einem ganzen Universum war. Die Welt bestand aus Felsen, durch die sich Tunnel und Höhlen zogen, manche bedeckten eine Fläche von mehr als fünfzehnhundert Quadratkilometern. In gewissem Sinne lebte diese Welt, hatte aber anscheinend kein Bewußtsein. Zumindest hatte Dingsteth kein Anzeichen dafür bemerkt.

»Es ist ein riesiger Computer, der sich zur einen Hälfte aus Mineralstoffen und zur anderen Hälfte aus Eiweißstoffen speist und in dem viele unterschiedliche Lebensformen existieren. Die halbe Fauna und Flora besteht aus Symbiosen, die aus Zazels Welt stammen. Ich werde all das später erklären. Der Computer hat deine Gegenwart entdeckt und mich benachrichtigt. In Wirklichkeit bin ich der Herr dieser Welt, auch wenn ich sie nicht geschaffen habe. Vielleicht hast du die Botschaft gesehen, die an der Mauer vorbeizog? Es ist ein sehr langsamer Computer.«

»Ich habe die Botschaft gesehen. Was ist aus Zazel geworden?«

»Er hat sich umgebracht. Ist wahnsinnig geworden. Oder noch wahnsinniger. Ich nehme an, er war von Anfang an verrückt. Wer außer eines Verrückten würde eine solche Welt erschaffen? Aber er hatte einen leichten Tod. Er ließ den Computer sein Blut abzapfen, bis er völlig ausgetrocknet war. Dann habe ich ihn eingeäschert, wie er mir aufgetragen hatte.« Dingsteth musterte Orc von Kopf bis Fuß und sagte dann: »Dreh dich bitte um.«

»Was?« fragte Orc. »Warum denn das?«

»Das erzähle ich dir später. Bitte tu, was ich dir gesagt habe.«

Orc runzelte die Stirn und drehte sich herum. Noch nie hatte er Befehle befolgt, es sei denn, sie kamen von seinen Eltern, und auch das war ihm schon seit Jahren zuwider. Er war ein Lord. Und Lords gaben Befehle, anstatt sie von Nicht-Lords entgegenzunehmen.

Dingsteth konnte nicht zustimmend nicken, der angeschwollene Ring, der seinen Hals darstellte, machte das unmöglich. »Soweit in Ordnung«, sagte es. »Keine Anzeichen von Kristallisierung!«

Auf Orcs leicht beunruhigte Frage antwortete Dingsteth: »Wenn du immer schön in Bewegung bleibst, sorgt dein Stoffwechsel dafür, daß du die Kristallisierung deines Körpers abwehren kannst. Aber du mußt ja auch schlafen, und dann fangen die Zellen nach und nach an, sich in Stein zu verwandeln.«

»Was für eine Welt ist das denn?« fragte Orc. Gleichzeitig beschloß er, aus dieser Welt so schnell wie möglich zu verschwinden. »Und wie hast du es geschafft, nicht zu kristallisieren?« fügte er hinzu.

»Zazel hat mich mit einer natürlichen Widerstandskraft, einer biologischen Abwehr ausgestattet.«

»Gibt es ein Tor, das aus der Höhlenwelt herausführt?«

»Mag sein. Vielleicht kann ich es für dich in Erfahrung bringen. Ich habe Zugang zu der ganzen ungeheuren Datenmenge, die Zazel über diese Welt gespeichert hat.«

Orc war nicht an Unterwürfigkeit gewöhnt, aber diese Situation verlangte sie von ihm. Er wollte sein Leben nicht für seinen Stolz aufs Spiel setzen. Wenn es sein mußte, würde er sich zwar beugen, aber nicht brechen lassen.

»Könntest du das für mich in Erfahrung bringen?«

»Warum nicht?« sagte Dingsteth. »Ich tu's. Es sei denn, mir oder dem Computer fällt etwas ein oder auf, das dagegen spricht.«

»Danke. Aber ich habe noch eine dringende Frage: Wie hat Los es geschafft, in diese Welt einzudringen und das Tor zu bauen, durch das ich hierhergekommen bin?«

»Los?«

Orc erzählte seine Geschichte.

»Der tödliche Fehler in der Kultur der Thoans«, bemerkte Dingsteth, »besteht darin, daß die Kinder der Lords einer bestimmten

Welt diese Welt allein beherrschen wollen. Dieser Wunsch war in den alten Zeiten, als die Lords noch die Mittel zur Schaffung neuer Welten hatten, ja auch durchaus verständlich und realistisch. Damals konnten die Kinder, wenn sie erwachsen wurden, die Welten ihrer Eltern verlassen und ihre eigenen Universen beziehen. Aber inzwischen müssen sie sich auf die bereits erschaffenen Welten beschränken. Wenn sie wüßten, daß die Mittel zur Erschaffung neuer Welten immer noch vorhanden sind, dann könnten sie ihre blutigen Kämpfe einstellen. Wie du weißt, haben diese Kämpfe die Bevölkerung drastisch dezimiert und die gegenwärtige Misere verursacht. Wenn die Thoans vernünftig wären, würden sie sich schleunigst von diesem kulturellen Erbe trennen.«

»Warte mal!« sagte Orc aufgeregt. »Du hast behauptet, daß die Mittel zur Erschaffung neuer Welten immer noch existieren! Wo sind sie?«

»Hier. Ich will damit nicht behaupten, daß die Schöpfungsapparate immer noch intakt sind. Ich meine damit, daß diese Welt über die Unterlagen zur Erschaffung neuer Welten verfügt. Das betrifft nicht nur die Betriebsanleitungen, sondern auch die Produktion des dafür nötigen Materials, die Konstruktionspläne und die Energieversorgung. Und so weiter.«

»Und zu all dem hast du Zugang?«

»Klar.«

Orc schüttelte den Kopf und rollte mit den Augen. »Nach all der Zeit! Das Wissen galt Tausende von Jahren als verloren! Und es ist hier, ausgerechnet hier! Auf dieser öden, gräßlichen Welt!«

»So schlimm ist es hier gar nicht«, sagte Dingsteth.

»Es tut mir leid, falls ich deine Gefühle verletzt habe«, sagte Orc. »Ich bin ja erst seit kurzem hier und sollte mir nach dem wenigen, was ich über diesen Ort weiß, noch kein Urteil anmaßen. Aber du mußt verstehen, daß ich hier fehl am Platz bin. Jedenfalls will ich so

schnell wie möglich zurück zu meiner eigenen Welt, ich habe dir ja gesagt, warum.«

»Ich weiß nicht, was Rache ist«, sagte Dingsteth. »Das Verständnis dafür wurde bei meiner Erschaffung nicht implantiert. Das ist auch ganz gut so, finde ich. Übrigens hat eine Videokamera aufgezeichnet, wie dein Vater das Tor aufgebaut hat, das Tor, durch das du gekommen bist. Das Material ist im Gedächtnis dieser Welt gespeichert. Möchtest du es sehen?«

»Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, wie er sich in diese Welt hinein- und herausgeschleust hat.«

»Ich habe ihn eingelassen. Ich bin immer neugierig und wollte gerne mit ihm reden und ihn so gut wie möglich kennenlernen. Seit Jahrhunderten war er der erste, der sich Zugang zu dieser Welt verschaffen wollte. Zazel hielt sich nicht an das Spiel von euch Lords. Er hat Tore gebaut, die keinen Zugang über Codes hatten. Allerdings kann man sie von dieser Seite aus öffnen. Ich habe Los eingelassen, aber später hat er mich enttäuscht. Er hatte es eilig, wie er sagte, aber versprach wiederzukommen. Das war vor mehr als fünfhundert Jahren, er hat das Versprechen nie eingelöst. Anscheinend kann man ihm nicht trauen. Als du seinen Namen zum erstenmal erwähntest, hat es bei mir nicht geklingelt. Aber während unserer Unterhaltung ist er mir wieder eingefallen. Ich...«

»Du hast ihm doch nicht etwa von den Schöpfungsapparaten und dem Datenmaterial erzählt, oder?«

»Nein. Das Thema haben wir bei unserem kurzen Gespräch gar nicht angeschnitten. Vielleicht hätte ich es noch getan, aber...«

»Dingsteth«, sagte Orc. »Hör mir gut zu! Ich möchte dir den guten Rat geben, vorsichtig zu sein! Erzähle nie wieder irgend jemandem von den Maschinen! Denn falls du das tust, bringt dich dieser Jemand vielleicht um. Aber erst, wenn er das ganze Wissen aus dir herausgeholt hat! Es gibt viele Thoans, die das Geheimnis liebend

gern erfahren und dann für sich behalten würden! Sie würden dich foltern und dann erschlagen!«

»Und wie steht es mit dir?«

»Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir das Material zeigst und dann das Tor so lange öffnest, daß ich in die Welt von Los überwechseln kann.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, stellte Dingsteth fest. »Was, wie ich fürchte, bedeutet, daß du einige deiner Ziele und Absichten vor mir verbirgst. Ich kenne dich nicht so gut, daß ich deinen Charakter einschätzen kann. Aber wenn er dem Charakter der meisten Lords ähnlich ist – Manathu Vorcyon ist eine rühmliche Ausnahme –, dann hast du bestimmt vor, mich umzubringen, sobald du alles Wissenswerte über die Schöpfungsapparate erfahren hast.«

Orc mußte lachen. »Zazel hat dir wirklich einen aufrichtigen und außerordentlich freimütigen Charakter mitgegeben«, sagte er dann.

»Wenn ich dir erzählen würde, wie du mit dieser Welt umgehen oder besser: zusammenarbeiten mußst, müßtest du für die gewünschten Daten ein bißchen Blut opfern. Du mußt dein Gesicht an einen Kontrollschirm legen, der dich erfaßt. Dann zapft der Computer dir Blut ab. Nur dann spuckt er aus, was du haben willst. Aber er würde dich nicht loslassen, wenn du nicht bestimmte Codes anwendest, und diese Codes verrate ich dir nicht. Er würde dich ganz aussaugen.«

»Verrate mir nur, wie ich hier herauskomme«, sagte Orc. »Mehr will ich ja gar nicht.«

Er dachte daran – Jim merkte es –, daß er eines Tages in einem kleinen, mit Waffen bestückten Fahrzeug zurückkehren und sich die Informationen schon noch holen würde. Dingsteth war das einzige Wesen, das ihn einlassen konnte, aber Orc würde schon eine Möglichkeit finden, es zu beschwatzen. Oder er würde durch das *kamanbur*-Tor zurückkommen.

»Warum hast du meinen Vater eingelassen?« fragte er. »Und warum hast du ihm erlaubt, ein Tor zu bauen, das denen den Tod bringt, die durchzukommen versuchen?«

»Warum denn nicht? Was kümmert es mich? Schließlich bist du der erste Lord, der durchgekommen ist. Dein Onkel Ijim hat es nicht geschafft, und der nächste, der es versucht, wird es wohl auch nicht schaffen. Es wird interessant sein, deine Nachfolger, falls du welche hast, bei dem Versuch zu beobachten.«

Orc wollte nicht länger auf diesem Thema herumreiten. Dingsteth mochte auf die Idee kommen, daß es gut wäre, das Tor abzuschaffen. Schließlich konnte es ihm ja selbst gefährlich werden. Vielleicht hatte Dingsteth aber auch gar nicht die Mittel, das Tor zu demontieren. Oder Los hatte das Tor so konstruiert, daß es jeden umbrachte, der es abzubauen versuchte.

Dingsteth sah so aus, als sei es ebenfalls in Gedanken vertieft. »Ich gehe mit dir«, sagte es plötzlich.

Orc war überrascht. Nach langem Schweigen fragte er: »Weshalb?«

»Ich weiß alles über diese Welt. Sie langweilt mich. Zazel hat mich nicht so konstruiert, daß ich dagegen gefeit bin. Was Einsamkeit betrifft: Ich weiß nicht, was das ist. Zazel hat mich so geschaffen, daß mir dieses den Menschen eigene Empfinden fehlt. Ich kenne den Begriff nur, weil mir die Welt davon erzählt hat. Aber ich habe keine Ahnung, wie es ist, wenn man Einsamkeit empfindet.

Ich bin jedoch außerordentlich neugierig. Ich brauche andere Welten, um diese Neugier zu befriedigen. Deshalb werde ich mit dir gehen. Du kannst mein Führer und Lehrer sein, bis ich selbst zurechtkomme. Als Gegenleistung werde ich dich durch das Tor lassen. Ich gehe mit dir mit und versorge dich mit vielen Unterlagen.«

Wie naiv Dingsteth doch ist, dachte Orc. Unabhängig davon, über wieviel Wissen dieses Wesen verfügen mochte, war es in mehrfacher Hinsicht beschränkt. Es hatte keine Ahnung, daß es, sobald Orc erst

wieder in seiner Geburtswelt war, einen Klotz an seinem Bein darstellen würde. Orc konnte es sich nicht leisten, daß es herumwanderte und den Einheimischen womöglich erzählte, Los' Sohn sei zurück und sinne auf Rache. Außerdem wollte Orc schon aus Eigeninteresse, daß Dingsteth in der Höhlenwelt blieb, damit es ihm das Tor aufmachte, wenn er zurückkam. Dann würde er sich einen Schöpfungsapparat besorgen. Den man auch zu einer Zerstörungsmaschine umfunktionieren konnte, wie Orc jetzt einfiel. Zumindest behaupteten das die Geschichtsforscher.

Er würde Dingsteth bis zum letzten Augenblick vor seinem Abgang mitschleppen müssen. Vielleicht konnte er Dingsteth dazu überreden, in der Höhlenwelt zu bleiben, und ihm auch das Versprechen abnehmen, ihn wieder einzulassen, wenn er das nächste Mal hier auftauchte.

»Warte hier«, sagte Dingsteth.

Zehn Minuten später war es wieder da. Orc hatte zuerst vorgehabt, ihm nachzugehen und es im Auge zu behalten, sich es dann jedoch anders überlegt. Von dem wenigen, was er wußte, mußte er annehmen, daß die Mauern mit dem Wesen im Bunde standen. Ihre Kontrollschirme würden es registrieren, wenn er Dingsteth folgte, und die Nachricht an Dingsteth weitergeben.

»Ich habe ein bißchen Blut gespendet. Die Welt ist damit einverstanden, das Tor für uns zu öffnen«, sagte es. An der Oberlippe hatte es eine kleine Wunde. »Laß uns jetzt gehen.«

Orc lief mit ihm zum anderen Ende der Höhle und durch einen Tunnel. Nach schätzungsweise dreißig Minuten blieb das Wesen stehen. Orc sah sich um. Es gab nichts, was diesen Ort von jedem anderen unterschied. Dingsteth legte die Hand an die Mauer. Auf dieser Mauer wuchs kein *omuthid*. Nach einigen Sekunden sagte es: »Das Tor ist jetzt offen.«

Immer noch lag vor ihnen offenbar nichts als glitzernder Kristallstein. Orc wollte gerade etwas sagen, als Dingsteth seine

Hand bis zum ringförmigen Gelenk durch den Stein streckte. »Siehst du?«

»Du kannst als erster gehen«, sagte Orc. Seine Höflichkeit war in Wirklichkeit nur Vorsicht. Er traute dem Wesen noch immer nicht. Vielleicht wollte es ihn in eine tödliche Falle locken.

»Also gut«, sagte Dingsteth. Seine Stimme klang sehr angespannt, aus seinem Gesichtsausdruck konnte Orc nicht schlau werden.

Dingsteth ging voran, blieb aber genau in dem Moment stehen, als seine Nase drauf und dran war, an die Wand zu stoßen. Lange Zeit stand es still da, während Orc es verwirrt beobachtete. Dann trat es einen Schritt zurück, zögerte und machte wieder einen Schritt nach vorn. Nur, um einen Zentimeter vor der Mauer erneut innezuhalten.

Schließlich drehte Dingsteth sich zu Orc um. »Ich schaffe es nicht«, sagte es und seufzte.

»Warum nicht?« fragte Orc. Vielleicht war sein Mißtrauen wohlbegründet gewesen. Möglicherweise oder sogar wahrscheinlich befand sich auf der anderen Seite eine Falle.

»Zum ersten Mal in meinem Leben«, sagte es, »habe ich Angst. Bis jetzt habe ich nicht gewußt, was böse Vorahnungen und Angstgefühle sind, obwohl ich die Wörter in den Aufzeichnungen gelesen habe. Zazel muß diese Gemütszustände bei mir wohl deshalb implantiert haben, weil ein Wesen ohne Angst und Vorsicht irgendwann zugrunde geht.

In dem Moment, als wir zum Tor aufbrachen, begann ich sehr seltsame Empfindungen zu spüren. Mein Herz fing an zu rasen, mein Magen schien sich von innen nach außen zu stülpen, und ich begann zu zittern. Je näher wir der Mauer kamen, desto schlimmer wurden die Symptome. In diesem Augenblick...«

Seine Zähne begannen zu klappern. Dieses Geräusch von gegeneinander schlagenden Diamanten sollte Orc nie wieder

vergessen. Schließlich bekam sich Dingsteth wieder so weit in den Griff, daß es zu zittern aufhörte.

»Ich kann es nicht«, jammerte es. »Ich habe ein Gefühl, als wollte mich etwas auf der anderen Seite kaputtmachen, wenn ich hinüberkomme! Ich habe ein Gefühl... ein Gefühl, als ob mich dort eine große Leere erwartete! Wenn ich durch das Tor trete, falle ich in einen riesigen Raum, ich falle und falle! Dann schlage ich auf dem Boden auf und zerbreche in tausend Stücke, werde zerschmettert. Und das ist schon sehr merkwürdig, weißt du! Ich weiß nicht einmal, wie so ein großer leerer Raum überhaupt aussieht! Ich habe mein ganzes Leben lang in dieser eingefriedeten, beschränkten Welt gelebt und keine Ahnung, was ein wirklich großer Raum ist!«

»Du leidest an ausgeprägter Platzangst und Angst vor weiten Räumen«, sagte Orc. Er fragte sich dabei allerdings, ob Dingsteth ihm etwas vorspielte, um ihn dazu zu bringen, als erster durchs Tor zu gehen.

»Die Worte sagen mir etwas, aber bis jetzt wußte ich nicht, was sie in Wirklichkeit bedeuten! Worum es wirklich geht, ist die Angst vor dem Unbekannten! Ich schaffe es nicht, diese Welt zu verlassen! Ich kann es einfach nicht, ich kann es nicht!«

Orc würde es nicht durch das Tor zwingen. Und solange der Verstand des Wesens noch auf Schleuderkurs war, konnte er genausogut seine Vorteile aus der Situation ziehen.

»Hör zu, Dingsteth! Du willst hier weg, weil du neugierig und wissensdurstig bist. Das sind ehrenwerte Motive. Aber dich behindert deine extreme Furcht vor dem Unbekannten. Das ist eine geistige Behinderung, und ich weiß, daß du sie allein nicht überwinden kannst. Ich sage dir, was ich tun werde. Wenn ich zurückkomme, was ich hiermit verspreche, bringe ich dir ein Mittel gegen diese Angst mit. Dann schaffst du es, du traust dich vor und kannst das tun, was du tun möchtest.«

»Sehr aufmerksam von dir«, sagte Dingsteth. »Nur... ich weiß nicht, ob irgendeine Arznei etwas gegen diese große Angst ausrichten kann.«

»Ich verspreche dir, daß es klappt.«

»Aber ich weiß nicht, ob ich eine solche Arznei überhaupt einnehmen will. Vielleicht bringt sie mich dazu, Dinge zu tun, die für mich tödlich sind!«

»Ich bringe die Arznei mit, und du kannst sie nehmen oder es sein lassen, ganz wie du willst.«

Orc war es egal, ob Dingsteth das Mittel nahm. Alles, was er wollte, war, daß das Wesen ihn durch das Tor wieder einließ. Er würde selbst ausprobieren müssen, ob und wie das Tor funktionierte. Wenn er Dingsteth durch das Tor warf und damit eine Falle aktivierte, war er in jedem Fall der Verlierer, egal, was passierte. Falls das Wesen starb, konnte es ihn bei seiner Rückkehr nicht mehr einlassen. Falls es keine Falle gab, würde Dingsteth entsetzt und auf ewig beleidigt sein. Nach einem solchen Vorfall würde es ihn nie wieder einlassen.

»Ich werde die Arznei mitbringen«, wiederholte Orc.

»Ich werde dich hereinlassen, damit ich sie ausprobieren kann«, sagte das Wesen. »Zumindest nehme ich an, daß ich das tun werde. Möge für dich alles gut verlaufen, Orc, Sohn von Los und Enitharmon!«

»Das wünsche ich dir auch«, sagte Orc.

Er schritt durch das Tor, das gleichzeitig eine Kristallwand war.

24. KAPITEL

Orc war nicht in der Welt von Los. Es hatte auch nicht gestimmt, daß das Tor von Anthema zurück zu seiner Geburtswelt führte, wie sein Vater behauptet hatte. Hatte Los bewußt gelogen oder ihn unabsichtlich in die Irre geführt?

Orc war von Zazels Höhlenwelt zu einer Welt gelangt, die von den Einheimischen Lakter genannt wurde. Nach einer Weile wurde Orc klar, daß die Thoans sie als *jakadawin tar*, als Jadawins Welt kannten. Früher einmal war sie *thulkaloh tar*, Thullohs Welt gewesen. Aber Jadawin hatte die Fallen der Tore ausgetrickst, und Thulloh mußte sich durch ein Tor herausschleusen, um sein Leben zu retten.

Lakter war ein Planet, über dem die Sterne augenscheinlich wie Glühwürmchen durch den Nachthimmel schwärmten. Orc dachte ›augenscheinlich‹, weil so vieles in den Taschenuniversen nur Sinnestäuschung war. Das Tor lag in einer Höhle am Fuß eines Berges auf einer großen tropischen Insel. Orc war durch den Dschungel hinunter zum Strand gegangen. Nachdem er die Eingeborenen mehrere Tage lang beobachtet hatte, hatte er sich ihnen gezeigt. Sie waren friedlich und freundlich, allerdings hatten sie einige Sitten, die Orc bizarr und zum Teil auch brutal fand.

Die Sprache Poashenk hatte nichts mit der Sprache der Thoans gemein. Orc lernte sie ziemlich schnell, obwohl er einige der Tonmodulationen nie zuvor vernommen hatte. Er wohnte zusammen mit einer hübschen Frau in einer Hütte aus bambusähnlichem Holz und Gras, ging zum Fischen und auf die Jagd, aß gut, schlief viel und ließ seinen Körper heilen. Seine Seele erholte sich nicht so schnell. Trotz seiner zur Schau getragenen Gelassenheit brannte er darauf, das nächste Tor zu finden. Als er die Sprache Poashenk ganz gut beherrschte, fragte er bei allen nach, die vorgaben, etwas über die Welt jenseits der Insel zu wissen. Es war wenig genug, meistens waren es halbe Legenden.

Unterdessen gaben ihm seine braunhäutigen Gastgeber eine Droge, *aflatuk*, die aus dem Saft von drei Pflanzen bestand. Orc trank das Gebräu und rauchte auch die zerriebene Borke der Pflanze *somakatin*. Beides versetzte ihn in einen angenehmen, träumerischen Zustand, er dachte und bewegte sich dabei wie in Zeitlupe. Der Geschmack einer Frucht oder gebratenen Fleisches hielt dann Stunden vor, jedenfalls kam es ihm so vor. Orgasmen schienen beide Enden der Ewigkeit zu umspannen. Natürlich hatte die Ewigkeit in Wirklichkeit weder Anfang noch Ende – es sei denn, man hatte *aflatuk*-Saft getrunken und *somakatin* geraucht. Dann sah man Anfang und Ende dessen, was weder anfangen noch enden konnte. Die Drogen hatten keine bösen Nachwirkungen und machten angeblich auch nicht süchtig, sonst hätte Orc sich vielleicht darauf beschränkt, die Drogen nur einmal oder ein paarmal auszuprobieren.

Es dauerte eine gewisse Zeit, bis er merkte, daß die Erwachsenen des Stammes kein gutes Gedächtnis hatten. Dann hatte Orcs Frau eine Fehlgeburt, und er erfuhr, daß Fehlgeburten hier ziemlich häufig vorkamen. All das fiel ihm zwar auf, aber er war deswegen nicht sonderlich beunruhigt. Als er jedoch im Laufe der Zeit immer häufiger sein Jagdziel verfehlte – von jeher war er ein großartiger Bogenschütze gewesen –, begann er, sich ernstlich Sorgen zu machen. Noch bestürzter war er, als ihm bewußt wurde, daß sein Gedächtnis allmählich nachließ. Aber auch dieses geistige Bauchweh ließ mit der Zeit nach.

An bestimmten Tagen fuhren die Poashenks zu anderen Dörfern des Hauptstammes der Skwamapek, um dort rituelle Feste zu feiern oder sich dort einfach ein bißchen zu amüsieren. Orc merkte, daß alle fünf Stammeszwäge, die sich zu diesen Anlässen trafen, süchtig nach *aflatuk* und *somakatin* waren.

Erst beim fünften Fest war er leicht beunruhigt.

Die Einsicht kam langsam, versetzte ihm dann aber einen ziemlichen Schock: drogenabhängig. Alle, die diese Drogen nahmen, waren von ihnen abhängig, und das schloß ihn selbst mit ein!

An diesem Abend widerstand er dem schmerzlichen Drang, den Saft zu trinken und die Pflanzenrinde zu rauchen. Ohne sich von irgend jemandem zu verabschieden, stach er mit seinem Einbaum in See. Er hatte zwar Nahrungsmittel und Wasser dabei, aber keine Drogen.

Am nächsten Tag schon sollte er bedauern, daß er das *aflatuk* und *somakatin* nicht mitgenommen hatte. Warum war er bloß so dumm gewesen? Vor Anbruch der Nacht war seine Gier so groß, daß sich sein Körper in Höllenqualen wand. Seine Schreie verloren sich im Wind, nur er selbst und ein paar Seevögel konnten sie hören. Er wurde von der Insel fortgetragen und hatte keine Ahnung, wo er landen würde. Ob er wollte oder nicht, machte er einen Entzug – auf die harte Tour.

Auch Jim Grimson litt Höllenqualen, biß sich – bildlich gesprochen – in die eigenen Handgelenke und zerkratzte mit den Fingern sein Fleisch. Mit Orc schrie er, sah, wie sich Dämonen aus dem Meer erhoben und riesige, bedrohliche Geistergestalten aus den Wolken herunterschauten, und hatte das Gefühl, sein Fleisch fresse sich in die Knochen und spucke Stücke davon aus. Oder als versuchten sich die Knochen durchs Fleisch bis zur Haut durchzufressen, während sie selbst vom Fleisch zermalmt wurden.

Zwischen diesen Torturen fiel Orc – und folglich auch Jim – in abgrundtiefe Depressionen. Orc sah sich selbst in dem Einbaum sitzen und angrinsen. Das Seltsame an dieser Vision war, daß sie ihm verriet, wie sehr er selbst seine Depressionen auf perverse Weise genoß.

Er war nahe daran, ins Meer zu springen und allem ein Ende zu machen.

Dann, ganz plötzlich, hörten seine Leiden auf. Die Drogen hatten seinen Körper verlassen. Er war schwach, ausgemergelt, durstig, weil er nichts gegessen und getrunken hatte, aber er hatte eine Schlacht gewonnen. Nein. Er hatte den Krieg gewonnen. Er schwor sich, nie wieder irgendwelche Drogen zu nehmen.

Zu seinem Pech hatte er während seiner Delirien die Speise- und Wasservorräte über Bord geworfen. Jetzt mußte er einen Krieg gegen das Verhungern und Verdursten führen. Diesen Krieg hätte er verloren, aber ein Schiff fischte ihn vorher auf. Dieses Schiff jedoch war mit Sklavenhändlern bemannt. Er wurde gefesselt und in ein Verlies geworfen, in dem Hunderte anderer Unglücklicher sein Schicksal teilten.

Seine Häscher waren sehr große Männer und stammten aus dem fernen Osten jenes ausgedehnten Festlandes, von dem die Poashenks erzählt hatten. Sie waren hellhäutiger als die Insulaner und mit stählernen Waffen ausgerüstet. Ihr Schiff hatte Segel und außerdem Ruder, die bei schwachem Wind oder Windstille eingesetzt wurden.

Die Sklavenhandel treibenden Piraten machten zweimal Überfälle auf eine große Insel. Drei Wochen lang segelten sie auf dem Schiff, das inzwischen vor Sklaven überquoll und über die Grenzen seiner Tragfähigkeit hinaus belastet war, nach Norden. Orc stand die Greuel der Haft durch. Er hatte seine Zweifel, ob er auch die Sklaverei durchstehen würde. Man verkaufte ihn an einen Pflanzer, der hanfartige Gewächse anbaute, und teilte ihn zur Arbeit auf den Feldern ein. Die schwere Plackerei von Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung unter einer mörderischen Sonne, die unablässige Schikane und die Peitschen seiner Aufseher, die er häufig zu spüren bekam, machten ihn fertig. So fertig, daß er nicht wußte, wie lange er es noch aushalten konnte und aushalten würde, ohne sich zur Wehr zu setzen.

Er wußte, welche Strafe ihn erwartete, falls er den Befehlen nicht bedingungslos und eifrig gehorchte. Ihm war klar, womit er rechnen

mußte, wenn er den Aufsehern widersprach oder auch nur etwas mürrisch antwortete. Immer noch fiel es ihm sehr schwer, sich in Zaum zu halten. Er beobachtete alles sehr gründlich und suchte nach Wegen und Möglichkeiten zur Flucht.

Jim Grimson teilte nicht nur Orcs Leiden, er hatte auch seine eigenen Probleme. Durch alle Martyrien und Gefahren hindurch hatte er den Lord nicht im Stich gelassen. Aber die furchtbaren Qualen des Entzugs waren mehr gewesen, als Jim ertragen konnte.

Er hatte die Zeile gesungen, mit der er sich von Orc lösen konnte. Er war in Orcs Kopf geblieben. Aufs äußerste bestürzt, hatte er es wieder und wieder versucht. Vergeblich. Dann hatten ihn die selbstzerstörerischen und fiebrigen Alptraumvisionen und Delirien verschluckt. Er war zu sehr Orc, um Jim Grimson zu sein.

Nachdem die Tortur des Entzugs ausgestanden war, dachte Jim erneut daran, sich loszueisen und zur Erde zurückzukehren. Aber dann entschied er sich dafür, noch ein Weilchen bei und in Orc zu bleiben. Er hielt das Sklavenschiff aus, weil Orc die Qual nicht für unerträglich hielt. Aus demselben Grund blieb Jim auch da, als Orc Sklave auf der Plantage wurde.

Eines Tages kam er zu dem Schluß, er habe schon zu vieles zu lange ertragen. Er wollte aufbrechen. Wenn so viel Zeit vergangen war, daß sich die Situation geändert hatte, würde er zurückkehren.

Wieder war er entsetzt, als er merkte, daß er sich nicht losreißen konnte. Aber jetzt war es das Geisterhirn, das ihn festhielt. Es war näher herangekommen und hatte Jim mit Phantomzangen gepackt. Jim wußte – woher auch immer –, daß das Geisterhirn irgend etwas ausgefahren hatte, das Knebsscheren glich, und ihn damit niederdrückte.

Danach unternahm das Geisterhirn gar nichts mehr. Anscheinend war es, zumindest für eine Weile, damit zufrieden, Jim einfach festzuhalten. Jim war alles andere als zufrieden. Er kämpfte. Er sang.

Er brüllte laut – im übertragenen Sinne –, schrie zu einem Gott, an den er gar nicht glaubte. Alles vergeblich.

Kurz danach rebellierte Orc. Er hatte es gar nicht vorgehabt. Er hatte einfach die Grenze dessen überschritten – genauer gesagt: man hatte ihn über diese Grenze getrieben –, was er ertragen konnte. Sein Aufseher, Nager, hatte etwas gegen Sklaven in seiner Arbeitskolonne und ganz besonders gegen Orc. Er machte sich über Orcs weiße Haut lustig, spuckte ihn an, peitschte ihn öfter als die anderen Sklaven und wegen geringerer Vergehen aus und teilte ihn jedesmal ein, wenn eine Doppelschicht gefahren werden mußte.

Am späten Nachmittag, unmittelbar nachdem Nager dem Wasserträger befohlen hatte, Orc keinen Schluck zu geben, er sehe ja gar nicht durstig aus, streckte Orc die Hand aus und hob den ganzen Wasserkübel an den Mund. In der nächsten Sekunde wurde er niedergeschlagen. Nager landete seinen Fuß in Orcs Bauch. Dann ließ er die Peitsche auf Orcs Rücken knallen. Der junge Lord ertrug sechs Hiebe, bis er rot sah. Durch die purpurrote Wolke, die alles einzuhüllen schien, sprang er auf und trat Nager in die Eier.

Ehe die anderen Aufseher und ein paar Wächter ihn daran hindern konnten, packte Orc Nager am Hals.

Er kämpfte verbissen, tötete einen Wächter und setzte einen Aufseher außer Gefecht, bis man ihn zu Boden zwang. Der Hauptaufseher, der unter seiner Bräune bleich geworden war und vor Wut schäumte, befahl, Orc auf der Stelle zu enthaupten.

Die Sklaven hatten ihre Arbeit unterbrochen, um zuzuschauen. Jetzt bildeten sie einen Kreis um Orc und den Mann, der ihn festhielt. Es war eine schweigende Gruppe, aber ihre Gesichter verrieten den Haß. Da war nicht einer unter ihnen, der nicht dasselbe wie Orc getan hätte, wäre er dazu in der Lage gewesen.

Orc kniete mit vorgebeugtem Oberkörper, seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt, seinen Kopf hatte man nach vorne gedrückt. Der Hauptaufseher hatte sein langes Schwert aus der Scheide

gezogen und näherte sich Orc. »Haltet ihn fest!« sagte er. »Ein Hieb, und ich serviere dem Chef seinen Kopf auf dem Silbertablett!«

Jim war mehr als entsetzt. Falls Orc starb, würde auch er sterben. Davon war er überzeugt. Er brüllte die Losungsworte zur Rückkehr auf die Erde und vollbrachte die gewaltigste geistige Anstrengung seines bisherigen Lebens, das in letzter Zeit reich an solchen Mühen gewesen war.

Er hatte das Gefühl, durch eine farblose Leere zu schweben. Nicht schwarz. Farblos. Kälte versengte ihn. Und er war wieder in seinem Zimmer.

Das Licht brannte. Er war auf den Beinen, aber nach vorne gebeugt. Seine Hände hatten den Hals von Bill Cranam, der zum Sicherheitspersonal gehörte, im Würgegriff. Bill kniete auf dem Boden und war nach hinten gebeugt. Seine Augen waren aus den Höhlen getreten, sein Gesicht wurde allmählich blau. Mit seinen Händen hielt er Jims Handgelenke umklammert. Jemand brüllte Jim an, er solle Cranam loslassen.

25. KAPITEL

Zwei Hiebe mit einem Schlagstock hinten auf die Ellbogen lähmten Jims Arme. Seine Hände fielen von Cranams Hals ab. Ein Arm drückte seinen Hals von hinten nieder. Er röchelte, wurde von Cranam weggezogen und auf den Boden geworfen. Der andere Aufseher, Dick McDonrach, stand mit gezogenem Schlagstock über ihm.

»Keine Bewegung, verdammt noch mal, keine Bewegung!« befahl McDonrach mit rauher Stimme.

Trotz dieser Warnung setzte Jim sich auf. Er war nackt. Vor seinen letzten beiden Übergängen in die *Welt der tausend Ebenen* hatte er seine Kleidungsstücke abgelegt. Er hatte die – wahrscheinlich irrige – Vorstellung gehabt, sie würden den Übergang behindern.

»Was ist los?« fragte Jim heiser und sah zu McDonrach hoch. Er tastete seinen Hals ab.

»Wir haben eine nicht angekündigte Drogenrazzia durchgeführt«, sagte der Aufseher. »Wir fanden dich auf dem Stuhl. Anscheinend hast du uns gar nicht gehört. Wir haben dein Zimmer durchsucht. Und das hier gefunden!«

Er griff in seine Tasche und holte einen Plastikbeutel heraus, der einige schwarze Kapseln enthielt. »Aufputzmittel!« stellte er triumphierend fest.

Jim fühlte sich benommen und betäubt. »Sie gehören mir nicht!« sagte er. »Ich schwöre, sie gehören mir nicht!«

Gleichzeitig sah er aus dem Augenwinkel Gesichter im Türrahmen. Er wandte den Kopf. An der Tür drängten sich Patienten in Schlafanzügen und Morgenmänteln. Sandy Melton sah sehr traurig aus. Gillman Sherwood grinste.

Bill Cranam, der vorsichtig seinen Hals abtastete, taumelte zu der Seite hinüber, auf der McDonrach stand. Seine Stimme krächzte und quietschte.

»Jesus Christ, Grimson! Was ist nur in dich gefahren? Es war verteuftelt schwer, dich überhaupt wachzukriegen, und dann hast du mich angegriffen! Warum? Sind wir nicht immer gute Kumpel gewesen?«

»Es tut mir leid, Bill«, sagte Jim. »Ich war immer noch... in dieser anderen Welt. Ich meine, ich war gar nicht richtig bei mir. Ich wußte nicht mal, was ich tat.«

»Allmächtiger Gott«, sagte McDonrach. »Ich hab überall Blut auf meinem Hemd!«

Jim hatte die Flecken gesehen, sie aber nicht bewußt wahrgenommen. Er war benommen. Er hätte schwören können, daß er die Schwarzen Schönen, die ihm Sherwood gegeben hatte, ins Klo gespült hatte.

»Du hast es abbekommen, als du Jim von hinten gepackt hast«, sagte Bill. Er ging um Jim herum und blieb hinter ihm stehen.

»Jesus, Maria und Josef! Auf dem Rücken blutest du wie ein angestochenes Schwein! Woher hast du diese tiefen Schnitte? Wir haben deinen Rücken überhaupt nicht angefaßt, das kann ich bei einem ganzen Stoß Bibeln schwören!«

Jetzt konnte Jim die höllisch schmerzenden Peitschenstriemen und die Nässe und salzige Klebrigkeit des strömenden Blutes spüren.

»Ich hab sie bekommen, als...«, sagte er und brach ab.

Wie konnte er es erklären? Im Augenblick mußte er das auch gar nicht. Jetzt ging es vielmehr darum aufzuklären, wie die Drogen in sein Zimmer gekommen waren. Dieser Scheißkerl Sherwood! Er mußte etwas damit zu tun haben! Aber warum sollte er irgend jemanden hereinreiten wollen? Und wie hatte er es angestellt, falls er es wirklich getan hatte?

McDonrach, ein großer, stämmiger, dickwanstiger Mann mittleren Alters, führte Jim ins Bad. Er drehte Jim mit dem Rücken zum Spiegel. Jim wandte seinen Hals so weit wie möglich zum Spiegel, damit er seinen Rücken darin sehen konnte. Da waren mindestens sechs lange, tiefe Verletzungen. Striemen von der Peitsche des Aufsehers, die auf Orcs Rücken niedergesaut war. Aber sie waren auch auf *seinem* Rücken. Das Blut begann zu gerinnen.

»Ich mach dich sauber«, sagte McDonrach. »Aber keine plötzlichen Bewegungen: Ich traue dir nicht.«

»Ich bin doch nicht verrückt«, sagte Jim. »Ich war nur... na ja, völlig abwesend, steckte tief drin. Ich wußte gar nicht, was ich tat. Aber diese Kapseln, Mac, die gehören mir nicht. Irgend jemand versucht, mich zu linken.«

»Das sagen sie alle.«

Mac nahm ein Handtuch, um das Blut abzuwischen, dann säuberte er die Wunden mit Wasser und Seife und rubbelte sie mit einem Papierhandtuch trocken. Danach desinfizierte er die Verletzungen mit Methylalkohol. Jim biß die Zähne fest zusammen, aber gab keinen Laut von sich.

»Du mußt in die Notaufnahme, damit du richtig versorgt wirst«, sagte McDonrach. Er grinste, als hätte er seinen Spaß daran, Jim zu quälen. »Aber ich glaube nicht, daß die Wunden sich infizieren. Zieh deinen Morgenmantel und Hausschuhe an.«

»Mach ich«, sagte Jim. »Aber ich hab diese Aufputscher nicht gekauft oder hier reingebracht. Ich bin unschuldig.«

»Keiner in deinem Alter ist unschuldig.«

»Scheißphilosoph!« knurrte Jim.

Der rote Nebel, der Orc eingehüllt hatte, umgab ihn jetzt. Er hatte angenommen, er könne gelassen bleiben, vorsichtig und klug agieren. Aber McDonrachs letzte Bemerkung hatte wie auf Knopfdruck den Zorn ausgelöst, den Orc – den er – stets wie ein leichtes Fieber mit

sich herumschleppte. Dazu noch die ungerechte Beschuldigung, er habe Drogen genommen – und schon erreichte das Fieber tatsächlich einen bedenklich hohen Grad.

Er wußte nicht, was er mit McDonrach gemacht hatte. Vielleicht war er es gar nicht selbst gewesen, sondern Orc. Was immer er getan hatte: Es war Orcs Kampfeskunst gewesen, die er angewandt hatte. McDonrach lag auf dem Rücken, der grünweiße Fliesenboden war jetzt mit roten Flecken gesprenkelt. Er war ohnmächtig, und aus seinem Ohr floß Blut.

Jim schrie auf und stürzte aus dem Bad. Er sah, wie Cranam den Schlagstock zog und gegen seinen Schädel zielte. Dann gingen bei Jim alle Lichter aus.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Rücken. Er befand sich auf einem Tisch in der Notaufnahme im ersten Stock des Krankenhauses. Sein Rücken tat ihm weh, aber noch schlimmer schmerzte sein Kopf. Doktor Porsena, der ein kariertes Wollhemd und Levis-Jeans trug, sprach gerade mit dem diensthabenden Assistenzarzt. Zwei uniformierte Polizisten standen an der Tür. Wenige Minuten später gesellte sich eine Zivilpolizistin hinzu. Sie unterhielt sich mit den beiden Bullen und beriet sich dann leise mit Doktor Porsena.

Jim hatte sich auf die Seite gewälzt, aber das Gesicht ihnen zugewandt, so daß er sie beobachten konnte. Nachdem der Doktor und die Polizistin reichlich mit den Händen gestikuliert und den Kopf geschüttelt hatten, kam der Arzt zu Jim herüber. »Wie geht es dir, Jim?« fragte er.

»*Excelsior**, es geht aufwärts!« sagte Jim. »Und ich meine damit keine Sofafüllungen.«

* *Exceslior*: amerikanisch für ›Holzwolle‹; im amerikanischen Original Wortspiel – Anm. U.K.

Porsena lächelte dünn. »*Immer aufwärts!* Ich brauche dir ja nicht zu sagen, daß du in einem höllischen Schlamassel steckst. Allerdings glaube ich, daß wir die Dinge wieder ins Lot bringen können, auch wenn es nicht unbedingt darum geht, es dir leichter zu machen. Dreh dich herum. Ich will mir deinen Rücken ansehen.«

Jim tat es. Porsena pfiff leise durch die Zähne. »Wie hast du das denn angestellt? Du hast es doch nicht etwa selbst getan?«

»Es sind... irgendwie schon selbst. Es sind Orcs Wunden. Ein Sklaventreiber hat ihn so zugerichtet, weil er aufsässig war.«

»Du hast früher schon Stigmata gehabt, Jim.«

Jim hätte gern Porsenas Gesicht gesehen. »Ja«, sagte er. »Aber damals hab ich nur geblutet, Doktor. Solche Wunden hatte ich noch nie. Meine Haut war unversehrt. Das Blut sickerte nur irgendwie heraus. Das hier sind richtige Schnitte, tiefe Schnitte. Sie tun auch weh. Sie sind nicht ›psychisch induziert‹, wie ihr Seelenklempner es ausdrückt. Sie wollen mir doch nicht unterstellen, daß ich Ihnen etwas vormache, oder?«

»Darüber reden wir später noch. Wir müssen auch die Sache mit den Drogen klären. Soweit ich informiert bin, behauptest du, man habe sie dir untergeschoben. Fürs erste mußt du über Nacht zur Beobachtung in der Notaufnahme bleiben, möglicherweise hast du eine Gehirnerschütterung. Ich werde noch einige Zeit auf sein und in der Nähe bleiben. Ich werde versuchen zu klären, was eigentlich passiert ist. Gute Nacht, Jim.«

Am folgenden Nachmittag war Jim wieder auf seinem eigenen Zimmer. Seine Wunden waren mit Mull überklebt und schmerzten viel weniger als gedacht. Vielleicht – und es war ein großes VIELLEICHT – hatte er Orcs Fähigkeit zur schnellen Regeneration übernommen. Nicht besonders wahrscheinlich, aber schließlich war alles möglich.

Jim betätigte sich auch als Detektiv, allerdings hatte er, abgesehen von den Mahlzeiten und den therapeutischen Sitzungen, Zimmerarrest. Das Thorazin, das Doktor Porsena ihm verschrieben hatte, machte ihn furchtbar benommen und nahm ihm die Antriebskraft. Trotzdem fand er bald heraus, was während seines Aufenthalts in der *Welt der tausend Ebenen* – oder, wie alle anderen annahmen, während seiner Trance – auf dieser Welt passiert war.

Sherwoods Kontaktmann war ein Pfleger, Nate Rogers. Die Patienten wußten das, aber ihr ›Ehrencodex‹ verbat es ihnen, die Aufsicht darüber zu informieren. Jim hatte nur ein einziges Mal beobachtet, wie Rogers Drogen an Sherwood weitergab, aber das reichte schon. Was in der vorigen Nacht passiert sein mußte, war folgendes: Die Drogenrazzia hatte Rogers überrascht. Er hatte panisch reagiert und die Drogen in Jims Zimmer versteckt. Das hatte er leicht bewerkstelligen können, direkt unter den Augen des Patienten. Denn Jim hatte im wahrsten Sinne des Wortes von dieser Welt abgehoben. Natürlich bestand auch die Möglichkeit, daß Sherwood es getan hatte – aus reiner Bosheit.

Aber was nutzten alle Spekulationen. Komm zum Kern der Sache, beiß dich zum Wesentlichen durch – das würde Orc tun. Also würde es auch Jim Grimson tun.

Es war noch nicht Mittagszeit. Jim schlenderte den Gang hinunter, grüßte die wenigen Patienten. Weder Aufsicht noch Schwestern oder Pfleger waren zu sehen, niemand schickte ihn zurück aufs Zimmer. Nate Rogers, ein großer, muskulöser, aber häßlicher Mann Ende Dreißig, lehnte an der Tür zur Wäschekammer. Er betrachtete nachdenklich die Zigarette in seiner Hand, als überlege er, ob er sie hier oder im Raucherzimmer anzünden solle. Als er Jim in der Nähe entdeckte, lächelte er: »Wie geht's dir, Junge?«

»Bin nicht in guter Stimmung, du hinterhältiger Drecksack!«

Jim packte Rogers, wirbelte ihn herum und stieß ihn durch die Tür. Rogers stolperte nach vorn und bemühte sich, nicht hinzufallen. Jim

machte das Licht an. Der Pfleger fing sich an der gegenüberliegenden Wand und schwenkte herum. Sein Gesicht war gerötet, er wirkte bedrohlich.

»Was, zum Teufel, willst du von mir, du arschloch?«

Jim sagte ihm, um was es ging, obwohl Rogers es bestimmt schon erraten hatte.

»Du sagst Porsena, was du getan hast, oder ich schlag dich so zusammen, daß du's tust.«

»Was? Bist du verrückt? Ja, klar, natürlich bist du das! Du bist so verrückt wie ein ganzer Sack voll Wanzen!«

»Vergiß das bloß nicht«, sagte Jim. »Wir schneiden dir die Kehle durch, wenn du uns den Rücken zukehrst. Ich jedenfalls. Kommst du nun mit in Porsenas Büro?«

»Scheiße!« fluchte Rogers. »Du hast nichts, absolut nichts gegen mich in der Hand! Hau ab, du Blödmann, oder ich wisch den Boden mit dir auf!«

»Das kannst du mit deinen Klischees machen.«

»Was? Was sagst du da?«

»Hör zu«, sagte Jim. »Vielleicht glaubst du mir nicht, aber ich weiß, wie ich dich in zwei Sekunden mit meinen bloßen Händen ins Jenseits befördern kann.«

»Totale Scheiße!« sagte Rogers und grinste höhnisch. »Selbst wenn du's könntest, würdest du's nicht tun! Willst du lebenslänglich in den Knast?«

»Ich hab gesehen, wie du Sherwood Drogen gegeben hast«, sagte Jim. »Das haben auch viele andere hier. Wenn sie annehmen, daß man mich gelinkt hat, werden sie ihren blöden Ehrencodex vergessen. Sie werden mich unterstützen.«

»Ganz gewiß werden sie das! Schieb's dir sonstwo hin! Glaubst du etwa, sie wollen sich selbst von der Quelle abschneiden?«

»Es sind nur ganz wenige, die illegale Drogen von Sherwood kaufen«, entgegnete Jim. »Die anderen sind in der Überzahl. Also, was ist jetzt? Du hast fünf Sekunden. Eins, zwei, drei, vier, fünf!«

Rogers schwang die Fäuste und rannte direkt auf Jim zu. Eine Sekunde später lag er mit glasigen Augen und offenem Mund auf dem Rücken. Jim wartete, bis Rogers wieder ganz bei sich war.

»Ich hab dir nur einen Kinnhaken versetzt«, sagte Jim. »Das hat meiner Hand gar nicht gutgetan. Nächstes Mal trete ich dir in den Bauch oder stoße dir drei Finger genau unters Herz und quetsche es so lange, bis es zu schlagen aufhört. Ich tu das wirklich nicht gern, Rogers. Nein, ist ja gar nicht wahr. Es macht mir wirklich Spaß.«

Er log. Ihm war plötzlich aufgegangen, daß er sich, anstatt Gewalt anzuwenden, lieber etwas Trickreiches ausdenken sollte, um Rogers zum Geständnis zu zwingen. War das nicht genau das, was Orc tun würde? Vielleicht hatte er es doch falsch angepackt. Vielleicht machte er damit den Schlamassel noch schlimmer.

Aber für solche Überlegungen war es jetzt zu spät. Er hatte sich nun mal für diesen Weg entschieden. Jetzt gab es kein Zurück.

»Das kannst du also alles tun?« sagte Rogers. »Ich bleibe einfach hier am Boden liegen, bis du abhaust. Vielleicht fange ich auch an zu schreien. Du glaubst, du hast Probleme? Wart nur ab, dann wirst du schon sehen, in welcher tiefen Scheiße du noch landest!«

Die Tür schwang auf, ihre Kante hätte Jim fast erwischt. Er machte einen Schritt zur Seite und sah Sherwood dort stehen, hinter dem sich die Tür wieder schloß. Der große junge Blonde kniff vor Überraschung und Schock die Augen zusammen.

Jim trat hinter ihn, mit dem Rücken zur inzwischen geschlossenen Tür. »Willst du hier ein Geschäft abwickeln, Sherwood?« fragte er. »Ich hab eins für dich!«

Rogers mußte in seinen Taschen die Drogen haben, die Sherwood kaufen wollte. Ohne darüber nachzudenken, was er eigentlich

vorhatte, stieß Jim den Jungen vorwärts in die Kammer. Sofort danach öffnete er die Tür, trat auf den Gang, knallte die Tür wieder zu und lehnte sich schwer dagegen. Sandy Melton kam den Gang entlang. Er rief ihr zu, sie möge die Aufsicht holen.

»Sag ihnen, daß ich Sherwood und Rogers beim Drogenhandel erwischt habe!«

Sandy war verwirrt.

»Was? Du meldest sie? Aber...!«

»Entweder mein Arsch oder ihr Arsch«, sagte er. »Mach schon!«

Eine Minute später kam sie zurück, zwei von der Tagesaufsicht, Elissa Radowski und Ike Vamas, hatte sie im Schlepptau. Jim mußte sich gegen die Tür stemmen, um Sherwood davon abzuhalten, sie gewaltsam aufzudrücken.

»Schnell«, sagte er. »Rogers und Sherwood haben darin gerade Drogengeschäfte abgewickelt! Ich hab sie erwischt! Geht schnell rein, ehe Rogers das Zeug versteckt!«

Er trat einen Schritt zurück, so daß die Tür sich öffnete und aufschwang. Sherwood fiel hindurch und landete auf Händen und Knien. Die Aufsicht stürmte in den Raum. Jim sah Rogers mit einem Plastikbeutel in der Hand. Offensichtlich hatte er den Inhalt gerade geschluckt. So etwas tat nur jemand, der vor Panik völlig aus dem Häuschen war. Und es nützte ihm nicht einmal. Die Aufsicht holte sechs weitere Plastikpäckchen aus der Innentasche seines weißen Pflegerkittels. Dann brachte man ihn zur Notaufnahme, wo sein Magen ausgepumpt wurde, ehe die Beruhigungsmittel ihn umbringen konnten.

Sherwood machte einen bösen Fehler, als die Aufsicht Rogers wegbrachte. Er rappelte sich vom Boden hoch und packte Jim bei den Eiern. Ehe er sie quetschen konnte, warf ihn ein Handkantenschlag gegen die Stirn zurück. Sein Hals und Rücken bogen sich nach

hinten, er schrie vor Schmerz auf. Einige Minuten später folgte er, auf einer Trage festgeschnallt, Rogers in die Notaufnahme.

Jim lehnte an der Wand, schüttelte den Kopf und atmete tief durch. Wieder hatte sich die rote Wolke um seinen Verstand gelegt. Er hätte Sherwood in die Rippen getreten, wenn Sandy Melton ihn nicht festgehalten und angebrüllt hätte, er solle, um Gottes willen, ganz ruhig bleiben.

Dann kamen die Ärzte Porsena, Tarchuna und Scaevola und drängten sich durch die versammelte Menge der Patienten und Pfleger. Sie brauchten eine Weile, bis sie die Leute beruhigt und bis auf Sandy und Jim zerstreut hatten, und noch länger, bis sie die ganze Geschichte gehört hatten.

Nach dem Verhör ordnete Porsena an, Jim solle in seinem Zimmer eingeschlossen werden. »Vor allem, damit du dir nicht noch weitere Schwierigkeiten einhandelst und du Zeit hast, dich zu beruhigen«, sagte er. »Ich rede mit dir, sobald dieser ganze Schlamassel aufgeklärt ist. Ich will nicht, daß du noch mehr anstellst.«

Der Psychiater, den sonst nichts aus der Ruhe bringen konnte, war wütend. Sein versteinertes Gesicht und der Ton seiner Stimme ließen daran keinen Zweifel. Jim ging widerspruchslos auf sein Zimmer. Daß sich selbst Doktor Porsena über ihn ärgerte, machte ihm schwer zu schaffen.

Anders als erwartet, bestellte Porsena ihn an diesem Tag nicht mehr in sein Büro. Allerdings verabreichte er Jim noch einmal Thorazin, nachdem er sich vergewissert hatte, wann Jim es das letztmal eingenommen hatte.

Das Beruhigungsmittel hatte bei Jim überhaupt keine Wirkung. Erst wurde er wütend, dann schlug er sich mit Schuldgefühlen herum, dann wurde er wieder wütend. Anstatt ins Bett zu gehen, als die Lichter aus waren, tigerte er in seinem Zimmer auf und ab, fror vor Elend, kochte vor Wut.

26. KAPITEL

Jim saß beim Einzelgespräch im Büro des Psychiaters. Ein neu gerahmtes Dokument mit großen, kunstvollen Druckbuchstaben hing an der Wand. Jim konnte es von seinem Platz aus nicht lesen, aber er nahm an, es müsse sich um eine Auszeichnung aus jüngster Zeit handeln. Der Doktor hatte mehr Diplome und Auszeichnungen als eine Hollywood-Größe Arschkriecher um sich herum.

In einer Zimmerecke stand auf dem obersten Regalbrett eine neue Büste. Darunter befanden sich die weißen Büsten irgendwelcher uralter griechischer und römischer Philosophen mit Rauschebärten und starrem Blick, außerdem kleine Skulpturen, die einen sitzenden Buddha und den heiligen Franz von Assisi darstellten. Neugierig auf den jüngsten Erwerb, stand Jim von seinem Sessel auf, um sich die Büste näher anzusehen, während Porsena noch ein Blatt Papier vollkritzelte.

Bis auf den Schnurrbart ähnelte das Gesicht sehr der Julius-Caesar-Büste. Es war das Gesicht von Doktor Porsena. Unterhalb der Büste war etwas eingeritzt: DEM UNBEKANNTEN PSYCHIATER. Obwohl Jim gar nicht zum Lachen zumute war, platzte ihm ein Lachen heraus. Der Doktor hatte wirklich einen teuflischen Humor, wenn es normalerweise auch ein eher gedämpfter und gelassener Humor war.

Am Anfang der Sitzung hatte Porsena den ›Schlamassel‹ zusammengefaßt, in dem Jim immer noch steckte. Er redete sehr schnell, aber mit deutlicher Aussprache und ohne jede Pause, fast so schnell wie ein Auktionator. So sprach er immer, wenn er sich mit einem Thema befaßte, das erledigt werden mußte, ehe man wirklich zur Sache, zur Therapie kommen konnte.

Man hatte Rogers' Kündigung akzeptiert und auf die Einleitung eines Strafverfahrens wegen Drogenhandels verzichtet. Als Gegenleistung hatte Rogers ein volles Geständnis ablegen müssen und außerdem seine Beschuldigungen gegen Jim – Rogers hatte mit

Klage wegen schwerer tätlicher Beleidigung gedroht – zurückgezogen. Auch Sherwood hatte von einer Klage gegen Jim wegen schwerer tätlicher Beleidigung und versuchten Totschlags abgesehen. Der Doktor hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er, falls er Klage erhob, seinerseits mit einem Strafverfahren wegen Drogenhandels rechnen mußte. Außerdem würde man ihn sofort aus der Therapie werfen.

Sherwood war wieder auf seinem Zimmer, allerdings unter strenger Aufsicht, zur Bewährung. Er bewegte sich mit steifem Rücken, sein Hals tat ihm weh, wenn er ihn drehte, und er ging Jim aus dem Weg.

Auch Cranam und McDonrach hatten keine Klagen gegen Jim geltend gemacht. Sie steckten selbst in Schwierigkeiten, da Doktor Porsena der Ansicht war, sie hätten die Situation und Jim falsch angepackt. Zwar konnten sie auch weiterhin als Aufsicht arbeiten, aber man würde sie künftig nicht mehr der Psychiatrischen Abteilung zuteilen.

»Ich bin fest davon überzeugt, daß man jedem eine zweite Chance geben muß«, hatte der Doktor gesagt. »Also bekommst auch du eine. Du mußt dich genauso bewähren wie alle anderen auch. Gut, ich habe von deiner außergewöhnlich lebhaften Phantasie gesprochen. Sie hat dir dabei geholfen, schneller als deine Mitpatienten mit der Therapie weiterzukommen. Ich will nicht, daß dir deswegen der Kopf schwillt. Du hast einfach Glück gehabt, daß du mit dieser Vorstellungskraft geboren wurdest.«

Der Doktor brach ab. Seine blauen Augen beschworen Bilder der Wikinger herauf, Jims Großvater hatte Jim von ihnen erzählt. Die Augen waren die Augen Leifs des Glücklichen, sie starrten über das düstere, bedrohliche und scheinbar endlose Meer. Irgendwo hinter dem fernen Horizont lag noch nicht entdecktes Land. War es zu weit weg? Sollte er nach Grönland zurückkehren?

Doktor Porsenas Gesichtsausdruck änderte sich leicht. Er war zu einer bestimmten Entscheidung gelangt. »Es ist Zeit«, sagte er, »daß du anfängst, die nicht erstrebenswerten Eigenschaften des Roten Orc abzuschütteln.«

Jim sagte nichts. Bis auf ein Augenzwinkern saß er so steif in seinem Sessel, als habe Porsena ihn in einen Kühlmittelzylinder getunkt.

Schließlich sagte der Doktor: »Was hältst du davon?«

Jim rutschte auf seinem Hosenboden hin und her, sah einen Augenblick zur Zimmerdecke und leckte sich über die Lippen.

»Ich... ich gebe zu, daß ich große Angst habe. Ich fühle... ich fühle mich so, als hätte ich einen... einen großen Verlust erlitten. Ich weiß nicht...«

»Du weißt es«, sagte Porsena.

»Ist es wirklich nötig? Überstürzen Sie da auch nichts? Ich bin gerade erst in Orc hineingeschlüpft. Jesus, wie viele Tage ist es her, seit ich damit angefangen habe? Nicht viele!«

»Die Zahl der Therapietage spielt keine Rolle. Wir sind keine Strafanstalt. Was zählt, ist einzig und allein der Grad des Fortschritts, den du in deiner Therapie machst. Und es braucht dir nicht peinlich zu sein, daß du Angst hast. In diesem Stadium gerät jeder Patient in Panik. Ich wäre sehr mißtrauisch, wenn du ganz lässig darauf reagieren würdest. Ich würde mich fragen, ob du wirklich und tief in Orcs Charakter eingedrungen bist. Aber ich habe keine Zweifel daran, daß du es getan hast.«

»Zu tief?« fragte Jim.

»Das bleibt abzuwarten.«

»Worin bestehen seine schlechten Eigenschaften?« fragte Jim laut.

»Sag du es mir.«

»Ich würde lieber erst seine guten Eigenschaften durchsprechen.«

»In welcher Reihenfolge auch immer. Ehe du anfängst: Wie fühlst du dich im Augenblick in emotionaler und körperlicher Hinsicht? Außer, daß du Angst hast.«

»Mir geht es schon besser, wenn ich darüber spreche, was an Orc gut ist. Ich hab allerdings immer noch ziemliches Herzklopfen. Und ein schwabbeliges Gefühl im Bauch. Außerdem muß ich pinkeln.«

»Kannst du damit noch warten? Oder wäre dir das zu unangenehm?«

»Ich weiß nicht«, sagte Jim. »Wahrscheinlich geht's. Es ist nicht so dringend, wie ich eben noch dachte.«

»Orcs positive Eigenschaften? Diejenigen, die deiner Meinung nach bei dir selbst fehlten oder zu schwach ausgeprägt waren?«

»Hören Sie!« platzte Jim heraus. »Ich kann nicht damit aufhören, in Orc zu schlüpfen! Er braucht mich! Da ist doch das Geisterhirn! Ich muß ihn davon befreien! Wenn es Oberwasser gewinnt, wird er nicht mehr Orc sein! Nicht der echte Orc! In den Körper will ich nicht mehr rein, wenn sein Verstand nicht mehr der von Orc ist! Das wäre gräßlich für mich! Außerdem, was würde das schon bringen?«

Er machte eine Pause, weil er schlucken mußte. Seine Lippen und sein Mund waren sehr ausgetrocknet.

»Außerdem lassen Sie mich ja auch gar nicht noch mal rein!«

»Das habe ich nicht gesagt«, stellte der Doktor fest. »Das hast du nur angenommen, und ich möchte, daß du diese Annahme untersuchst. Warum nimmst du an, daß ich dich dazu bringen möchte, Orc aufzugeben? Falls du es weißt, sag es mir. Du gehst doch davon aus, daß du Orc aufgeben mußt, oder nicht? Aber ich habe nichts dergleichen gesagt. Ich möchte lediglich, daß du für eine gewisse Zeit nicht mehr in Orc eintauchst, die Dauer hängt von deinen Fortschritten ab. Später kannst du deine Reisen zu Orc fortsetzen. Also, was sind seine guten Eigenschaften?«

»Hm... unerschrockener Mut. Ungebrochener Wille. Einfallsreichtum – er nutzt, was gerade zur Hand ist, um sein Ziel zu erreichen. Der brennende Wunsch, alles mögliche zu lernen. Neugier. Stark ausgeprägte Selbstachtung. Junge, Junge, die hätte ich auch gern! Die Fähigkeit, sich jeder Situation anzupassen, mit den Leuten auszukommen, egal ob Ober- oder Unterschicht, wenn es zu seinem Vorteil ist. Die Langmütigkeit einer Schildkröte. Aber wenn es darauf ankommt, ist er so schnell wie ein Karnickel.«

»Noch etwas?«

»Na ja, die Beziehungen zu seiner Familie. Nicht gerade ungetrübt, aber er liebt seine Mutter wirklich, auch wenn er manchmal wütend auf sie ist, weil sie seinem Vater nicht entschieden genug oder nicht oft genug Widerstand entgegensetzt. Trotzdem ist sie stark. Außerdem ist Orc verrückt nach seiner Tante Vala. Was seine Beziehungen zu den Eingeborenen, insbesondere zu seinen Halbschwestern, betrifft: Er ist nie brutal mit ihnen umgegangen. Allerdings könnte man sagen, daß die Art, wie er sie verführt und mit ihnen rumgebumst hat, nicht gerade christliches Verhalten war. Aber er hat sie nie dazu gezwungen. Die Eingeborenen halten es für eine große Ehre, wenn sie ein Kind von einem Lord bekommen. Jedenfalls wird dadurch das Leben im allgemeinen leichter für sie.«

»Inwiefern hast du, nach deiner eigenen Einschätzung, Orcs gute Eigenschaften übernommen? Hast du es beispielsweise geschafft, größere Selbstachtung zu entwickeln?«

»Sie sind doch derjenige, der solche Dinge beurteilen soll!«

»Ich frage dich.«

»Na ja, ich glaube, ich bin mir meines eigenen Wertes jetzt sehr viel mehr bewußt, was gut ist. Ich meine... meine Selbstachtung ist viel größer als früher. Besser. Nur...«

»Nur was?«

»Ist das überhaupt meine eigene Selbstachtung? Oder ist sie nur von Orc geborgt? Spiele ich weiter Orc, wenn ich auf der Erde bin, und wird das anhalten?«

»Ein Mensch mit echter Selbstachtung kümmert sich nicht darum, was andere Leute von ihm denken«, sagte der Doktor. »Er oder sie urteilt selbst über den eigenen Wert. Ich würde sagen, echte Selbstachtung zeigt sich am ehesten in deinem Verhalten, wenn du mit einem Problem konfrontiert bist. Anscheinend nimmst du inzwischen die Dinge selbst in die Hand. Du läßt den Kopf nicht hängen. Du wünschst dir nicht nur, daß du eine Situation ändern könntest, du versuchst es auch. Habe ich das richtig beobachtet?«

Jim nickte und sagte: »Scheint ziemlich genau ins Schwarze zu treffen. Ich bin nicht mehr so feige wie früher. Ich glaub's zumindest nicht.«

»Vielleicht warst du nie so feige, wie du dachtest? Du hast dich doch mit diesem Maulhelden, Freehoffer, herumgeschlagen. Du hättest dich damals ja auch davor drücken können.«

»Aber sicher«, sagte Jim. »Dann hätte ich genauso gut mit einem riesengroßen Schild ›Ich bin ein feiger Hund‹ herumlaufen können, und alle hätten sich das Maul darüber zerrissen.«

»Was würdest du tun, wenn es jetzt passieren würde? Würdest du kämpfen, weil du vor der sozialen Ächtung mehr Angst hättest als vor der körperlichen Gewalt? Oder würdest du kämpfen, weil du einfach keine Angst mehr vor ihm hättest und es für falsch hieltest, seine Schikanen weiter zu ertragen?«

»Letzteres, vermute ich. Wie soll ich das wissen, wenn es nicht wieder passiert?«

»In gewisser Weise ist es ja wieder passiert. Du bist an einen Punkt gelangt, an dem du so verzweifelt warst, daß du gegen Sherwood und Rogers vorgegangen bist. Sonst hättest du dich gar nicht in diese Ecke drängen lassen. Sobald du die Situation überblickt hast, bist du dagegen angegangen und hast sie gelöst. Du hättest es anders und

besser machen können. Aber ich will darauf hinaus, daß du es sofort getan hast. Jetzt laß uns über Orcs negative Eigenschaften sprechen.«

»Das ist einfach. Er ist arrogant. Aber dafür kann er nichts. Er wurde zum Lord erzogen. Die Lords glauben, sie wären Gottes auserwähltes Volk, auch wenn sie nicht an Gott glauben. Sie halten sich sogar für die einzigen wirklichen Menschen. Andere menschliche Wesen gelten gar nicht als echte Personen.«

»Du entschuldigst ihn. Hältst du Arroganz für eine negative Eigenschaft? Auf dich bezogen?«

»Ja, natürlich. Ich will doch kein eingebildeter Sack sein.«

»Ist Orc ein, wie du es ausdrückst, ›eingebildeter Sack‹? Das heißt, in deinem Sinne?«

»Ja.«

»Was sonst noch?«

»Na ja, seine Brutalität. Anscheinend gehört das dazu, wenn man Lord ist. Aber am Anfang, als ich das erste Mal in Orc schlüpfte, hatte er auch so was wie Mitgefühl. Er hat sich mit seinem Vater verkracht, weil er sich weigerte, seinen Halbbruder umzubringen, obwohl der ja nur ein *leblabbiy* war. Ich glaube nicht, daß von seinem Mitleid oder Mitgefühl noch was übrig ist. Jedenfalls nicht viel.

Dann ist da auch noch seine permanente Wut. Die ist fast immer da. Er ist dauernd zornig. Aber das liegt daran, wie sein Vater ihn behandelt hat. Und daran, daß seine Mutter es nicht fertiggebracht hat, seinen Vater davon abzuhalten, ihn nach Anthema zu verbannen. Warum haben sie ihrem Sohn das angetan? Er wollte sich seinem Vater einfach nicht unterwerfen, wollte sich nicht bei ihm anbiedern und ihm nicht dauernd in den Arsch kriechen. Er wollte die willkürlichen Schläge, Tritte und Beleidigungen von Los einfach nicht mehr hinnehmen. Das war alles. Natürlich hat ihn die Wut gepackt. Das kann man ihm auch nicht verdenken. Ich hätte auch eine teuflische Wut. Also – ist das so schlimm?«

»Wir haben über angemessene und nicht angemessene Wut gesprochen«, sagte Doktor Porsena. »Du hast mir erzählt, Orc habe in Betracht gezogen, die Zerstörungsmaschine aus Zazels Welt zur Vernichtung seiner eigenen Welt einzusetzen. Das würde nicht nur seinen Vater töten. Seine Mutter, seine Brüder, Schwestern und viele Millionen Eingeborene, praktisch alle Lebewesen auf dieser Welt würden sterben. Ist das angemessene Rache?«

»Es war nur eine Wunschvorstellung«, sagte Jim. »Teufel noch mal, solche Wunschvorstellungen hat doch jeder! Aber man setzt sie nicht in die Tat um! Außerdem wollte er vorher seine Mutter und Brüder in Sicherheit bringen!«

»Und alle anderen sterben lassen. Was diese allgemeinen Wunschvorstellungen von Rache betrifft: Diejenigen, die sie haben, setzen sie normalerweise nicht in die Tat um. Aber Orc macht es. Das heißt, er wird es machen, wenn er wirklich zurückkehrt und sich die Zerstörungsmaschine holt. Falls er sie bekommt, wird er sie dann einsetzen?«

»Ich hoffe nicht. Das wäre furchtbar. Aber ich werde es ja nicht erfahren, wenn ich nicht in ihn zurückkehre, oder?«

»Wahrscheinlich weißt du es jetzt schon«, sagte der Doktor. »Du willst es nur nicht zugeben. Aber eine andere Frage: Wie hätte Orc sich verhalten, wenn man ihn wie dich gelinkt hätte?«

»Genau so wie ich«, sagte Jim stolz. »Ich hab genau das getan, was meiner Meinung nach Orc getan hätte.«

»Hätte er die beiden Aufseher tätlich angegriffen? Das hätte er nicht – falls stimmt, was du behauptest, nämlich, daß er in den meisten Situationen einen kühlen Kopf bewahrt. Ich gebe zu, daß man dich provoziert hat. Allerdings, soweit ich es beurteilen kann, nicht so sehr provoziert, daß du dermaßen aggressiv reagieren mußtest. Glaubst du, es war nötig, Sherwood und Rogers tätlich zu bedrohen? Hätte es keine andere Möglichkeit gegeben, sie bloßzustellen?«

»Doch, natürlich. Ich hätte sie verpfeifen können. Aber wenn ich es Ihnen oder der Aufsicht einfach so mitgeteilt hätte, wäre überhaupt kein Beweis dagewesen. Ich mußte sie auf frischer Tat ertappen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Außerdem würde ich nie jemanden einfach anschwärzen!«

»Du hattest sie ja schon auffliegen lassen, aber dann hast du auch noch Sherwood schwer zugesetzt.«

»Er hat mich angegriffen!«

»Deine Verteidigung wirkte eher wie ein Angriff. Ein sehr gewalttätiger Angriff.«

»Das war, was Orc getan hätte.«

»Genau. War es auch angemessen für dich?«

Jim runzelte die Stirn und biß sich auf die Unterlippe. Dann sagte er: »Sie wollen mir sagen, daß es in meiner Situation falsch war, sich wie Orc zu verhalten.«

»Das habe ich nicht zu dir gesagt. Du hast es mir gesagt. Und...«

»In Ordnung. Ich kapier's jetzt. Mir war nicht klar, was an Orcs Verhalten angemessen und was nicht angemessen war.«

»Und an deinem Verhalten.«

Der Psychiater verfolgte das Thema noch weiter. Jim fiel dabei auf, daß Doktor Porsena sich wie ein Reisebegleiter verhielt, der seinem Kunden selbst die Erstellung einer persönlichen Orientierungskarte überließ, während sie gemeinsam unterwegs waren. Allerdings konnte Jim nicht vorhersehen, in welche Richtung sein Reisebegleiter ihn mitnahm.

Am Ende der Sitzung trug der Doktor Jim auf, jeden Tag die verordnete Menge Thorazin aus der Apotheke zu besorgen.

»Du wirst es eine Weile nehmen müssen. Vielleicht nicht besonders lange. Fürs erste darfst du nicht in die *Welt der tausend Ebenen* zurück. Ich werde dir sagen, wann es soweit ist, daß du zurück kannst. Ich möchte, daß du Zeit hast, deine Erfahrungen und Eindrücke

auszuwerten. Danach können wir über eine Rückkehr reden. Ich betone ausdrücklich und aus gutem Grund, daß du dein Tragil nicht benutzen darfst, bis ich es dir erlaube. Kein Stapellauf, bis das Wetter bei dir da drinnen gut ist, verstanden?«

»Verstanden. Ich höre Sie laut und deutlich.«

Als Jim auf den Gang trat, umgab ihn plötzlich strahlend helles Licht.

Er konnte Doktor Porsena nicht sagen, was das Licht ihm offenbarte. Sonst wäre er sehr schockiert gewesen und hätte Maßnahmen ergriffen, die Jim gar nicht paßten. Aber vielleicht ahnte der Doktor auch schon die Wahrheit.

Jim war süchtig danach, Orc zu sein.

27. KAPITEL

Es gab viele Punkte, die weder der Doktor noch Jim in dem Gespräch angeschnitten hatten. Zum Beispiel, daß Jims Angst, der Sklaventreiber könne Orc enthauptet haben, eigentlich ja ganz unbegründet war. Schließlich hatte Farmer in einem seiner Romane doch geschrieben, daß der inzwischen als ›Roter Orc‹ bekannte junge Lord gegen Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts nach Christus noch am Leben war, oder etwa nicht? Also war Jims Befürchtung, Orc sei ermordet worden, doch völlig fehl am Platz. Wenn Jim es doch wußte, warum machte er sich dann trotzdem solche Sorgen?

Ein weiterer nicht berührter Punkt war die Diskrepanz zwischen dem, was Farmer über die Lords berichtete, und Jims Kenntnissen aus erster Hand. In Farmers *Welt der tausend Ebenen* war Vala die Schwester von Rintrah und Jadawin. In den realen Welten der Lords war Vala die Schwester von Orcs Mutter Enitharmon. Rintrah war das zweite Kind von Los und Enitharmon und Orcs jüngerer Bruder.

Nach einigem Nachdenken war Jim zu dem Schluß gekommen, daß Farmer nur Bruchstücke kannte oder aber sein Wissen durch einen Filter bezog, der einige, aber nicht alle Informationen durchsickern ließ.

Doktor Porsena und sein Team glaubten – obwohl sie das den Patienten gegenüber nie ausdrücklich gesagt hatten –, daß der Romanzyklus *Die Welt der tausend Ebenen* pure Erfindung war. Jim wußte es besser. Man sagte, Farmer habe einige wirklich mystische Erfahrungen gehabt. Er mußte eine Art von Medium gewesen sein. Vielleicht war er es immer noch. Auf irgendeine Weise hatten sich ihm Eindrücke von den Welten der Lords vermittelt. Wie durch einen dunklen Spiegel hatte er das Licht dieser Welten mittels zwischenweltlicher psychischer Schwingungen oder anderer Phänomene erfahren. Aber er hatte nicht immer ihre genauen Frequenzen, und die ›atmosphärische Elektrizität‹ beeinträchtigte

den Empfang. Also konnte man davon ausgehen, daß die Botschaften, die er empfang, nicht ganz exakt waren. Außerdem konnte er, ohne daß es weiter auffiel, Dinge erfinden, um die Lücken zu füllen. Schließlich schrieb er ja etwas, das die meisten Leute sowieso für reine Erfindung hielten.

Aber trotz mancher Irrtümer im zeitlichen Ablauf und in der Zuordnung von Personen trafen die Pfeile, die Farmer mit der *Welt der tausend Ebenen* abschoß, fast immer direkt ins Schwarze oder nur knapp daneben. Außerdem waren einige der Lords, die Jim kannte oder von denen er wußte, nicht unbedingt diejenigen, über die Farmer schrieb. Sie mochten Nachfahren der ursprünglichen Lords oder deren Verwandte sein. Wie viele Robert Smiths und John Browns, die im fünfzehnten Jahrhundert gelebt hatten, mochten zahllose Nachkömmlinge im zwanzigsten Jahrhundert haben. Namen wie Los, Tharmas, Orc, Vala oder Luvah waren zwar ungewöhnlich, mußten aber keineswegs selten aufgetreten sein.

Jim hatte dringendere Probleme. Da er Bewährung hatte, mußte er sein ›antisoziales‹ Verhalten in den Griff bekommen. Das wurde aufgrund seiner sich ständig verschlechternden Laune und der leicht zu entfachenden Wut immer schwieriger. Er war süchtig nach Orc, und da er nicht in ihn zurückkehren durfte, litt er unter Entzugserscheinungen. Hätte sein Gehirn Zähne gehabt, dann hätte er sich mit Zahnschmerzen herumgeplagt. Hätte sein Gehirn eine Nase gehabt, dann hätte er unter einem Schnupfen gelitten. Hätte sein Gehirn eine Stimme gehabt, dann hätte es abwechselnd gebrüllt und um eine Dosis gebettelt.

Allerdings schaffte er es mit einer von Orc benutzten Methode, seine Wut einigermaßen zu zügeln. Jim kam sie ähnlich wie bestimmte geistige Yoga-Techniken vor, von denen er gelesen hatte. Aber man konnte sie sich viel schneller aneignen. Schließlich hatten die Lords viele Jahrtausende Zeit gehabt, diese Technik zu vervollkommen. Die Entzugserscheinungen konnte sie zwar nicht

aus der Welt schaffen, aber sie dämpfte den Schmerz und die Reizbarkeit. Die Methode wirkte so, als hebe man ab und zu den Deckel von einem Kochtopf mit siedender Flüssigkeit, um Dampf abzulassen. Aufgrund dieser Methode schaffte Jim es inzwischen, die Leute nicht mehr anzuschreien oder zu beleidigen.

Seine Stimmung stieg ein bißchen, als Mrs. Wyzak anrief und noch einmal anbot, er könne bei ihr wohnen, sobald er nur noch ambulant behandelt werde. Bei Sams Beerdigung hatte Mrs. Wyzak Jim schluchzend in die Arme genommen und ihm versprochen, er werde einen Platz haben, den er als sein Zuhause betrachten konnte. Ihr Kummer hatte sie nicht daran gehindert, ihm die Regeln klarzumachen, an die er sich würde halten müssen: keine Drogen, kein Rauchen im Haus, keine unanständigen oder gotteslästerlichen Ausdrücke, regelmäßige Erledigung der Schularbeiten, ein tägliches Bad, pünktliches Erscheinen zu den Mahlzeiten, keine laute Musik und so weiter. Jim hatte versprochen, er werde sich daran halten. Er hatte nicht den Eindruck, es werde ihm sonderlich schwerfallen. In seinem Verhalten nach außen hatte er abgesehen von den gegenwärtigen Entzugerscheinungen – große Fortschritte gemacht, und seine ›antisozialen‹ Gedanken konnte er für sich behalten, wenn er mit Mrs. Wyzak zusammen war.

Seine Hochstimmung über ihr Angebot sank am folgenden Tag. Seine Mutter rief an, um ihm mitzuteilen, sie werde ihn abends besuchen. Sie erzählte ihm genau das, was er erwartet hatte. In fünf Tagen wollten seine Eltern nach Texas aufbrechen. Er merkte, wie ihm die Tränen kamen. Sein Herz schien ihm in die Hosentasche zu rutschen. Obwohl er sich für diesen Moment gewappnet hatte – das hatte er wenigstens angenommen –, war er zutiefst verletzt. Aber es gelang ihm, die Tränen zu unterdrücken. Er wollte nicht, daß seine Mutter ihn weinen sah. Er wollte nicht, daß sie seinem Vater erzählte, wie sehr es ihm zu Herzen ging. Eric Grimson würde bei der Vorstellung, daß sein Sohn eine Heulsuse war, ganz bestimmt frohlocken.

Jim fragte nicht, warum sein Vater nicht erschienen war, um sich ihm zu stellen. Er kannte den Grund. Der Feigling!

Eva Grimson schluchzte, als sie ihn verließ. Sie versprach, seine Krankenhausversicherung zu bezahlen, außerdem auch Geld für Kleidung, Schulbücher und andere nötige Dinge zu schicken. Sein Vater werde bestimmt eine gute Arbeitsstelle finden, Jim müsse nur Geduld haben.

»Ich werde bis zum St. Nimmerleinstag Geduld haben«, rief er ihr nach, als sie zögernd zum Fahrstuhl ging. »Und so lange wird es auch dauern, bis ich nach Texas komme! Vielleicht komme ich früher, falls Vater stirbt!«

Das war brutal. In seiner gegenwärtigen Stimmung fand er es nicht einmal brutal genug.

Als er ein paar Minuten später auf dem Weg zu seinem Zimmer war, hielt ihn Sandy Melton an. Sie war sehr glücklich, ohne daß sie überdreht wirkte. Die Therapie hatte ihre manischen Phasen gedämpft. Und diesmal hatte sie ja auch wirklich Grund zum Glücklichsein: Sie hatte einen Brief von ihrem Vater erhalten, den sie Jim vorlesen wollte.

Normalerweise hätte er ihre Freude gern geteilt. Aber im Augenblick ärgerte es ihn, überhaupt jemanden in glücklicher Stimmung zu sehen. Trotzdem bezwang er seinen Unwillen.

»Mein Vater bekommt eine Arbeitsstelle in der Hauptverwaltung seiner Firma, hier am Ort! Hör mal! ›Liebe Sandy, meine Lieblingstocher. ‹ Er hat ja nur ein Kind, weißt du, er hat ja nur mich. ›Wie ich Dir schon viel zu oft gesagt habe, bin ich die Vertreterwitze und diese Existenz gründlich leid. ‹ Er meint die Existenz als Handelsvertreter, nicht als Witz. ›Es würde mir ja gar nicht so viel ausmachen, wenn ich ein großartiger Vertreter wäre. Aber ich kann wohl die Hoffnung aufgeben, jemals solche Klasse zu haben wie der heilige Paulus von Tarsus, der vielleicht der größte Handelsreisende überhaupt war. Oder wie Dschingis Khan, der Millionen von

Schlachtenopfern den Tod brachte. Oder wie der Mann, der den Eskimos Kühlschränke andrehte. Oder wie Willi-wie-hieß-er-doch-gleich, Arthur Millers Handelsreisender, dessen einzige Größe in seinem Kampf gegen das Versagen lag. Jedenfalls ist mir die Stelle des Verkaufsleiters in meiner allerliebsten, kalten und herzlosen Firma Acme Textilien angeboten worden. Glaubst Du etwa, ich würde die Stelle aus irgendwelchen ethischen, moralischen, philosophischen oder finanziellen Gründen ablehnen? Da bist Du falsch gewickelt! Also, meine liebe Tochter, werde ich den Rubikon überqueren, die Brücken hinter mir abbrechen und mich noch einmal ins Gefecht stürzen. Wobei das Gefecht vor allem mit Deiner Mutter, dem armen Ding, auszutragen ist. Egal, ob ‚12 Uhr mittags‘ oder düstere Mitternacht: Deine Mutter und ich fechten gerade den letzten, entscheidenden Kampf miteinander aus. Aufgrund meiner künftigen Position in der Firma kann ich es mir leisten, mich von ihr zu trennen und ihr Unterhalt zu zahlen. Ich kann mich auch von ihr scheiden lassen – was immer Gott und ihr böses Naturell mir nahelegen mögen.«

Sandy hüpfte auf und ab, der Brief flatterte wie eine Siegesfahne in ihrer Hand.

»Ist das nicht großartig? Ist er nicht toll? Ich weiß, was er vorhat. Die Scheidung! Er muß wohl seine Schuldgefühle ihr gegenüber überwunden haben. Ich wünschte, ich könnte das auch, aber ich schaffe es schon noch. Und er wird zu Hause sein, und ich kann dort bleiben!«

Jim umarmte Sandy und sagte dann: »Ich muß weg.«

»Aber ich will das feiern!«

»Verdammt noch mal, Sandy! Ich will dich nicht verletzen, aber ich halt das nicht aus! Es tut mir leid. Bis später!«

Er ging mit großen Schritten davon. Seine Tränen würden fließen, noch ehe er es zu seinem Zimmer schaffte. »Kann ich dir irgendwie helfen, Jim?« rief Sandy ihm nach.

Ihre Anteilnahme, ihre Sorge um ihn drückten ihm auf die Tränendrüse. Er fing an zu weinen, mußte heftig schluchzen. Er rannte auf sein Zimmer, knallte die Tür hinter sich zu, setzte sich und überließ sich seinem Kummer. Gern hätte er sich aufs Bett geworfen und sein Gesicht in der Bettdecke vergraben. Er tat es nicht, weil das nur eine Frau tun würde. Mitten im Heulen kam ihm dieser Gedanke und löste irgendwo in seinem Gehirn eine Art Domino-Effekt aus. Der letzte Gedanke, der ihm dabei durch den Kopf schoß – die anderen überschlugen sich und blieben im dunkeln –, war der Rat, den ihm sein Großvater Ragnar Grimsson einst gegeben hatte:

»Es ist eine Besonderheit der norwegischen wie auch der englischen und amerikanischen Kultur, daß Weinen bei Männern verpönt ist. Steife Oberlippe und so weiter. Aber die Wikinger, deine Vorfahren, Jim, die haben wie Frauen geweint, ob in der Öffentlichkeit oder privat. Sie haben ihre Bärte geradezu mit Tränen getränkt und sich dessen kein bißchen geschämt. Trotzdem konnten sie genauso schnell ihre Schwerter ziehen. Was also soll dieser ganze Unsinn, Männer müßten ihren Kummer, ihre Trauer und ihre Enttäuschungen ganz allein mit sich austragen? Von der steifen Oberlippe bekommen sie Magengeschwüre, Herzschäden und Schlaganfälle, weißt du das nicht, du alter Grützkopf, alter Kumpel, altes Haus?«

Wie Orc reagierten die meisten männlichen Thoans in bestimmten Situationen stoisch, in anderen dagegen mit Heulen und Zähneklappern. Wenn Orc physische Schmerzen hatte, zeigte er es nicht. Aber wenn er sich freute oder Kummer hatte, konnte er brüllen, weinen und seine Gefühle so heftig ausleben, wie ihm gerade zumute war.

Ein solches Verhalten – in der Lage zu sein, alles herauszulassen – schätzte Jim als positive Charaktereigenschaft ein.

Allerdings würde man ihn hier auf Erden wohl als Heulsuse abstempeln, falls er diesen Teil von Orcs Charakter übernahm. Welche Charakterstärken des jungen Lords er sich auch angeeignet

haben mochte: Er war nicht stark genug, jedenfalls jetzt noch nicht, die Meinung anderer einfach nicht zu beachten.

Als es Zeit für die Gruppentherapie war, hatte er seinen Kummer und Zorn weitgehend überwunden. Zumindest hatte er das Gefühl. Aber er wußte, daß starke Gefühle heimtückisch sein konnten. Sie verbargen sich, und wenn irgend etwas ihnen Tür und Tor öffnete, schossen sie heraus. Im Augenblick dachte er, daß seine Eltern ihn nicht aus freien Stücken im Stich gelassen hatten. Sie mußten fort, wenn sie sich aus dem Sumpf ihrer Armut lösen wollten. Es war ja eigentlich nicht ihre Schuld, daß er nicht mitkommen konnte. Na ja, zum Teil war es doch ihre Schuld. Aber was hätten sie sonst tun können? Und er war ja auch stark genug, allein klarzukommen – wenn die Therapie abgeschlossen war.

Es würde schwer werden, die Schule wieder in Angriff zu nehmen und darauf zu bauen, daß er seinen Schulabschluß wenigstens mit einem Notendurchschnitt von Zwei bis Drei schaffte. Noch schwieriger würde es werden, eine Hochschule zu besuchen, das Studium selbst zu finanzieren und dabei auch noch gute Leistungen zu bringen. Aber er konnte es schaffen. Schließlich hatten es ja auch Leute mit weniger Willenskraft und Intelligenz als er geschafft.

Dieser Gedanke überraschte ihn selbst. Jesus, Maria und Josef! Was war mit ihm passiert? Es war noch nicht lange her, da hatte er angenommen, er sei zu blöde, einen Abschluß, einen wirklich akzeptablen Abschluß, an der Oberschule zu machen. Plötzlich wollte er studieren und auch noch gute Leistungen bringen. Er war sogar ganz wild darauf, sich ins Lernen zu stürzen.

Seltsame Verschiebung des Blickwinkels. Eine Metamorphose. Die Verwandlung. Anscheinend hatte sich die Küchenschabe über Nacht in ein menschliches Wesen verwandelt.* Vielleicht nicht gerade in ein

* Anspielung auf Franz Kafkas Erzählung ›Die Verwandlung‹, in der sich der Wandel in umgekehrter Richtung vollzieht

menschliches Musterexemplar, aber immerhin in ein Wesen, das sich zu einer höheren Stufe als vordem entwickelt hatte. Diesen Wandel verdankte er Orc. Nein. Letztendlich verdankte er ihn Doktor Porsena, dem SCHAMANEN, der SPHINX. Aber der Psychiater würde ihm gegenüber behaupten, Jim Grimson verdanke den Wandel allein sich selbst. Er hatte zwar Hilfe erhalten, aber das erreicht, was kein anderer für ihn erreichen konnte.

In Hochstimmung ging er zur Sitzung. Er wollte den dreizehn anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern erzählen, wie gut es ihm jetzt ging und warum und daß er auf der goldenen Spur war und der Regenbogen hinter der nächsten Biegung lag. Allerdings waren heute die meisten *Musketiere der Ebenen*, wie sie sich selbst nannten, gleichfalls in leicht manischer Stimmung. ›Leicht‹ war relativ zu sehen. Im Vergleich zu ihrer düsteren und hoffnungslosen Gemütsverfassung zu Beginn der Therapie war ›leicht‹ manisch soviel wie ›äußerst‹ manisch.

Sie waren alle so zum Reden aufgelegt, daß Doktor Scaevola, der heute die Sitzung leitete, alle Mühe hatte, eine bestimmte Reihenfolge einzuhalten. Zum Teil lagen seine Schwierigkeiten an der Haltung der Gruppe ihm gegenüber. Zwar stand er voll und ganz hinter der *Welt der tausend Ebenen*-Therapie, aber er betrachtete sie als eine Technik des ›So tun, als ob‹, als eine Methode, bei der man die Phantasie nutzte. Es war ihm deutlich anzumerken, daß er ihre Reisen nicht für real hielt. Seine Stimme, seine Mimik und Körpersprache verrieten seine Skepsis.

Monique Bragg, eine Patientin, die hin und wieder im Büro aushalf, hatte, wie sie einmal erzählte, mitbekommen, wie sich Porsena und Scaevola über das Konzept von Parallelwelten in die Haare geraten waren. Porsena hatte nicht behauptet, daß es solche Dinge wirklich gab. Aber er hatte darauf beharrt, daß die jüngsten Spekulationen in der theoretischen Physik darauf hindeuteten, daß Parallelwelten sehr wohl möglich waren. Scaevola hatte sich darüber lustig gemacht.

Scaevola hatte auch einige Schwierigkeiten, mit Jugendlichen auszukommen. Mit Anhängern der Rock-Musik konnte er sowieso nichts anfangen. Er mochte nur italienische Opern und klassische Komponisten.

Schließlich stellte Scaevola die Ruhe in der Gruppe her. Der achtzehnjährige Brooks Epstein sprach als erster. Er war groß, hatte lange, schlanke Glieder und ein Gesicht wie Abraham Lincoln. Seine Stimme war ihm peinlich, weil sie so dünn und schrill war. Sie paßte nicht zu einem Rechtsanwalt oder Chirurgen. Trotzdem wollten seine Eltern, daß er entweder das eine oder aber das andere wurde. Brooks fand die Berufe ja durchaus vernünftig und erstrebenswert – wenn man dazu Lust hatte. Er selbst jedoch wollte leidenschaftlich gern ein professioneller Baseballspieler werden. Seinen Eltern hatte er versprochen, er werde die Hochschule und anschließend die Universität von Harvard besuchen, falls er es nicht bis in die Bundesliga schaffte. Das hatte ihnen nicht gereicht. Aber er hatte sich von ihnen nicht weicklopfen lassen. Auch nicht von seiner Verlobten, die ganz und gar auf der Seite seiner Eltern stand.

Als der Streit immer schlimmer wurde und Brooks immer mehr verzagte, gleichzeitig aber immer sturer reagierte, hatte sein Vater Selbstmord begangen. Anscheinend lagen die Gründe dafür in der Pleite seiner Eisenwarenhandelskette und in seiner unheilbaren Erkrankung an Knochenmarkkrebs. Trotzdem fraßen an Brooks furchtbare Schuldgefühle. Seine Abkehr vom jüdischen Glauben hatte seine Eltern schwer erzürnt und verletzt und seine Verlobte sehr erschüttert. Seine Mutter hatte zwar nie offen gesagt, daß dieser Kummer seinen Vater in den Konkurs getrieben und den Krebs verursacht hatte, aber sie glaubte es ganz offensichtlich.

Ein Studium in Harvard kam also nicht mehr in Frage. Brooks war glücklich darüber, entwickelte aber gleichzeitig noch stärkere Schuldgefühle. Dann hatte ein reicher Onkel in Chicago angeboten, Brooks das Studium zu finanzieren, egal, an welcher Universität. Der

Haken an der Sache war, daß er sich wieder zum jüdischen Glauben bekennen und entweder einen Abschluß als Mediziner oder als Jurist machen sollte. Seine Mutter und seine Verlobte hatten ihn sehr gedrängt, das Angebot anzunehmen. Sie hatten genauso viel Mitleid mit ihm wie hungrige Wölfe, die einen im tiefen Schnee umherirrenden Elch einkreisen.

Eines Abends war Brooks übergeschnappt, wie er es ausdrückte. Mit seinem Baseballschläger hatte er Möbel, teure Kunstgegenstände und Fenster zertrümmert. Noch schlimmer war, daß er seiner Mutter und seiner Verlobten gedroht hatte, er werde ihnen die Schädel einschlagen. Die Polizei hatte ihn mit Gewalt von ihnen weggezerrt. Psychiater der Schulen Freuds, Jungs und Sullivans waren bei ihm mit ihren Therapien nicht weitergekommen. Nach Zwangseinweisung ins kalifornische Est war Brooks schließlich in der Obhut von Doktor Porsena gelandet.

Die Romanfigur, die er ausgesucht hatte, war der Yidshe-Ritter Baron von Laksfalk. Der Baron kam im ersten Buch der Reihe vor. Er lebte auf der *Drachenland-Ebene* des Planeten, der die Form des Turms von Babel hatte und von Lord Jadawin beherrscht wurde. Dies war vor allem die Heimstätte von Geschöpfen, die Jadawin erschaffen hatte, aber es gab auch Nachfahren von Erdbewohnern. Jadawin, skrupellos wie alle Thoans, hatte einige Gruppen von Teutonen, die aus dem Mittelalter stammten, aber auch deutschstämmige Juden gewaltsam entführt und in diese Welt geschleust. Sie lebten in zwei voneinander getrennten Feudalgesellschaften. Jadawin hatte sie dazu ermuntert, sich nach dem Muster der Feudalgesellschaften in den König-Arthur-Sagen zu organisieren. Im ersten Buch der Reihe hatte sich der umherziehende Ritter von Laksfalk nach einem Turnier Kickaha und Wolff angeschlossen. Tapfer hatte er an Wolffs Seite gegen eine Horde Wilder gekämpft und dabei den Tod gefunden. Aber Brooks hatte es vorgezogen, Laksfalks Abenteuer in den Jahren vor dem letzten Kampf zu teilen.

Brooks Epstein berichtete, ihm komme seine schwere Bürde aus schlechtem Gewissen und Wut heute leichter vor. Er habe folgendes erkannt: Der Baron wäre ganz sicher frei von Schuldgefühlen, falls sein Vater ohne sein Dazutun starb. Schließlich habe er, Brooks, weder den Konkurs seines Vaters noch seine Krebserkrankung oder seinen Selbstmord verursacht. Deshalb sei es auch falsch, wenn er unter einem schlechten Gewissen leide. Rational sei ihm das zwar klar, das Gefühl sei aber immer noch da. Er werde aber schon noch darüber hinwegkommen.

Was die Berufswahl angehe, da wolle er immer noch Baseballwerfer werden. Schließlich handele es sich dabei ja nicht um eine kriminelle Tätigkeit. Und das sei immerhin mehr, als man über manche Tätigkeiten von Rechtsanwälten und Ärzten sagen könne.

Nachdem Brooks vom Abenteuer der letzten Nacht erzählt hatte, diskutierte die Gruppe das Verhalten des Yidshe-Barons und mögliche Alternativen. Wie Jim auffiel, interpretierten Doktor Porsena und seine Assistenten die Anmerkungen so, daß sie sich auf die gesamte Gruppe bezogen. Er nahm an, daß sie im Laufe der Therapie dazu übergehen würden, die Anmerkungen auch persönlich zuzuordnen und auszulegen.

Jim kam es so vor, als entwickle sich die *Welt der tausend Ebenen* zu einer Art Kommunion, einem religiösen Gemeinschaftserlebnis. Die Patienten hatten ganz individuelle – idiosynkratische? – und nicht steuerbare Wahnvorstellungen, unrealistische Wunschvorstellungen, Halluzinationen verschiedener Ausprägungen. Aber alle hatten jetzt an dieser religiösen Gemeinschaft der *Welt der tausend Ebenen* teil. Sie strebten aufeinander zu, näherten sich an, fühlten sich zueinander hingezogen wie Bienen zum Honig. Unbewußt änderten sie dabei ihre individuelle Sicht der von den Lords beherrschten Welten, verwandelten sie in eine gemeinsame Welt, deren Konturen allmählich sichtbar wurden. Ihre Form würden sie erkennen, wenn sie in der Therapie ein gutes Stück vorangekommen waren. Dann

würden sie merken, daß sie ihre eigenen kleinen Boote demontiert und die Stücke zu einem einzigen großen Schiff zusammengefügt hatten.

Vielleicht ging auch einfach seine Phantasie mit ihm durch, ganz zu schweigen von seinen metaphorischen Vergleichen. Jedenfalls spürte er, daß die Therapie den meisten von ihnen weiterhalf. Aber die Welt, die er betreten hatte, Orcs Welt, war kein Phantasiegebilde. Sie war so real wie die Erde. Realer, in bestimmter Hinsicht.

Der nächste Redner war der vierzehnjährige Ben Ligel. Die Halluzinationen, die er beim Genuß von Drogen gehabt hatte, waren nicht verschwunden, als er keine mehr nahm. Ben war der typische Einzelgänger. Sein Hauptproblem bestand in seiner fast panikartigen Scheu vor Situationen, die ihm nicht vertraut waren. Diese Scheu hatte er auch anderen Menschen gegenüber, abgesehen von ein paar engen Freunden. Inzwischen hielt er es meistens ganz gut mit seinen Mitpatienten aus. Aber wenn er an einen Punkt kam, an dem er allzu große Nähe zu anderen nicht mehr ertragen konnte, floh er in die anderen Welten.

Dazu legte er sich ein Buch der *Welt der tausend Ebenen* auf den Kopf und benutzte es als ›Schwerkraftschleuse‹. Mit dem Kopf voran stieß er in das Taschenuniversum vor, das er sich ausgesucht hatte. Gleichzeitig zog die Schwerkraft das Buch nach unten, zu dem Teil seines Körpers, der noch auf der Erde war. Wenn der Buchrücken den Boden erreicht hatte, fand er sich in der anderen Welt wieder.

Ben blieb so lange dort, bis der ›latente Druck der Schwerkraft‹ ihn wieder zur Erde zog. Die Reisen munterten ihn stets auf und sorgten dafür, daß er danach die ›sozialen Zwänge‹ für eine gewisse Zeit ertragen konnte.

Als dritte sprach die siebzehnjährige Kathy Maidanoff. Freimütig erzählte sie der Gruppe, wie ihre Diagnose lautete: Kathys Persönlichkeitsentwicklung war gestört, weil sie sich nicht von anderen abgrenzen konnte, sie kam mit der Verteilung weiblicher

und männlicher Rollen nicht klar und litt unter Nymphomanie. Während ihres Krankenhausaufenthaltes hatte sie sich bislang in sexueller Hinsicht zurückgehalten, aber sie hatte erotische Träume, die ihr Befriedigung verschafften. Wenn sie einen Roman der *Welt der tausend Ebenen* in die Nähe ihres Kopfes und ein weiteres Buch auf ihre Geschlechtsteile legte, träumte sie fast immer von Sex mit einer männlichen oder weiblichen Romanfigur. Sie war gerade in eine Phase der Therapie eingetreten, in der man ihr beibrachte, die Träume zu steuern. Jim war schlau genug zu erraten, daß das Ärzteteam ihr damit nicht unbedingt die Träume versüßen wollte. Vielmehr sollte sie dadurch lernen, auch ihre Wahnvorstellungen zu steuern. In einer späteren Phase würden andere Methoden zur ›Ablösung‹ beitragen, das heißt, die Wahnvorstellungen würden nach und nach ganz verschwinden.

Jim hatte nicht erwähnt, daß er die Methode der Traumkontrolle beherrschte. Er brauchte dazu auch keine Bücher heranzuziehen. Von und durch Orc hatte er gelernt, wie er Träume steuern konnte. Wenn Jim schlief, nutzte er inzwischen diese kontrollierten ›feuchten Träume‹ zur Selbstbefriedigung. Sie befriedigten ihn viel besser als die Masturbation. »Guck mal, Mama, ich habe gar keine Hände gebraucht!« Allerdings bestand die Gefahr, daß man süchtig nach diesen Träumen wurde. Mit der Zeit konnte es dahin kommen, daß man Liebespartner aus Fleisch und Blut als lästig, unnötig und pure Zeitverschwendung betrachtete.

Jim war aufgefallen, daß Orc im Traum fast immer seine Tante Vala und seine Mutter Enitharmon vögelte. Häufig hatte auch Jim diese Frauen, die ihn mehr reizten als die schöne Helena oder Vivien Leigh, in seine kontrollierten nächtlichen Visionen einbezogen, manchmal sogar beide gleichzeitig. Daß es sich dabei um Inzest handelte, wenn auch um Inzest aus ›zweiter Hand‹, war eher das Tüpfelchen auf dem i.

Am frühen Abend hatte Jim eine Entscheidung getroffen, die ihm, wie er sehr wohl wußte, alles kaputtmachen konnte. Er konnte nicht anders. Seine eigenen Gegenargumente richteten nichts dagegen aus. Er würde Porsenas Anweisungen zuwiderhandeln. Eigentlich wollte er es gar nicht. Aber er würde es tun.

Zehn Minuten vor acht tauchte er durch das Schwarze Loch in der Mitte des Tragils. Trotz Porsenas Verbot hatte er vor, in Orc einzudringen. Nicht nur einmal, sondern mehrere Male während der Nacht. Und da er die Reise nicht jede Nacht riskieren wollte – die Gefahr, dabei erwischt zu werden, war einfach zu groß –, würde er viele Nächte zu einer einzigen Nacht verdichten. Die Spanne von zehn vor acht bis sechs Uhr früh würde ihm genügend Zeit lassen, sich in verschiedene, mehrere Jahre umfassende Abschnitte von Orcs Leben zu stürzen.

Was hatte er in Mr. Lums Unterricht gelesen? Das Zitat stammte von dem Dichter William Blake.

»Umschließe die Unendlichkeit mit deiner Hand / und die Ewigkeit mit einer einzigen Stunde.«

Er wollte ja nicht gerade behaupten, er könne mit Orcs Hilfe in einer einzigen Nacht die Ewigkeit durchmessen. Aber er würde versuchen, so viele Scheibchen der Ewigkeit wie möglich in zehn Stunden zu pressen.

Genau in dem Moment, als er den Gesang anstimmen wollte, sah er Porsenas Gesicht vor sich. Es sah traurig aus und verriet Mißbilligung. Jims Gesang wurde zitterig und so dünn, daß er kaum noch zu hören war. Aber es gab etwas, das stärker war als Porsenas Gesicht. Orc und die exotischen Welten hinter den irdischen Mauern drangen gewaltsam durch das Schwarze Loch, in ihrem Sog zerbröckelte Porsenas Gesicht. Die Bruchstücke sprangen in alle Richtungen davon. Wie sich ein Bomber des Zweiten Weltkrieges durch das Feuer von Flakgeschützen manövrierte, so flog Jim mitten durch die Fragmente von Porsenas Gesicht in das Tragil.

Plötzlich hatte er furchtbare Schmerzen. Lautlos schrie er auf. Orc jedoch biß die Zähne zusammen und stöhnte nicht einmal leise. Er würde seinem Vater nicht die Genugtuung verschaffen, ihn schreien zu hören.

Orc hing ausgestreckt an einem Kreuz. Seine Füße baumelten am Boden, aber seine Hände waren am Querbalken festgenagelt. Er hielt es für unmöglich, diese Tortur noch eine Sekunde länger zu ertragen. Aber er schaffte es.

28. KAPITEL

Ganz anders Jim. Er hatte mit und durch Orc genug gelitten. Jetzt war es genug. Mehr als genug. Trotzdem gelang es ihm, noch eine Minute auszuharren. Orc befand sich in großer Höhe, oberhalb eines Berghangs. Weit, weit unten, am Fuße des Berges, lag ein großer See, in den ein Fluß mündete. Am Seeufer ragte Los' neuer Palast auf: Golgonooza, die Stadt der Kunst, deren Begrenzung auf der seeabgewandten Seite der Fluß bildete. Die Gebäude bestanden aus verschiedenfarbigen, glatt wirkenden Metallen. Alle schlangen sich in sanfter Krümmung empor und stiegen dann bis zu einer Höhe von etwa dreihundert Metern steiler, aber nie ganz senkrecht an. Von hier aus verliefen sie mehrere hundert Meter vertikal, bis sie sich schließlich nach außen wölbten. Auf verschiedenen Ebenen schienen sie miteinander zu verschmelzen. Auf vielen dieser Ebenen wucherte grüne, scharlachrote, orange- und zitronenfarbene Vegetation. Es gab zahlreiche Bäume, einige wuchsen in rechtem Winkel zur vertikalen Oberfläche der Gebäude.

Seit vielen Jahrhunderten hatte Los immer wieder an dieser Stadt, an diesem Palast gearbeitet. Er wollte das Gebäude zum prächtigsten Zeugnis thoanscher Architektur machen, seine Großartigkeit sollte sogar Urizens Unwirklichen Palast in den Schatten stellen.

Los hatte Orc gleich erwischt, nachdem er sich in diese Welt geschleust hatte. Er hatte einen Sohn trotz Enitharmons verzweifelter Bitten ans Kreuz geschlagen. Los wollte gerade mit eigener Hand den zweiten Nagel ins Holz treiben, als sie sich auf ihn stürzte. Ehe er sie außer Gefecht setzen konnte, hatte sie ihm noch das Gesicht blutig gekratzt. Jetzt war Orcs Mutter irgendwo in Golgonooza eingesperrt.

Jim hielt den Schmerz nicht mehr aus. Er wechselte sein Mantra und war wieder in seinem Zimmer. Immer noch war es zehn Minuten vor acht. Der kleinere Zeiger war kaum merklich weitergerückt. Vor Anspannung zitternd, holte sich Jim ein Glas

Wasser aus dem Bad und ruhte sich eine Weile auf dem Stuhl aus. Bald darauf wurde ihm deutlich bewußt, wie knapp ihm die Zeit für die geplanten Reisen wurde. »ATA MATUMA M'MATA«, begann er zu intonieren.

Diesmal brauchte er nicht so lange zu singen. Nach sieben Wiederholungen wurde er durch das Schwarze Loch geschleudert. Er hatte das sichere Gefühl, daß beim nächsten Mal fünf Wiederholungen reichen würden. Und bei der folgenden Reise drei. Die würde er auch für alle restlichen Reisen brauchen. Warum, wußte er nicht. Es war einfach so.

Sein zeitliches Ziel lag im folgenden Jahr. Er landete in einer Situation, die ihn früher peinlich berührt hätte. Aber er hatte den jungen Lord schon so oft unter ähnlichen Umständen angetroffen, daß er überhaupt nicht schockiert war. Orc trieb es heftig mit seiner Tante Vala. Offensichtlich gefiel es ihr so. Ein sanfter Liebhaber kam für sie nicht in Frage. Von dem wilden Strudel sexueller Begierde war Jim so fasziniert, daß er weder Zeit noch Lust hatte, auf die Umgebung zu achten. Erst nachdem Vala und Orc ihren Höhepunkt erreicht hatten, war Jim in der Lage, selbständig zu agieren. Zwar litt auch er unter den Nachwirkungen des ›kleinen Todes‹, wie manche Leute die postkoitale Mattigkeit nannten, aber immerhin war er so lebendig, daß er die unmittelbare Umgebung wahrnehmen konnte.

Die beiden Lords befanden sich in einem prunkvoll ausgestatteten Schlafzimmer, das so weiträumig wie eine ganze Villa wirkte. Die Wände und Säulen waren in wechselnde Farbmuster getaucht. Die Fenster hatten die doppelte Größe eines Fußballfeldes, waren getönt und wechselten ebenfalls die Farben. Wenn sie hin und wieder transparent wurden, konnte Jim einen schwarzen Himmel und viele Sterne erkennen. Später kam die Oberfläche eines Planeten in sein Blickfeld. Wie Jim bald darauf dem Gespräch von Orc und Vala entnahm, befanden sie sich auf einem Satelliten in einer achtförmigen Umlaufbahn.

Vala hatte Orc vom Kreuz befreit. Danach hatten sie sich auf die Flucht durch verschiedene Universen gemacht. In der Welt von Luvah, Valas Gatten, hatten sie keinen Schutz gesucht, da Vala und Luvah sich getrennt hatten. Luvah hatte im Unterschied zu dem, was bei den Lords üblich war, seine treulose Ehefrau nicht umgebracht, sondern ihr erlaubt, ihr Glück anderswo zu suchen und irgendeinem Lord seine Welt wegzuschnappen.

Wie ein göttlicher Jagdhund war Los seinem Sohn und seiner Schwägerin auf den Fersen geblieben, während sie sich von Tor zu Tor schleusten. Dann waren sie getrennt worden – den Grund dafür nannten sie nicht –, und Orc war allein weitergezogen. Aber nach vielen Abenteuern hatten sie einander wiedergefunden. Diese Welt gehörte Ellayol, das heißt, sie hatte ihm gehört. Nach ihrem Weg durch mehrere, mit zahlreichen Fallen ausgestattete Tore hatten Orc und Vala Ellayol, seine Ehefrau und seine Kinder getötet.

Diese Neuigkeiten bedrückten Jim sehr. Daß die Lords dermaßen mordlustig sein mußten! Orc hatte anscheinend jegliches menschliche Mitgefühl, das er einst besessen hatte, über Bord geworfen.

Vala und Orc hatten sich auf diesen Satelliten geschleust, weil sie sich bei einem Traumurlaub ganz den Liebesfreuden hingeben wollten. Jim hörte es – und schon loderte in ihm dieselbe Flamme, die auch in den beiden brannte. Sie ruhten kurz aus, dann kamen sie erneut zur Sache. Wieder und wieder. Zwischen den einzelnen Liebesakten sprachen sie nicht viel und dachten auch nicht großartig über die Vergangenheit nach. Als sie dazu übergingen, einander mit den Fingernägeln zu zerkratzen und sich gegenseitig das Blut abzulecken, löste sich Jim von ihnen. Allerdings ›berührte‹ er vorher noch das Geisterhirn.

Jim war sich noch immer nicht darüber im klaren, ob das Ding Orcs Verstand verdrängt hatte oder ihn so langsam übernahm, wie manche Krebsarten den Körper zerfressen. Was ihn bei der Berührung mit dem Geisterhirn ›schaudern‹ ließ, war die Tatsache,

daß es seine Berührung erwiderte. Irgend etwas hatte eindeutig, wenn auch nur kurz, seinen ›Finger‹ nach ihm ausgestreckt. Jim hatte sich dabei sofort geekelt. Trotzdem war ihm die Berührung irgendwie vertraut vorgekommen.

Nachdem Jim wieder in seinem Zimmer war, ruhte er ein paar Minuten aus. Durch die Trennwand zu einem der Nachbarzimmer drang schwach ein Geräusch: Ein Mädchen schluchzte. Durch die andere Wand kreischte Jim Morrison die Worte von ›Horse Latitudes‹, während The Doors drauflos hämmerten, die Gitarrensaiten schwirren ließen und das Schlagzeug bearbeiteten. Der Songtext zählte zu Jims Favoriten, echte Lyrik, wie er fand. Er hatte diesen Hit des Jahres 1967 lange nicht gehört, aber Monique Bragg versäumte nur selten das ›Golden Oldies‹-Radioprogramm.

Jim seufzte. Er wollte seine Rückkehr zu Orc nicht aufschieben. Allerdings war er im Augenblick von der sexuellen Ekstase so ausgelaugt, daß er den Gesang noch nicht wieder anstimmen konnte. Obwohl er sich in körperlicher Hinsicht nicht in direktem Sinne verausgabt hatte, war er aufgrund seiner Rolle als nicht ganz unbeteiligter Zuschauer erschöpft. Inzwischen wußte er alles, was es über zärtliche Liebe zu wissen gab, er hatte es erfahren, als Orc seinerzeit mit der Eingeborenen zusammengelebt hatte. Und er wußte auch mehr als genug über gewalttätige Liebe, wie sie Vala und Orc praktizierten. Auf Erden hatte er zwar nur wenige erotische Abenteuer erlebt, aber als Orc hatte er so viele Erfahrungen gemacht, daß Casanova und Henry Miller dagegen wie Chorknaben wirkten.

Weitere Minuten verrannen. Schließlich schleuderte er sich durch die schwarze Mitte. Sein Ziel lag sechs Jahre weiter. Bestimmt befand sich Orc diesmal in einer recht glücklichen Situation. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung mußte es ja auch solche Situationen für ihn geben.

Bei Shambarimems Horn! Orc hielt sich wieder in einem Gemach im ursprünglichen Stadtpalast seines Vaters auf. Niemand sonst war

da, durch das schwer vergitterte, offene Fenster drang kein Laut. Man hatte ihn erneut gefangengenommen, als er sich auf dem Weg durch die Stadt Golgonooza befand, um Los zu töten. Vala hatte sich durch ein Tor in irgendeine andere Welt geschleust. Das war vor sieben Monaten gewesen. Man hatte Orc in das Zuhause seiner Kindheitstage, in den Wolkenpalast, gebracht und dort eingesperrt.

Jim war schockiert, als er herausfand, daß das längst nicht alles war, was Los seinem Sohn angetan hatte. Orcs Körper berührte ihn als sehr seltsam. Er hatte Muskeln an Stellen, an denen er früher keine besessen hatte. Seine Beine und Füße waren so taub, daß er sie gar nicht mehr spüren konnte. Und er bewegte sich auf merkwürdige, erschreckende Weise.

Als Jim Orcs Spiegelbild in einem hohen Wandspiegel erblickte, war er so überrascht und erschrocken, daß er sich beinahe von Orc losgerissen hätte und zur Erde zurückgekehrt wäre. Der nackte Körper des Lords sah von den Genitalien aufwärts genau wie früher aus. Aber seine untere Hälfte bestand aus dem Körper einer Schlange. Orc hatte keine Beine. Er war mit einem riesigen, fünfzehn Meter langen Schlangenleib verbunden, dessen Schuppen hellgrün leuchteten. Die grüne Schlangenhaut war in regelmäßigen Abständen mit fünfzackigen, scharlachroten Flecken gezeichnet. Orcs Torso wurde vom mächtigen Vorderteil des Reptilienkörpers gestützt. Er bewegte sich wie eine Python über den Fußboden.

Orc war zu einem reptilienartigen Zentaur geworden, halb Mensch, halb Schlange. Jim wußte genügend über die Wissenschaft und Geschichte der Thoans, daß er sich denken konnte, wem Orc diese Metamorphose verdankte. Los hatte seinen Sohn nicht umgebracht, sondern es vorgezogen, ihn wieder einmal furchtbaren Torturen auszusetzen. Er hatte das biologische Wissen und die immer noch zugänglichen Mittel der Lords dazu benutzt, dieses Ungeheuer zu schaffen. Man hatte seinem Sohn die Beine abgehackt und sein

Fleisch mit dem kopflosen Rumpf einer Schlange zusammengeschweißt.

Hin und wieder kam Los in den inzwischen verwaisten Palast, um Orc mit Hohn und Spott zu überschütten. Er hatte seinem Sohn erzählt, Enitharmon sei wieder mit ihm zusammen. Wenn man Los glauben durfte, dann hatten sie nach ihrer Versöhnung noch drei Kinder bekommen: Vala, auf Enitharmons Wunsch nach der Tante benannt, Palamabron und Theotormon. Alle drei Kinder waren von Leihmüttern ausgetragen worden. Orc war das einzige Kind, das Enitharmon selbst geboren hatte. Wenigstens ein einziges Mal hatte sie eine natürliche Geburt erleben wollen. Das Erlebnis hatte ihr ein für allemal gereicht.

»Aber ich habe meine Lektion inzwischen gelernt«, hatte Los gesagt. »Von jetzt an schicke ich die Kinder, sobald sie erwachsen sind, zu anderen Welten. Auf manchen leben keine Lords mehr, man hat dort die Herrscher oder Herrscherinnen umgebracht. Auf anderen Welten werden meine Kinder beweisen müssen, wie schnell und schlau sie sind, wenn sie sich gegen die Herrscher behaupten wollen.«

Enitharmon wußte weder, daß ihr Sohn eingekerkert, noch daß er zu einem Ungeheuer geworden war. Los hatte ihr erzählt, er habe erfahren, Orc sei wohlbehalten in der Welt von Manathu Vorcyon gelandet. Die uralte Frau habe ihn adoptiert, er setze seine Ausbildung in ihrem friedlichen Universum fort. Eines Tages werde Los Enitharmon erlauben, Orc zu besuchen. Allerdings werde das noch lange warten müssen, so lange, bis sich der leidenschaftliche Haß zwischen ihm und Orc gelegt habe.

Unterdessen hatte Los, wie er sagte, Enitharmon mit der Aufzucht ihrer Kinder genügend zu tun gegeben. Viele dienstbare Geister halfen ihr dabei.

Orc wußte nicht, ob sein Vater ihn anlog oder die Wahrheit sagte. Genausogut war möglich, daß seine Mutter immer noch eingesperrt war. Vielleicht hatte man sie sogar ermordet.

Wieder berührte Jim das Geisterhirn, wieder erwiderte es seine Berührung.

Es war eindeutig gewachsen.

Er beschloß, eine Weile bei Orc zu bleiben. Fasziniert beschäftigte er sich mit dieser Kreuzung von Mensch und Schlange. Das erste, was ihm auffiel, war die Verbindung beider Blutkreisläufe. Das Reptil war ein Warmblüter. Das bedeutete, daß es gar kein echtes Reptil war. Es stammte aus Los' Laboratorium, war extra zu dem Zweck gezüchtet worden, mit Orcs Körper zu verschmelzen. Diese Verschmelzung setzte voraus, daß dieselbe Art von Blut in ihm zirkulierte. Der Schlangenkörper hatte ein eigenes Herz, ein menschliches Herz allein hätte auch gar nicht ausgereicht, genügend Blut durch die enorme Körpermasse zu pumpen.

Der Schlangenleib verband sich direkt unterhalb von Orcs Anus und Genitalien mit dem menschlichen Körper. Immerhin blieb Orc die Demütigung erspart, seine Exkreme über den Schlangentrücken zu ergießen und sich selbst zu besudeln. Das, was er aß, wanderte durch seine eigenen Gedärme und danach in den Magen des Reptils. Urin mußte er teilweise durch seine eigene Harnröhre ablassen, der größte Teil konzentrierte sich jedoch im Schlangenkörper.

Um gesund und am Leben zu bleiben, mußte er riesige Mengen essen und trinken. Falls er versuchen sollte, sich zu Tode zu hungern, würde er nicht nur unter seinen eigenen Hungerqualen, sondern auch unter denen der Schlange leiden.

»Bildlich ausgedrückt, bist du ja schon immer eine Schlange gewesen«, hatte Los gesagt. »Jetzt verbindest du Bild und Wirklichkeit.«

»Eine Schlange, die zubeißen kann«, hatte Orc geschrien. »Eine Schlange, die dich zerquetschen kann!«

Sein Vater hatte gelacht und gesagt: »Wenn ich Vala erwische, verwandele ich sie in eine passende Partnerin für dich. Ich freue mich schon darauf zuzusehen, wie ihr beide euch windet und nach Schlangenart liebt. Oder es jedenfalls versucht. Das wird ein Anblick sein, den die Welt noch nicht gesehen hat!«

Orc antwortete nicht. Er wollte Los nicht merken lassen, wie sehr er sich nach Gesellschaft, insbesondere weiblicher, insbesondere der von Vala, sehnte.

Flucht schien unmöglich. Direkt hinter der einzigen Tür und den vier Fenstern lagen mit Fallen gespickte Tore. Nie betrat Los das Zimmer, allerdings öffnete er manchmal die Tür, um sich über seinen Sohn lustig zu machen. Normalerweise sprach er von einem Fernsehschirm aus, der die ganze Wand einnahm, mit Orc. Es machte ihm Spaß, Orc mitten in der Nacht zu wecken. Orc war nicht böse darüber. Tages- oder Nachtzeiten bedeuteten ihm nicht viel, und Anblick oder Stimme eines menschlichen Wesens, selbst die seines Vaters, waren ihm willkommen. Selbstverständlich ließ er Los das nicht wissen.

Drei Monate nach seiner Gefangennahme brachten Orcs zwei Körper Edelsteine hervor.

29. KAPITEL

Zuerst dachte Orc, er leide unter entzündeten Furunkeln. Harte Knötchen schossen wie die Pilze aus beiden Körpern, nur Gesicht und Hals waren unversehrt. Die Knötchen juckten sehr, und die dünne Haut über den harten Schwellungen platzte beim leichtesten Kratzen auf. Die Wunden bluteten ein bißchen, eiterten aber nicht. Unter der geplatzten Haut zeichnete sich eine facettenreiche Substanz ab, die anfangs wie Gummi wirkte. Später wurde sie so hart wie Edelstein. Die Wucherungen hatten die unterschiedlichsten Farben und Formen.

Orc wurde klar, daß er unter keiner gewöhnlichen Krankheit litt. Die Thoans waren immun gegen Pickel, Geschwüre, eigentlich gegen alle Hautkrankheiten. Für den Ausbruch dieser Krankheit mußte Los gesorgt haben.

Innerhalb einer Woche waren die Schwellungen dicker geworden. Inzwischen waren sie so groß wie Walnüsse und härter als deren Schalen. Die Haut darüber platzte jetzt nicht mehr auf. Drei Tage, nachdem die Schwellungen zum ersten Mal sichtbar geworden waren, hatte der Juckreiz sich gelegt. Orc kratzte sich nicht mehr. Die Wunden, die er sich selbst mit den Fingernägeln zugefügt hatte, heilten innerhalb von fünf Stunden ab. Glücklicherweise blieb die Unterseite des Schlangenkörpers von Schwellungen verschont. Sonst wäre die Fortbewegung über den glatten Fußboden ebenso schwierig wie schmerzhaft geworden. Schon jetzt konnte selbst das zickzackartige Schlängeln des Reptilienkörpers nicht verhindern, daß der sich ständig windende Schwanz Orc gelegentlich zu Fall brachte.

Wenn Los persönlich in der Tür stand oder sein Gesicht auf dem Bildschirm auftauchte, weigerte er sich, Orcs Fragen zu beantworten. »Es handelt sich nicht um eine Krankheit«, war sein einziger Kommentar.

Bei allen Schwellungen brach die Haut innerhalb von einer Stunde auf. Was darin verborgen gewesen war, fiel mit einem Klirren auf den Fußboden. Es sah wie geschliffener Edelstein aus und funkelte im Licht.

Kurz darauf öffnete Los die Tür. Lange stand er einfach da und lachte. Dann sagte er: »Du bist ein lebendes Schatzkästlein, Orc, deine eigene Diamantenmine und dein eigener Edelsteinschleifer. Du wirst bald bis zum Arsch, bis zu deinem menschlichen Arsch, in Diamanten, Smaragden, Granaten, Rubinen, Saphiren, Amethysten und Chrysoberyllen stecken. Vielleicht ertrinkst du sogar darin.

Sprich mir deinen Dank aus, mein Sohn. Dein Vater hat Reichtümer über dich gehäuft, obwohl du nur Dreck und Asche verdienst. Die Geschichte von deinem unglückseligen Glück und makabren Tod wird sich auf allen Welten verbreiten, dafür werde ich schon sorgen. Du wirst zu einer Legende werden, die selbst den Geschichten von Shambarimem und Manathu Vorcyon Konkurrenz machen kann.«

Als Antwort beugte Orc seinen Körper so tief, daß er nur ein paar Zentimeter über dem Boden war. Er sammelte eine Handvoll Edelsteine, – sie waren immer noch feucht –, richtete sich auf und warf sie mit voller Wucht zur Tür. Los rührte sich nicht, trat nur einen kleinen Schritt zurück, um gleich darauf wieder seine alte Position einzunehmen.

Als die Juwelen durch die Tür schossen, verschwanden sie im Nichts.

Auf diese Weise merkte Orc, daß sich dort ein Tor befand.

»Von jetzt an wirst du mein Gesicht nur noch auf dem Bildschirm sehen«, sagte Los. »Du hast keine Möglichkeit, die Edelsteine loszuwerden. Ertrink in deinem Meer der Schönheit!«

Er schloß die Tür. Kurz danach glitt oben an der Zimmerdecke eine kleine runde Verkleidung zur Seite. Durch das Loch fielen die Edelsteine, die Orc nach Los geworfen hatte. Einer nach dem anderen. Orc nahm diese und die restlichen Steine und ließ sie in die

Fäkaliengrube fallen. Zehn Minuten später kamen alle wieder durchs Deckenloch.

Jim löste sich von Orc und kehrte in sein Zimmer auf der Erde zurück. Sofort begann er wieder zu singen. Als er wieder bei Orc war, waren nach thoanscher Zeit vier Monate vergangen. Der Lord war gerade damit beschäftigt, einer in die Wand eingelassenen Drehscheibe Platten zu entnehmen, die vor Speisen überquollen. Gezwungenermaßen hatte er riesige Mengen gegessen und getrunken, um die bei der Produktion der Edelsteine verausgabte Energie zu ersetzen. Fast die ganze Zeit hatte er damit verbracht, Nahrung aufzunehmen und wieder auszuscheiden. Da Hunger und Durst ihn alle zwei Stunden weckten, schlief er nur noch in kurzen Etappen. Falls er versucht hätte, seine Nahrungsaufnahme auf ein normales Maß zu reduzieren, wäre er in weniger als vierundzwanzig Stunden ausgetrocknet und innerhalb von drei Tagen verhungert.

Die Edelsteine lagen mehrere Zentimeter hoch auf dem Boden. Wenn Orc darüber kriechen wollte, glitt er aus, rutschte und hatte große Mühe, sich von einer Stelle zur anderen zu bewegen. Allerdings hatte er jüngst eine neue Methode der Fortbewegung ausprobiert, die ganz gut klappte. Anstatt seinen menschlichen Körper senkrecht aufzurichten, beugte er ihn so in die Waagerechte, daß er die Fortsetzung des Schlangenkörpers bildete. Mit seinen Händen schob er die Juwelen vor seiner Nase zur Seite und machte so den Weg frei.

Nach und nach würden die Edelsteine sich so hoch türmen, daß er sich keinen Weg mehr würde bahnen können. Inzwischen war nur noch die Frage offen, ob er eher an Erschöpfung oder an Sauerstoffmangel sterben würde. In absehbarer Zeit würde er nicht mehr in der Lage sein, bis zum Speiseausschank und dem Wasserhahn vorzudringen. Die Edelsteine würden dann alles unter sich begraben haben.

Zum ersten Mal in seinem Leben war Orc völlig verzweifelt. Anscheinend gab es nur einen einzigen Ausgang aus diesem Zimmer: den Tod. Jim fühlte sich ebenso hoffnungs- und mutlos wie Orc. Außerdem bedrückte ihn der Gedanke, daß das Geisterhirn offensichtlich wuchs. Allerdings würde nach Orcs Tod keine große Gefahr mehr von ihm ausgehen. Im Augenblick sah es so aus, als werde Orcs Tod alle Probleme auf einen Schlag lösen.

Nach zwölf Reisen kehrte Jim an dem Abend zu Orc zurück, an dem der Lord entweder entkommen oder dem Tod ins Auge sehen mußte. Die Edelsteine waren schon fast bis zur Zimmerdecke hochgewachsen, es fehlte nur noch etwas mehr als ein Meter. Um an den Speiseausschank und den Wasserhahn zu kommen, mußte Orc zwei große, tiefe Löcher schaufeln. Es dauerte nie lange, bis sich die Kuhlen wieder mit Edelsteinen füllten, so daß Orc sie jeden Tag aufs neue graben mußte. Er versuchte schon gar nicht mehr, die Fäkaliengrube zu erreichen. Die Folge war fürchterlicher Gestank im Zimmer, der Jim an das Jaucheloch des alten Dumski erinnerte.

Das Zimmer wurde mit Videokameras, möglicherweise auch mit anderen Sensoren überwacht. Los war bestimmt nur gelegentlich auf Beobachtungsposten, es sei denn, er trug einen kleinen Empfänger mit sich herum. Vielleicht hatte er Bedienstete dazu abgestellt, das Zimmer rund um die Uhr zu überwachen. Bestimmt würde er sofort von einem technischen Gerät oder einem der Überwacher benachrichtigt werden, falls sein Gefangener irgend etwas Außergewöhnliches unternahm. Allerdings waren die Wandverkleidungen jetzt fast bis unter die Decke von Juwelen bedeckt. Aber an der Zimmerdecke waren bestimmt versteckte Videokameras angebracht.

Orc überlegte, ob er die noch freien Flächen der Wand und der Zimmerdecke mit seinen Exkrementen überschmieren sollte. Aber sobald die Überwachungsgeräte nichts mehr übertrugen, würde man Los rufen.

An der Wand oberhalb des Wasserhahns schaufelte er ein Loch. Das würde seinen Überwachern nicht weiter auffallen. Sie hatten gesehen, daß er es jedesmal tat, wenn er Wasser trinken wollte. Als er bis zum Wasserhahn vorgedrungen war, umklammerte er ihn fest. Er hoffte, daß er dem Druck, dem er ihn aussetzen wollte, standhalten und nicht aus der Wand reißen würde. Den größten Teil seines Schlangenkörpers hatte er quer durch das Zimmer in voller Länge ausgestreckt. Während Orc sich an dem Metallhahn festhielt und die Hand wechselte, um den festen Griff nicht lockern zu müssen, wälzte er sich wieder und wieder herum.

Falls die menschlichen Beobachter es bemerkt hatten, nahmen sie vielleicht an, er erleide irgendeinen Anfall. Möglicherweise riefen sie Los. Aber es würde für sie nicht so aussehen, als bereite er auf irgendeine Weise seine Flucht vor. Und sie würden eine Weile abwarten, um herauszufinden, was er vorhatte – falls er überhaupt etwas vorhatte.

Als er sich herumwälzte, sanken die Juwelen rund um seinen menschlichen Körper ein und begruben ihn unter sich. Auch der Schlangenkörper war bald darauf von Juwelen bedeckt, wenn auch nicht so hoch wie der menschliche Teil. Als nächstes tastete er mit der Schwanzspitze so lange herum, bis er einen von den senkrechten, mit einer Vanadiumlegierung überzogenen Gitterstäben spürte, die vor dem Fenster eingelassen waren. Er streckte den Schwanz noch fast einen Meter weiter aus und schlang ihn um den Gitterstab.

Falls das Gitter in die Metallwand geschweißt war, würde es sich selbst seinen kraftvollsten Versuchen widersetzen. Und er war nicht einmal in vollem Besitz seiner Kräfte. Aber nachdem er sich so angestrengt hatte, daß der Schweiß seinen Körper schlüpfrig machte und ihm in den Augen brannte und seine Adern zur Größe winziger Schlangen angeschwollen waren, brach das Gitter quietschend heraus. Das Geräusch konnte den Überwachungsgeräten nicht entgehen.

Der Wasserhahn hatte sich zur Seite gebogen, obwohl er aus sehr dickem und festem Metall bestand.

Jetzt tauchte Orc aus der harten, aber durchlässigen Schicht, die ihn bedeckte, auf. Während sein vorderer Körper eine gerade Linie mit dem Schlangenteil bildete, griff er nach den Edelsteinen, die vor ihm lagen, dabei schlug der Schwanz heftig zur Seite aus. Nachdem er rasch bis ans Fenster gelangt war, schob er sich an der Wand entlang, hielt in gewissem Abstand vom Fenster inne und begann, mit seinem Schwanz das Fenster zu bearbeiten. Anfangs milderten die mineralienartigen Auswüchse unter der Haut den Schmerz der Schläge ein bißchen ab. Es tat nur weh – so weh, daß er es kaum ertragen konnte –, wenn die Haut über den noch nicht ausgereiften Edelsteinen aufplatzte. Die Steine brachen jedoch nach etwa zwanzig Stößen heraus, das machte die Schmerzen noch schlimmer. Da jetzt kein Puffer mehr da war, der die Schläge seines Schwanzes abmilderte, biß er vor Qual die Zähne zusammen. Das Fenster war blutverschmiert.

Genau in dem Moment, als er glaubte, er könne seine immer schwächeren Attacken auf das Fenster nicht fortsetzen, fiel das Fenster heraus. Sofort ergoß sich eine Kaskade von Juwelen nach draußen. Er schlängelte sich zur Fensteröffnung und steckte den Schwanz hindurch, bis er sich oberhalb der Öffnung befand. Mit dem Schwanz tastete er die Wand oberhalb des Fensters ab, bis er in einer Nische auf ein senkrecht stehendes Objekt stieß. Der Sockel diente ihm als Anker, er schlang seinen Schwanz herum. Als nächstes steckte er Kopf und Schultern durch die Fensteröffnung.

Die einzige Lichtquelle war der Mond. Orc konnte jedoch erkennen, daß sein Schwanz mit dem Sockel einer Metallskulptur vertäut war. Jetzt wußte er genau, an welcher Stelle innerhalb des riesigen Komplexes der Palaststadt er sich befand. Er hing auf der Nordseite eines der Gebäude, die als erste auf der untersten Ebene errichtet worden waren. Der Bau war mehr als zweitausend Jahre alt. Orcs

Eltern hatten schon seit längerer Zeit davon gesprochen, ihn abzureißen und durch einen Neubau zu ersetzen. Sein allzu ornamentaler Rokokostil gefiel ihnen nicht mehr.

Im Palast gingen die Lichter an. Orc sah kein Zeichen von Leben. Wahrscheinlich waren die Überwacher der Aufzeichnungsgeräte die einzigen Palastbewohner, alle anderen mußten wohl nach Golgonooza umgezogen sein. Inzwischen hatte man Los bestimmt schon geweckt. Vielleicht hatte er sich sogar schon in diesen Bau oder in eines der Nachbargebäude geschleust.

Mit dem Schwanz umklammerte Orc die Beine der Skulptur noch fester und glitt ganz aus dem Fenster. Einen Augenblick lang hing er mit der vollen Länge beider Körper kopfüber nach unten. Dann zogen ihn seine mächtigen Reptilienmuskeln hoch. Er drehte den Schlangenkörper, bis sein Gesicht der Mauer zugewandt war, richtete sich so auf, daß er nach den Schultern der Skulptur greifen konnte und löste den Schwanz von ihrem Sockel. Fast hätten seine Finger dem Zug des sofort nach unten fallenden Schwanzes nachgegeben. Er schwenkte den Schwanz hoch und schlang ihn um die Skulptur, die sich über ihm befand. Auf diese Weise zog er sich von Skulptur zu Skulptur, bis er das Dach erreicht hatte.

Wie Orc erwartet hatte, standen in einer Ecke mehrere Flugzeuge unterschiedlicher Typen und Größen bereit. Als er es bis zum Maschinenpark geschafft hatte, wählte er ein gänzlich weißes Flugzeug der Klasse Steed II. Die Steed war so groß, daß er seinen riesigen Körper darin unterbringen konnte. Allerdings war es nicht einfach, in den Pilotensitz zu gleiten, und das mußte er, wenn er das Flugzeug steuern wollte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Schlangenteil in den Zwischenraum zwischen beiden Sitzen zu klemmen und ihn dann so zu krümmen, daß sein menschlicher Körper ans Steuerpult kam. Da er keine Füße hatte, mußte er die Pedale mit den Händen bedienen. Das würde das Fliegen in den Situationen, in denen das Flugzeug nicht vom Autopiloten gesteuert

wurde, beschwerlich machen. Aber er würde es sicher schaffen, wenn er bei bestimmten Manövern Vorsicht walten ließ.

Er hoffte, daß der Worterkennungscode, mit dem man die Maschine startete, noch derselbe wie früher war. Es funktionierte. Aber das hieß noch lange nicht, daß der verborgene Selbstzerstörungsmechanismus der Maschine nicht zünden würde. Vielleicht wurde er automatisch aktiviert, vielleicht aber auch durch ein Funksignal von Los. Außerdem bestand die Gefahr, daß die Maschine gar nicht auf Orcs Steuerungsbefehle reagieren würde, da er nicht ihr autorisierter Pilot war. Wenn eine andere Instanz die Steuerung übernahm, dann konnte Los das Flugzeug auch dahin dirigieren, wo er es haben wollte, und zur Landung zwingen.

Das Risiko mußte Orc eingehen. Er hatte gar keine andere Wahl.

Keines der Flugzeuge hatte schwere Waffen oder Handfeuerwaffen an Bord.

Auf beiden Seiten der Maschine leuchteten drei Meter erfassende, fächerförmige Leitstrahlen auf. Unter Orcs Kontrolle begannen die Strahlen schnell wie Kolibriflügel auf- und niederzuhuschen. Langsam stieg das Flugzeug in die Höhe, die Blinklichter der Sethi-Maschine verschmolzen zu einem einzigen Strahl. Orc schaltete auf Radar und Infrarotsicht und benutzte auch die Frontscheinwerfer. Da sowieso jeder, der ihm in die Quere kam, die seitlichen Blinkstrahler sehen würde, machte es auch nichts aus, wenn er sich eine gute Frontsicht verschaffte.

Orc, der wie rasend beschleunigte, brauchte nur sechs Minuten, bis er die rund zweihundertsiebzig Kilometer zurückgelegt hatte. Es dauerte nicht lange, bis die Lichter von Golgonooza aufstrahlten und er Geschwindigkeit wegnahm. Inzwischen mußte Los sich zum Palast geschleust und erfahren haben, was passiert war. Auch, daß Orc die Steed entführt hatte. Bestimmt war er schon wieder in Golgonooza, zumindest befand er sich auf dem Rückweg. Er würde sich denken

können, daß sein Sohn zu keinem anderen Ort fliegen und flüchten würde, solange er noch halb Schlange war.

Es spielte auch gar keine Rolle, ob Los zum Palast aufgebrochen und inzwischen zurück oder ob er gar nicht fortgewesen war: Wichtig war nur, daß er sich jetzt in seiner neuen Stadt aufhielt. Orc manövrierte das Flugzeug steil hinunter zum Landeplatz, zur Plaza vor der hoch aufragenden, von einer Drehkuppel gekrönten Residenz von Los. Dabei erblickte er seinen Vater. Er rannte über den Platz. Nein, eher war es ein Taumeln. Er trug nur einen kurzen Lendenschurz und einen Gürtel, an dem ein Halfter mit einem Strahler hing. Eine Hand hatte er an die Seite gepreßt, als habe er dort Schmerzen.

Vor Los lief Orcs Mutter, deren weißes, durchsichtiges Nachthemd hinter ihr herflatterte. Enitharmons schlanke Beine wirbelten schnell auf und ab, sie wirkte verzweifelt. Los hätte sie mit seinem Strahler betäuben oder töten können, aber er war so rasend vor Wut, vielleicht auch so schwer verletzt, daß er gar nicht mehr an die Waffe dachte. Oder aber er wollte sie nur dann einsetzen, wenn er sich dazu gezwungen sah.

Während Orc die Steed wendete, so daß Los sie im Rücken hatte, bemerkte er, daß zwischen Los' Fingern der Schaft und teilweise auch die Schneide eines Dolches herausragten. Offensichtlich hatte Enitharmon ihm den Dolch zwischen die Rippen gestoßen, allerdings nicht tief hinein. Das hieß, daß sie gar nicht in einem Trakt des Palastes eingesperrt gewesen war, oder man hatte sie freigelassen. Vielleicht hatte sein Vater auch gelogen, als er behauptet hatte, er habe sie eingesperrt. Jedenfalls hatte seine Mutter herausbekommen, was Los ihrem Sohn angetan hatte. Sie hatte Los abgefangen, ehe er etwas Entscheidendes gegen Orc unternehmen konnte. Es war zu einem Kampf gekommen, und sie hatte ihm den Dolch in die Seite gerammt. Dann war sie geflohen.

Die Sethi-Flügel machten keinen Lärm. Los hatte ihr Blinken nicht bemerkt oder konzentrierte sich so sehr darauf, seine Frau zu erwischen, daß ihm die Lichter nicht aufgefallen waren. Orc ließ das Flugzeug absinken, bis es etwa zwei Meter über dem bunten, leuchtenden Straßenpflaster schwebte, und schoß dann damit auf Los' Rücken zu. Enitharmon war gestolpert und auf ein Knie gefallen. Die Zeit reichte Los, brüllend über sie herzufallen. Als sie aufzustehen versuchte, packte er sie mit beiden Händen an der Gurgel. Inzwischen kauerte sie mit nach hinten gebeugtem Körper auf den Knien und umklammerte Los' Handgelenk.

Noch ehe Orc den Bug des Flugzeugs zwischen Los' Schultern rammen konnte, hatte Enitharmon ihre rechte Hand freibekommen und den Dolch mit einem Ruck aus Los' Körper gezogen. Er schrie vor Schmerz auf. Sie wollte Los gerade den Dolch in den Bauch stoßen, als er von dem Bug des Flugzeugs nach vorne geschleudert wurde, so daß ihr Dolch ihn nur seitlich am Brustbein traf. Dann riß sein Körper sie zu Boden. Der Dolch lag nahe bei ihrer Hand auf dem Pflaster. Orc hatte sich bei dem Manöver gegen Los zurückgehalten. Er kochte zwar vor Wut, konnte aber trotzdem noch einigermaßen klar denken. Er wollte seine Mutter nicht dadurch verletzen, daß er Los allzu heftig gegen sie schleuderte. Außerdem wollte er Los nicht umbringen. Noch nicht.

Dennoch lag Enitharmon jetzt ausgestreckt unter Los, dessen Körper schwer auf ihr lastete. Seine Arme waren gespreizt, sein Gesicht wies nach unten. Er war benommen oder ohnmächtig. Enitharmon unternahm keinen Versuch, ihn von sich ab- und herumzuwälzen. Als sie mit dem Hinterkopf auf das Pflaster geprallt war, hatte der Schlag offensichtlich auch sie betäubt.

Orc öffnete das Kabinendach des Flugzeugs, kroch heraus und auf seine Eltern zu. Enitharmon blickte über Los' Schultern hinweg auf und schrie. Selbst wenn ihr Los erzählt hatte, was er Orc angetan hatte, war der Anblick für sie noch viel schrecklicher als erwartet.

Das Entsetzen, das sein monströser Körper bei ihr auslöste, wurde noch dadurch gesteigert, daß Orc völlig blutverschmiert war.

»Ich bin's, Mutter«, krächzte er.

Er beugte sich nieder und hob den Dolch vom Pflaster auf. Sie war jetzt still und starrte ihn nur mit weit aufgerissenen Augen an.

Orc wälzte den reglosen Körper seines Vaters herum und schlitzte seinen Lendenschurz und das Hüfttuch darunter auf. Wenige Sekunden später schrie Enitharmon erneut auf. Sie schrie und schrie und konnte sich lange nicht beruhigen.

Orc hatte Los die Hoden abgeschnitten. Als das vollbracht war, richtete er sich auf, entfernte die beiden Eier aus dem Hodensack und ließ sie in seinem Mund verschwinden. Mit aufgeblähten Backen begann er zu kauen. Rasende Wut und die Legenden von den alten Lords, die angeblich so mit ihren Feinden verfahren waren, hatten ihn zu dieser Tat inspiriert. Vielleicht hatte auch sein Schlangenanteil die menschliche Abscheu vor einer solchen Tat zunichte gemacht. Orc war halb zum Tier geworden. Und nicht nur in der Hinsicht, daß sein Körper sich mit dem einer Schlange vereinigt hatte.

Was immer Orc auch zu dieser Tat getrieben haben mochte: Für Jim Grimson war es mehr, als er ertragen konnte. Er brauchte keinen Gesang anzustimmen, um sich von dem Lord zu lösen. Schock und Ekel zerrissen das geistige Band, er war wieder in seinem Zimmer. Er zitterte am ganzen Körper und hatte das Gefühl, er müsse sich übergeben.

30. KAPITEL

»Ich weiß, daß Sie alles andere als entzückt von mir sind, Doktor«, sagte Jim Grimson. »Sie haben mir verboten, in Orc zurückzukehren, aber ich konnte einfach nicht anders. Orc ist ein genauso starker Stoff wie Kokain. Ich kann Ihnen schwören, das mach ich nie wieder! Nie wieder! Nie wieder, bis Sie es mir ausdrücklich sagen! Und auch dann wird es mir zuwider sein, das kann ich Ihnen versichern! Diesen Zwang bin ich los!

Ich ekele mich vor dem Roten Orc! Ich gebe ja zu, daß ich, wie schon gesagt, ein sehr seltsames Gefühl hatte, als er in die Eier seines Vaters biß! Es hat mir gefallen, allerdings nur für ein paar Sekunden! Das liegt daran, daß ich mit Haut und Haar in Orc steckte, fast war ich ja schon Orc! Aber dann wurde mir wirklich schlecht! Mir wurde so übel, daß ich für einen Moment wieder ich selbst wurde und mich von Orc lösen konnte! Wenn das nicht passiert wäre, würde ich vielleicht immer noch in ihm stecken!«

Porsenas Gesicht war undurchdringlich. Jim nahm an, daß er wirklich stocksauer auf ihn war. Er zeigte es nur nicht. Aber alles, was er bis jetzt geäußert hatte, war so scharf und zielgerichtet gewesen, als habe er Pfeile auf Jim geschleudert.

»Laut Anweisung«, sagte der Psychiater mit jetzt weicherer Stimme, »hättest du mich oder meine Mitarbeiter sofort benachrichtigen müssen. Es war ausgemacht, daß du uns sofort informieren solltest, wenn du deiner Meinung nach nicht mehr allein mit dem starken Zwang fertig wurdest. Das hättest du tun sollen. Ich erwarte von dir, daß du es von jetzt an tust. Psychologisch gesprochen befindest du dich in haifischverseuchtem Gewässer. Präzise ausgedrückt bist du an einem Wendepunkt angekommen. Wenn sich jemand in diesem Stadium befindet, gibt es nur ein Vor oder ein Zurück. Verstehst du?«

Jim nickte. »Ich hab's, weiß Gott, versucht! Jetzt weiß ich, daß ich es allein nicht schaffen kann. Ich werde alles ganz genau so machen, wie Sie sagen.«

»Aber erst, wenn wir dir die Gründe für bestimmte Anweisungen oder Vorschläge erklärt haben. Der Patient sollte das Warum und Wozu seiner Therapie völlig erfassen.«

»Ich weiß. Das sagen Sie mir jedesmal, wenn wir kurz vor einer neuen Phase der Therapie stehen.«

Der Doktor lächelte: »Du bist schlau, in mancher Hinsicht jedenfalls. Das ist einer der Gründe dafür, weshalb wir in deiner Therapie schneller und nach etwas anderen Richtlinien als bei den anderen weitergekommen sind. Meiner Meinung nach bist du jetzt reif für die ›Häutungsphase‹.«

»Aber... aber...«, wandte Jim ein. »Ich meine, es gibt da einige Dinge, die ich einfach wissen muß! Was ist zum Beispiel mit dem Geisterhirn? Und dann würde ich auch gern dabeisein, wenn Orc das irdische Universum und das entsprechende Zwillinguniversum schafft. Du meine Güte, was für ein Anblick! Als schaue man Gott bei der Schöpfung der Welt zu! Nein, als wäre man Gott selbst! Denn es wäre ja Orc, der all das schafft, und ich wäre Orc!

Und ich würde auch gern wissen, auf welche Weise Orc seinen vollständigen menschlichen Körper zurückbekommt. Und dann ist da auch noch Los! Als ich mich von Orc löste, sah es so aus, als sei Los tot und erledigt. Aber Farmer behauptet, daß Los immer noch am Leben war, als Kickaha in die Welten der Lords kam!«

»Vielleicht schreibt Farmer ja irgendwann das sechste Buch der Reihe und klärt dich über all das auf. Unabhängig davon, ob er es tut oder sein läßt, müssen wir uns an gewisse, unabdingbare Verfahrensweisen halten. Was wäre denn, wenn du heroinsüchtig wärst und mich anbetteln würdest, dir noch ein paar Schüsse zu genehmigen, damit du künftige Höhenflüge nicht verpaßt? Du siehst doch die Parallele?«

»Na ja, ist schon in Ordnung«, sagte Jim bedächtig. »Allerdings können Sie das leicht sagen.«

»Weil ich objektiv bin.«

»Ja, ich weiß.«

»Denk an Orc, als er auf der Insel der Drogenkonsumenten, der Lotusesser, war. Möchtest du in seiner Lage sein? Er hat sich ganz bestimmt nicht mehr nach Drogen gesehnt, als er die Torturen des Entzugs endlich überstanden hatte. Und du hast die Qual mitgemacht. Denk daran, falls du jemals wieder in Versuchung geraten solltest, Drogen zu nehmen.«

Doktor Porsena beugte sich über den Schreibtisch nach vorn und legte die Fingerspitzen so aneinander, daß sie einen Bogen bildeten.

»Ich möchte, daß du gründlich über die Fragen nachdenkst, die ich dir jetzt hinwerfe. Betrachte sie aus jedem nur möglichen Blickwinkel. Orc war auf Anthema, der Unerwünschten Welt. Orcs Vater hat ihn dort ausgesetzt. Worauf deutet das hin? Welcher Gedanke drängt sich dir dabei auf?«

Während Jim nachdachte, war es ganz still im Zimmer. Sein Mund verzerrte sich vor Anstrengung, sein Blick wanderte hin und her. Schließlich sagte er: »Mein Vater, ich meine Orcs Vater, hat ihn dorthin geschickt. Ich nehme an, Sie sind der Meinung, ich hätte Anthema deshalb die Unerwünschte Welt genannt, weil mein Vater mich nicht wollte? Er hat mich, ich meine Orc, dorthin geschickt, weil Orc nicht erwünscht war. Das klingt gut, aber ich habe den Namen für Anthema nicht erfunden. Es war nicht einfach mein Unbewußtes, das da Überstunden gemacht hat.«

Aus irgendeinem Grund hatte sich Jims Puls beschleunigt. Außerdem begann er ein bißchen zu schwitzen.

»Los hatte Orc lieb, als Orc noch ein Kind war«, sagte der Doktor. »Zumindest hatte er ihn sehr gern. Damals ging er freundlich und fürsorglich mit seinem Sohn um. Aber selbst damals kam es hin und

wieder vor, daß er Orc fürchterlich mißhandelte. Als Orc zum Jugendlichen herangewachsen und nicht mehr das hübsche, liebenswerte Kind war, konnte sein Vater ihn anscheinend nicht mehr ausstehen.«

»Nicht anscheinend«, warf Jim ein. »Er konnte Orc wirklich nicht ausstehen!«

»Und das heißt?«

»Die Beziehung zwischen mir und meinem Vater war in gewisser Weise ähnlich, nicht?«

Anstatt darauf zu antworten, fragte Porsena: »Was ist mit den Visionen, die du als Kind hattest?«

»Sie meinen mit den Halluzinationen?«

»Wir wollen sie Visionen nennen. Dein erster stigmatischer Anfall trat auf, als du fünf warst. Du warst mit deiner Mutter in der Kirche. Die Figur des gekreuzigten Christus faszinierte dich. Plötzlich sahst du sie als wirklichen Menschen, nicht als eine aus Holz geschnitzte Skulptur, die an Nägeln von einem Kreuz hing und deren Blut nur Farbe war. Du hast geschrien.«

»Ich habe noch immer keine Ahnung, was mich damals so erschreckt hat.«

»Das ist auch gar nicht so wichtig. Sofort, nachdem du geschrien hattest, sickerte Blut aus deinen Händen, Füßen und deiner Stirn. Du hast hysterisch reagiert, genau wie deine Mutter. Dann...«

»Dann war da auch noch der Mann, den ich vor meinem Schlafzimmerfenster schweben sah, als ich vier war«, sagte Jim. »Und der nackte grüne Mann, den ich sechs Monate später draußen in unserem Garten sah. Er aß von den Maiskolben! Ich rief nach meiner Mutter, aber als sie kam, war der grüne Mann weg! Mein Vater hat mich verprügelt, weil ich angeblich gelogen hatte! Aber ich hatte den Mann wirklich gesehen! Wirklich!«

»Was meinst du zu der Vision, die du kurz vor deiner Ohnmacht in eurem brennenden Haus hattest?« fragte der Doktor. »Du warst nackt, an einen Baum gekettet, eine riesengroße Sichel setzte dazu an, dich zu kastrieren. Und was empfindest du, wenn du an deine Visionen von der menschlichen Schlange denkst?«

»All das war Prophetie. Die Visionen haben Geschehnisse vorhergesagt, die ich als Orc erlebt habe, in gewisser Weise jedenfalls. Die Visionen waren wirr, aber die Elemente stimmten. Die Ereignisse sind tatsächlich eingetreten.«

»Ich habe dich nicht nach deiner Meinung über ihren Wahrheitsgehalt oder über ihre psychologischen Ursachen gefragt. Ich habe dich gefragt, was du empfindest, wenn du daran denkst.«

»Herrgott noch mal, Doktor!« platzte Jim heraus. »Ich empfinde dabei überhaupt nichts! Ich sehe schon, auf was Sie hinauswollen! Sie glauben, ich hätte Orcs Verwandlung in ein schlangenartiges Monster erfunden, weil ich früher von der menschlichen Schlange geträumt habe!«

»Ich versuche gar nicht, deine Erfahrungen in Zweifel zu ziehen. Ich möchte dich nur auf bestimmte Parallelen hinweisen. Wie du sie interpretierst, ist deine Sache. Allerdings fällt, mit Verlaub gesagt, doch auf, daß du jede Empfindung dabei abstreitest. Und trotzdem hast du darauf nicht nur mit leichter Wut, sondern ziemlich heftig reagiert. Fürs erste wollen wir es dabei belassen. Denk darüber nach und sag mir dann, welche Schlüsse du daraus ziehst.«

Jim lehnte sich vor und krampfte die Hände um die Sessellehnen. Sein Puls ging jetzt noch schneller, und er schwitzte auch stärker. Der Doktor fragte, was er empfand? Er wollte nur noch raus aus dem Büro. Auf der Stelle!

»Hören Sie mal, Doc«, sagte er scharf. Aber er merkte selbst, daß darin eine flehentliche Bitte mitschwang. »Wo ich hingegangen bin, was ich gesehen und getan habe, ich meine, was Orc getan hat, waren keine Phantasiegeschichten! Das war alles ganz real! Und es ist mir

auch völlig gleich, welche Parallelen zwischen meinem Leben hier auf der Erde und dem in den Welten der Lords existieren! Verdammt noch mal, ich könnte auch Parallelen zwischen meinem Leben und dem tausend anderer auf der Erde ziehen! Es gibt ja auch so etwas wie Zufall, wissen Sie! Wie verrückt meine Phantasie auch sein mag: Ich kann jetzt Dinge tun, ich weiß Dinge, die ich mir nicht einfach zusammenphantasiert haben kann! Zum Beispiel spreche ich Thoan! Möchten Sie mal hören, wie gut ich Thoan spreche?

Samon-ke fath? Heißt übersetzt: Wo gehe ich von hier aus hin?

Orc-tam Orc man-kim. yem tath Orc-tha. Übersetzt: Orc wurde früher einfach Orc genannt. Inzwischen nennt man ihn den Roten Orc. Falls Sie möchten, ratter ich Ihnen eine lange Erzählung in Thoan herunter. Und ich erkläre Ihnen sogar noch die Grammatik!

Und wo hätte ich lernen sollen, wie man aus Feuersteinen Messer, Pfeil- und Speerspitzen, Bohrer, Meißel, egal was macht?! Geben Sie mir rohen Feuerstein, ich fertige daraus alle möglichen Werkzeuge! Woher soll ich wissen, wie man das macht? Ich weiß es nur, weil ich wirklich in Orcs Kopf gewesen bin und gesehen habe, wie Orc und Jim Feuerstein bearbeitet haben. Das Wissen hab ich mit zur Erde gebracht und im Gedächtnis behalten.

Dann sind da auch noch die Striemen, die ich mir in der Zeit geholt habe, als Orc von dem Sklaventreiber ausgepeitscht wurde! Ja, ich weiß, daß ich Stigmata gehabt habe, und vielleicht war das einfach eine psychosomatische Geschichte! Aber damals habe ich eben nicht aus dem Rücken geblutet! Außerdem waren die Peitschenstriemen wirklich da! Sie haben höllisch weh getan, sie waren real!

Und was ist mit den feuchten Träumen, die ich steuern kann! Das habe ich von Orc gelernt! Sie selbst können nach und nach die Kontrolle über die Träume und Wahnvorstellungen Ihrer Patienten übernehmen – aber das ist gar nichts im Vergleich dazu, wie genau ich meine Träume steuern kann und wie real diese Träume sind!

Woher kann ich das? Bin ich selbst darauf gekommen? Ausgeschlossen! Ich hab's von Orc gelernt!

Ich könnte noch ewig so weitermachen, aber Sie haben jetzt genug an der Hand, daß Sie sich fragen müssen, ob ich nicht vielleicht doch die Wahrheit sage, stimmt's? Wahrscheinlich unterstellen Sie mir, daß ich meinem Vater gern die Eier abschneiden würde, und zwar denken Sie das einzig und allein deswegen, weil Orc es bei seinem Vater getan hat, oder?«

»Und? Würdest du es gerne tun?« fragte Doktor Porsena.

»Ja, es hat Zeiten gegeben, da hätte ich es liebend gern getan! Aber ich kann Ihnen schwören, noch nie hab ich ernsthaft daran gedacht, so etwas zu tun, und wenn ich noch so wütend auf ihn war. Vielleicht hätte ich ihn gern an seinem eigenen Hodensack aufgehängt. Aber die Hoden abschneiden und essen – auch noch roh, um Himmels willen – niemals! Wie kommt es also, daß Orc etwas getan hat, an das ich niemals gedacht habe, wenn ich mir Orc und seine Taten doch angeblich nur zusammenphantasiert habe?«

»Sag du es mir.«

»O ja, natürlich war da mein Unterbewußtsein am Werk!«

»Und...?«

»Und? Was weiter? Oh, also gut, meine Phantasie. Nach Mister Lum ist die Phantasie ein frei operierender Extrapolator. Sie geht von einer Grundannahme, Tatsache oder Idee aus und baut logisch darauf auf. Vielleicht haben Sie in diesem Punkt recht. Aber nicht, was die anderen Punkte betrifft. Daß ich Thoan spreche, daß ich Feuerstein bearbeiten kann und – das hab ich noch gar nicht erwähnt – mich inzwischen gut in Biologie und Chemie auskenne – all das läßt sich so nicht erklären. All das hätte ich nie gelernt, wenn ich nicht Orcs Verstand angezapft hätte.«

Jim lehnte sich zurück und versuchte sich zu entspannen.

»Hören Sie, Doktor! Wir können das klären! Sie können mich an einen Lügendetektor anschließen, mich alles fragen, was Sie wollen, dann werden Sie schon sehen, daß ich nicht lüge!«

»Du bist mein Patient, kein Verbrecher. Außerdem glaubst du ja, daß du wirklich in Orcs Universum gewesen bist. Also würde der Lügendetektor anzeigen, daß du nicht lügst. Aber ich bin nicht der Inquisitor, und du liegst nicht auf der Folterbank. Mir geht es nicht darum, ob die Erfahrungen des Patienten wahr oder frei erfunden sind. Mir ist es ganz egal, ob sich die Dinge wirklich so ereignet haben. Ich nehme als gegeben an, daß sie sich wirklich ereignet haben, soweit es die Therapie betrifft. Es geht um die Fragen: Welche Bedeutung haben diese Erfahrungen für die Therapie? Welcher Fortschritt oder Rückschritt ergibt sich daraus? Nur diese Fragen zählen. Kannst du mir folgen?«

»Klar. Aber... ist es denn nicht wichtig, dient es denn nicht der Wissenschaft, uns allen, zu wissen, daß es da draußen vielleicht noch andere Welten gibt? Paralleluniversen? Und zumindest ein Mensch ist dort gewesen, ich bin dort gewesen, vielleicht sind es auch drei, wenn man Kickaha und Wolff mitrechnet! Interessiert Sie das denn gar nicht? Wenn ich dorthin kann, wenn auch Kickaha und Wolff dorthin können, sollte das doch von allgemeinem Interesse sein!«

»Das stimmt, wenn man von deiner Hypothese ausgeht. Aber im Augenblick liegt mir, wie gesagt, nur daran, daß wir mit deiner Therapie weiterkommen. Auch du solltest dich allein darauf konzentrieren. Also, Jim, ich habe erfahren, daß morgen deine Eltern kommen, um sich von dir zu verabschieden. Übermorgen brechen sie nach Texas auf. Dein Vater ist endlich zu einer persönlichen Aussprache mit dir bereit. Das Treffen ist ein sehr wichtiger Test dafür, wie du inzwischen auf Stress-Situationen reagierst. Ob du etwa eine solche Wut entwickelst, daß du handgreiflich wirst und auf deinen Vater losgehst. Was machst du, falls er als erster auf dich

losgeht? Verhältst du dich provozierend oder nicht? Und wie verhältst du dich nach diesem Treffen?»

Doktor Porsena und Jim spielten die einzelnen Möglichkeiten durch und besprachen, wie Jim mit dieser Situation fertig werden konnte. Der Psychiater erwartete von Jim nicht, daß er das Treffen ohne Zorn hinter sich bringen würde. Ihm kam es darauf an, daß Jim in seiner Wut nicht überreagierte, sondern sie angemessen zum Ausdruck brachte, in welcher Form auch immer.

»Wie du weißt, habe ich unmittelbar nach deiner Aufnahme in der Klinik deinem Vater wie deiner Mutter geraten, ebenfalls eine Therapie zu machen«, sagte Doktor Porsena. »Wenn ein Patient mit einer Therapie anfängt, sollte auch seine Familie einbezogen werden. Deine Eltern haben das abgelehnt, vor allem mit der Begründung, sie könnten es sich gar nicht leisten. Aber...«

»Aber in Wirklichkeit deswegen, weil sie mich für den einzigen Bekloppten in der Familie halten«, fiel Jim dem Doktor ins Wort. »Sie denken, sie bräuchten keine Therapie. Haha!«

»Dann wirst du eben lernen müssen, wie du angemessen und positiv damit umgehst.«

Doktor Porsena warf einen Blick auf die Uhr.

»Noch eine letzte Frage, Jim. Ich habe sie dir schon einmal vor längerer Zeit gestellt, aber möchte hören, wie du in diesem Augenblick darauf reagierst. Was ist das Wichtigste, das du durch Orcs Charakter gelernt hast?«

Jim ließ sich in den Sessel zurücksinken und runzelte die Stirn. Dann setzte er sich auf.

»Die Nacht, in der ich all diese Reisen unternommen habe... Diese Nacht hat ein ganzes Leben ausgefüllt. Ich würde sagen, das Wichtigste, das ich gelernt habe, ist folgendes: Orc hatte viele gute Eigenschaften. Mut, Ausdauer, Erfindungsgeist, Wissensdurst. Alles, was er tat, tat er mit Leidenschaft. Oh, er war wirklich

leidenschaftlich bei der Sache! Aber seine Leidenschaft hatte nichts mit wahrer Liebe zu tun. Ich glaube nicht, daß er außer seiner Mutter und seiner Tante irgend jemanden wirklich geliebt hat. Und ich bin mir nicht sicher, ob diese Liebe im Grunde nicht einfach aus Lust bestand. Leidenschaft ohne Liebe ist nicht gut. Nicht schlecht für einen blöden achtzehnjährigen Prolo, hä?»

»Nicht schlecht«, sagte der Doktor. »Ich weiß ja nicht, ob es dir ernst ist, wenn du dich selbst als blöde bezeichnest. Jedenfalls müssen wir an deiner Selbstachtung noch weiter arbeiten.«

»Noch was«, sagte Jim. »Die Thoans. Mein Gott! Sie sind Tausende von Jahren alt und in mancher Hinsicht wie Götter. Aber sie hängen in einem Teufelskreis aus Krieg, Eroberung, Mißgunst, Mord, Folter und anderen üblen Dingen fest. In all den Jahrtausenden haben sie sich in geistiger oder emotionaler Hinsicht überhaupt nicht weiterentwickelt. Sie hängen fest, und es besteht auch keine Hoffnung, daß sie sich aus diesem Teufelskreis jemals lösen. Das, würde ich sagen, ist bei den meisten Menschen auf der Erde ganz ähnlich. Sie hängen fest!«

Der Psychiater nickte. »Ich möchte noch auf etwas anderes hinweisen«, sagte er. »Bewundernswert an Orc ist sein Erfindungsgeist. Und die Klugheit, mit der er die vielen Hindernisse auf seinem Weg überwindet und mit der er den vielen Fallen, die man ihm stellt, immer wieder entkommt. Was Orc kann, kannst du auch. Auf der Erde gibt es viele wirtschaftliche, gesellschaftliche und psychologische Hindernisse und Fallen. Genau wie Orc kannst du deinen Erfindungsgeist und deine Klugheit dazu nutzen, die Hindernisse zu überwinden und den Fallen zu entkommen.

Und du mußt dazu kein langweiliger Konformist sein, wie du das in früheren Sitzungen genannt hast. Du hast Angst davor, ein Spießer, Teil des Establishments zu werden, wenn du dich innerhalb gewisser moralischer und ethischer Grenzen bewegst. Dabei kannst

du dich durchaus wie ein echter Individualist verhalten, ohne dabei gesellschaftsfeindlich eingestellt zu sein.«

»Ja«, sagte Jim, und dabei war herauszuhören, daß er davon nicht ganz überzeugt war. »Trotzdem gibt es immer noch Dinge, die ich gern wissen würde. Nehmen wir zum Beispiel das Geisterhirn. Was stellte es eigentlich dar? Ich nehme an, es spielt keine große Rolle, ob es die Herrschaft über Orc gewinnt. Es wird sich genauso verhalten, wie Orc sich verhalten würde. In gewisser Weise wird es Orc sein. Zumindest hab ich das bis jetzt angenommen. Nur...«

»Nur was?«

»Na ja, kurz bevor ich mich das letztemal von Orc löste, war mir so übel, daß ich nicht besonders darauf geachtet habe, was das Geisterhirn in diesem Augenblick tat. Es schien mir näher gerückt zu sein. Ich meine, es war viel näher herangekommen oder sehr gewachsen, je nachdem, wie man es betrachtet. Genauer gesagt kam es mir so vor, als habe es mich eingekreist, zumindest halb umzingelt. Wie eine riesige schwarze Amöbe, die sich daran macht, sich um eine kleinere Zelle zu legen, um sie sich einzuverleiben. Wenn ich mich nicht genau in diesem Moment von Orc gelöst hätte, na ja, ich weiß nicht, was dann passiert wäre.

Neulich hab ich darüber nachgedacht. Was halten Sie davon? Vielleicht hat sich das Geisterhirn gar nicht aus dem blauen Zeug entwickelt, das auf Anthema herumflog. Nehmen wir mal an – auch wenn Sie sich jetzt totlachen –, daß das Geisterhirn, das Orc bedrohte, gar kein Fremdkörper war? Ich meine, was wäre, wenn es sich dabei um eine Art Schatten von Orcs Gehirn gehandelt hat? Dann wäre in Wirklichkeit folgendes passiert: Ich hab gespürt, daß Orcs Gehirn drauf und dran war, die Herrschaft über mich zu gewinnen, und auf mich wirkte das wie ein finsterer fremder Schatten. Ich hab mich in die Angst hineingesteigert, der Schatten stelle eine Gefahr für Orc dar. Aber in Wirklichkeit war – außer mir gar kein Fremdkörper ins Orcs Hirn eingedrungen. Vielleicht hat irgendein Teil von Orc meine

Gegenwart gespürt und wollte mich schlucken? Orc selbst war das gar nicht bewußt. Aber es kann ja sein, daß irgendein Mechanismus in seinem Nervensystem mich ganz automatisch wie einen Feind behandelt hat?

Falls das stimmt, dann war meine Befürchtung, es handele sich um eine Macht, die zu Orc werden und ihn verdrängen wollte, ganz und gar grundlos. Aber meine Angst war sehr wohl begründet. Ich selbst sollte zum Opfer, zum Besessenen, besser gesagt: einverleibt werden! Nur sollte Orc derjenige sein, der mich einverleibt!«

»Eine ausgezeichnete Hypothese«, sagte der Psychiater. »Gut möglich, sogar sehr wahrscheinlich, daß es im Grunde darum ging. Mein Glückwunsch, du hast dieses Problem brillant gelöst.«

»Danke. Aber was heißt das? Sie haben nicht gesagt, daß meine Lösung richtig ist.«

»Nein«, sagte der Doktor. »Aber sehr wahrscheinlich ist es die korrekte Lösung. Wenn du der Meinung bist, dann ist es auch so. Du bist derjenige, der es wissen muß.«

Er lächelte und erhob sich von seinem Stuhl. »Die Zeit ist um, Jim. Bis zur nächsten Sitzung.«

Er schaltete die Gegensprechanlage ein: »Winnie, schicken Sie bitte Sandy Melton herein.«

Jim hatte das Gefühl, es sei noch längst nicht alles durchgesprochen. Widerwillig machte er sich auf den Weg ins Wartezimmer, nickte Winnie zu und trat auf den Gang. Im Augenblick hielt sich dort niemand auf. Aus einer halb geöffneten Tür drang Musik. Während er sich dem Zimmer von Sue Binker näherte, erkannte er *Einstein on the Beach* von Philip Glass, vertrieben von Tomato Music. Die Plattenfirma wagte es, auch unkonventionelle Werke zu vermarkten, selbst wenn sie dabei ein Risiko einging.

Als er an der Tür vorbeikam, warf er einen Blick ins Zimmer. An der Wand sah er Sue Binkers Mantra. Es handelte sich um ein Kreuz,

das oben anstatt eines senkrechten Balkens eine Schlinge hatte, das altägyptische Ankh, ein Symbol des Lebens. Es bestand aus den fünf Buchumschlägen der *Welt der tausend Ebenen*. Eine Titelillustration, die der britischen Ausgabe von *A Private Cosmos**, fiel ihm besonders auf und fesselte seinen Blick. Im Hintergrund war eine unheimliche Landschaft abgebildet. Im Vordergrund standen Kickaha, der das Horn von Shambarimem hielt, und die im Labor gezüchtete Harpyie Podarge. Entweder griff sie Kickaha an, oder sie wollte ihn im wahrsten Sinne des Wortes vögeln. Schwer zu sagen.

Wusch!

Ein lautloser Laut.

Jim sauste durch das Auge, in das sich die Schlinge oben am Kreuz verwandelt hatte.

Das Auge dehnte sich aus, um ihn einzulassen.

Ehe er schreien konnte, war er schon in Orc.

Hinter ihm, jedenfalls kam es ihm so vor, war ein anderer lautloser Laut zu spüren. Es klang so, als schließe sich klirrend eine Eisentür.

Sofort wußte Jim (ohne daß er sagen konnte, woher), daß der junge Lord inzwischen der Rote Orc genannt wurde. Den Beinamen hatte er sich erworben, weil er so viele Lords und *leblabbiy* erschlagen hatte. Er stand am Rande eines hohen Felsplateaus und war in flimmerndes, rötliches Licht getaucht, das vom Horizont kam und den blauen Himmel an manchen Stellen sprenkelte. Er war umgeben von Kriegern, sämtlich *leblabbiy*, die grünliche Rüstungen und scharlachrote Federbüsche trugen. Ihre Gesichter waren von vielen Tätowierungen gezeichnet. Mit Strahlern in der Größe von Haubitzen beschossen sie eine Horde, die sich unterhalb von ihnen befand. Die purpurroten Strahlen ließen den Wald, die Erde und Menschen

* P. J. Farmer: ›A private Cosmos‹, deutsch ›Lord der Sterne‹, Band 3 der ›Welt der tausend Ebenen‹, Knauer TB 1980/1996

explodieren. Riesige Bäume und menschliche Körper flogen durch den rötlich-schwarzen Rauch.

Daß Nicht-Lords solche technisch fortgeschrittenen Waffen bedienten, konnte nur bedeuten, daß der Krieg zwischen Orc und Los für beide Seiten hoffnungslos stand. Nie zuvor hatte man den *leblabbiy* erlaubt, sich irgendwelcher Waffen, abgesehen von den primitivsten, zu bedienen.

Die Flammenwerfer, die von den Streitkräften der Ebene (befehligt von Los) eingesetzt wurden, rissen große Brocken aus dem Felsen, so daß viele von Orcs Kriegern zusammen mit dem Gestein in den mehr als tausend Meter tiefen Abgrund hinunterstürzten.

Das rötlich flimmernde Licht am Horizont machte dem Roten Orc schwer zu schaffen. Er nahm an, daß es von einer lange verloren geglaubten prä-thoanschen Waffe verursacht wurde. Los mußte auf der schon lange währenden Flucht vor seinem Sohn auf die Waffe gestoßen sein.

Mehr als je bedauerte Orc jetzt, daß er Los nicht sofort nach der Kastration in Golgonooza getötet hatte. Während Orc sich um seine Mutter gekümmert hatte, war Los entkommen.

Durch den Rauch sah Orc, wie die Wand, rachsüchtig wie das Auge eines zornigen Gottes, auf das Felsplateau zuraste. Orangerötliche Gebilde, so hoch wie Berge, verschmolzen mit der Wand und ließen riesige Krater zurück, soweit Orc es durch den Rauchvorhang erkennen konnte. (Die Krater waren so groß wie die auf dem Mond, der zur Erde gehörte, schätzte Jim.) Die Waffe würde Los' eigene Verbündete, die Armee der Lords wie die Hilfstruppen der *leblabbiy*, vernichten, ehe sie Orcs Armee überhaupt erreichte. Los, der sich bestimmt weit jenseits des Horizonts aufhielt und von dort aus die apokalyptische Waffe bediente, würde das völlig egal sein.

Es reichte zu seinem Glück, wenn er seinen Sohn umbringen konnte – und wenn er dabei den Planeten in zwei Hälften spaltete.

Orc wandte sich um und rannte zu einem Tor, das er für den Fall, daß die Lage ernst wurde, als Fluchtmöglichkeit installiert hatte.

Genau in dem Moment, als Orc hindurchsprang, gelang es Jim, sich von Orc zu lösen, indem er den Bann der sibirischen Schamanen intonierte. Er spürte einen Schmerz, als sei er durch eine Nabelschnur mit Orc verbunden gewesen, die man ihm jetzt mit einem Ruck entrissen hatte, so daß das empfindliche Fleisch aufgeplatzt war.

Der Schmerz verging genauso schnell, wie er gekommen war. Jim hörte zwei weitere lautlose Geräusche: ein ›Wusch‹ und ein Klirren. Beim Übergang blieb ihm gerade genug Zeit zu hoffen, daß er zurück in seinem eigenen Körper war.

Er war es nicht. Er war wieder in dem jungen Lord, allerdings befand er sich in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort. Diese Welt hatte einst Uveth dem Wirbel gehört, einer von Urizens hartherzigen Töchtern, Los' Verbündete in dem apokalyptischen Kampf zwischen ihm und seinem Sohn. Orc hatte sie erschlagen, nicht ohne sie vorher einer angemessenen Folter zu unterziehen. Viele Jahre waren vergangen, seitdem Orc vor der Spaltung des Planeten, auf dem er gegen Los gekämpft hatte, geflohen war.

Er war völlig in einen heftigen Liebesakt mit seiner eigenen Tochter Vala – so benannt nach ihrer Tante – vertieft. Seine sexuelle Ekstase war so intensiv, daß seine Lenden wie mit silbernen Flammen umgürtet wirkten. Um ihn herum erklang ein Chor von Stimmen, die so schön waren, daß sie nicht natürlich sein konnten.

Jim entdeckte auch das schattenhafte Geisterhirn, aber es bewegte sich nur sehr langsam auf ihn zu. Wie ihm später klar wurde, war es deshalb so träge, weil Orc völlig verzückt und jedes Atom seines Seins vom Geschlechtsakt absorbiert war. Das silbern lodernde Feuer hatte auch Jim erfaßt, aber er konzentrierte sich auf die heftigste, verzweifeltste Anstrengung seines Lebens: Er löste sich von Orc und entwichte.

Er befand sich auf dem Gang in der Psychiatrischen Abteilung und vollendete gerade den Schritt, den er hatte machen wollen, als sein Blick auf Sues Mantra gefallen war. Nach irdischer Zeit hatten seine Besuche nur eine halbe Sekunde gedauert.

Er blieb stehen, wirbelte herum, schloß dabei ein Auge, damit sein Blick nicht noch einmal auf das Mantra fiel, und machte sich auf den Rückweg zu Doktor Porsenas Büro. Der Psychiater würde nicht zu sprechen sein, da er in einer Sitzung mit Sandy Melton war. Aber er hatte Jim aufgetragen, sich sofort an ihn oder einen Mitarbeiter zu wenden, falls er einen Rückfall befürchtete. Jim hatte verbal zugestimmt, obwohl er die Idee, er könne dem Sirenengesang der *Welt der tausend Ebenen* erneut erliegen, als lächerlich abgetan hatte.

Zitternd, schwitzend, mit einem Angstgefühl, das in ihm wie ein großer schwarzer Vogel über schwarzen Eiern brütete, rannte er zu Doktor Torchunas Büro.

Jetzt war Jim davon überzeugt, daß es eine Hölle gab. Sie befand sich im Roten Orc und auf den Welten der Lords. Aber es gab dort auch einen Himmel. Allerdings konnte das eine nicht ohne das andere existieren. Jim wollte weder ein Stück vom einen noch ein Stück vom anderen.

»Heilige Mutter Gottes«, brüllte er, während er die Bürotür aufriß.
»Helft mir! Helft mir!«

31. KAPITEL

Doktor Porsena saß in seinem Büro und dachte über die nächste Sitzung mit Jim Grimson nach. Es würde seine letzte Sitzung als stationär aufgenommenen Patient sein. Noch am selben Tag würde Jim zu den Wyzaks ziehen. Die vertraute Umgebung der Psychiatrischen Abteilung verlassen zu müssen, würde Jim angst machen. Der Abschied vom Krankenhaus war oft genauso traumatisch wie die Ankunft. Allerdings war Jim jetzt in emotionaler und geistiger Hinsicht sehr viel besser als am Abend seiner Krankenhausaufnahme für die Schrecken und Schwierigkeiten der ›Welt da draußen‹ gerüstet.

Bei Jim hatte die große Gefahr bestanden, er könne sich in seine Phantasievorstellungen ganz und gar einspinnen. Dann wäre er zu einem völlig entrückten Patienten geworden, der auf äußere Stimuli gar nicht mehr reagiert hätte. Nur noch in seinem Kopf hätte er ein abenteuerliches Leben geführt: als Roter Orc. Er wäre auch nicht mehr der Jim Grimson gewesen, der als Partner am physischen und geistigen Leben des Lords teilhatte. Er wäre von Orc aufgesogen worden wie Wasser von einem völlig ausgetrockneten Schwamm. Nichts von ihm wäre übriggeblieben.

Nach seinem Rückfall war Jim noch eine Woche länger als geplant stationär behandelt worden. Eine intensive Gesprächstherapie hatte er erst bekommen, nachdem man ihn mehrere Tage ruhiggestellt hatte. Als er kein Thorazin mehr nahm, hatte er so viele Einzelsitzungen wie nötig mitgemacht. Während dieser Zeit hatten weder Jim noch der Psychiater viel geschlafen. Porsena hatte sein normales Arbeitspensum weiterhin erledigt und gleichzeitig Jim behandelt.

In der Zwischenzeit hatte man den ›Scharlachroten Schmierer‹ dingfest gemacht, als er einen seiner Klosprüche an einer Wand anbringen wollte. Diesmal war er allerdings auch ehrgeiziger als

sonst gewesen: Die Wand befand sich in Doktor Scaevolus Büro. Der Missetäter war der mißgebildete Patient Junior Wunier, was Porsena nicht überraschte. Kennzeichnend für Wuniers Haltung war stark ausgeprägter Trotz.

Obwohl Wunier versprach, seine Epigramme nie wieder aufzuhängen, wurde er damit bestraft, daß ihm bestimmte Vorrechte eine Zeitlang entzogen wurden. Es machte ihm nichts aus. Kurzzeitig war er für die anderen Patienten der Held des Tages.

Jims Eltern hatten ihren Abschiedsbesuch nicht wie geplant abstaten können. Da Jim nicht in der Verfassung war, eine traumatische Situation zu bewältigen, wollte und konnte Porsena ihm das Treffen nicht zumuten. Der Psychiater war angenehm überrascht, daß Eric und Eva sich damit einverstanden erklärten, ihren Aufbruch nach Texas so lange zu verschieben, bis sie mit Jim gesprochen hatten. Das war inzwischen geschehen und hatte Folgen, mit denen Porsena nicht gerechnet hatte.

Manche Dinge in Jims Erzählungen verwirrten und beunruhigten den Psychiater und brachten ihn dazu, sich gründlicher damit zu befassen, obwohl er sich dabei ein bißchen albern vorkam. Er hatte Jim nichts davon gesagt, hatte es auch nicht vor. Jedenfalls nicht in absehbarer Zeit. Vielleicht nie.

Jims abenteuerliche Berichte hatten Porsena vage an etwas erinnert, so als höre er in seinem Kopf ganz leise ein Glöckchen anschlagen. Der Ton schien von sehr weit her, vom fernen Horizont eines sagenumwobenen Meeres zu kommen. Um seine Zweifel und Sorgen zu zerstreuen, rief er eine Bekannte an, Doktor Mary Brizzi. Sie war nicht nur Professorin für Englische Literatur, sondern las auch leidenschaftlich gern Science Fiction und Fantasy. Er gab ihr die Namen von Lords sowie von Schauplätzen und Ereignissen, die Jim erwähnt hatte, sagte aber nicht, daß er diese Namen von einem Patienten hatte.

»Sie stammen aus den *Didaktischen und Symbolischen Werken* von William Blake«, teilte Brizzi ihm mit. »Aber sie kommen auch in einigen Bänden der *Welt der tausend Ebenen* vor, wie du sicher weißt. Allerdings schreibt Farmer auch über Lords, die in Blakes Werken nicht genannt sind. Ich nehme an, da nutzt er seine schöpferische Phantasie. In mancher Hinsicht weicht Farmer auch bei der Beschreibung der Verwandtschaftsbeziehungen unter den Lords von Blake ab.«

Und Jim weicht in mancher Hinsicht von beiden Autoren ab, dachte Porsena.

»Blakes Stadt Golgonooza und bestimmte Lords, etwa Manathu Vorcyon, Ijim und Zazel von der Höhlenwelt, werden bei Farmer nicht erwähnt. Er hat, jedenfalls bis jetzt, auch nichts davon geschrieben, daß der Rote Orc früher eine menschliche Schlange gewesen ist. In Blakes Werken wird der Rote Orc für eine gewisse Zeit in eine Art Schlangenzentaur verwandelt, allerdings nicht von seinem Vater Los. Ich prüfe es dir zuliebe noch nach, aber ich glaube, bei Blake nimmt ein anderer Lord, Urizen, die Verwandlung vor. Bei Blake gibt es auch eine Stelle, an der es heißt, daß Orc Juwelen ausschwitzt.

Bei Farmer gibt es im letzten Band eine interessante Episode: Kickaha sieht von weitem einen alten Mann in merkwürdiger Tracht, offensichtlich kein Lord. Ich glaube, der alte Mann ist William Blake, seine Identität wird im nächsten Roman sicher enthüllt – falls es überhaupt einen nächsten Roman gibt. Wieso Blake, der 1827 gestorben ist, putzmunter in den Taschenuniversen der Lords auftauchen kann, weiß ich auch nicht. Vielleicht erklärt Farmer das im nächsten Roman. Aber welches Interesse hast du als Psychiater eigentlich an diesen beiden Mythenschöpfern, falls ich fragen darf?«

»Sie spielen in einem Aufsatz, an dem ich gerade arbeite, eine gewisse Rolle«, sagte Doktor Porsena. »Wenn der Aufsatz veröffentlicht wird, schicke ich dir eine Kopie.«

Nachdem Porsena aufgelegt hatte, saß er lange nur so da. Er sagte sich: Nehmen wir mal an, daß Parallelwelten und künstliche Taschenuniversen wirklich existieren. Daß es Lords wirklich gibt. Gehen wir außerdem davon aus, daß Blake irgendwie davon erfahren hat. Wenn diese Hypothese richtig ist, dann spricht auch einiges für Jims Theorie, daß Farmer davon durch psychische ›Lecks‹ oder ›Schwingungen‹ in den Mauern zwischen diesen Welten und der Erde Kenntnis erlangt hat. Nehmen wir für den Augenblick als gegeben, daß auch Blake durch diese ›Lecks‹ Bilder oder bestimmte Informationen empfangen hat. Darauf hat er dann seine *Didaktischen und Symbolischen Werke* gestützt.

Blake, anerkanntermaßen ein Genie, vielleicht aber auch ein Wahnsinniger, hatte seine Informationen über die thoanschen Welten mit der judäisch-christlichen Theologie und anderen thematischen Komplexen vermengt. Das Ergebnis waren diese *Werke*, ein Mischmasch aus Wahrheit, Poesie, Mystizismus und Allegorie.

Aber wie konnte Farmer, ein amerikanischer Schriftsteller, der einundneunzig Jahre nach Blakes Tod geboren wurde, fast dieselben Informationen empfangen haben? Jedenfalls sah es ganz danach aus. In den Lebensläufen von Blake, Farmer und Grimson gab es gewisse Übereinstimmungen. Alle drei hatten lebhaft Visionen oder starke Halluzinationen gehabt. Bei Blake und Grimson waren sie zum erstenmal in sehr frühem Lebensalter aufgetreten. Farmer hatte sie als Erwachsener gehabt. Er behauptete, er habe bei zwei Gelegenheiten Geister gesehen und zweimal mystische Erfahrungen gehabt. Keiner der drei hatte während dieser Ereignisse unter dem Einfluß von Drogen gestanden.

Hatte diese schwache Verbindung zwischen den dreien irgend etwas zu bedeuten? Gab es wirklich Paralleluniversen? Hatten alle drei irgendwie ›Kontakt‹ mit diesen Universen aufgenommen?

Nein, nein, nein! Er selbst, Doktor Porsena, konnte weder die Hypothesen noch die Schlußfolgerungen als gültig akzeptieren. Die

vernünftigste Erklärung bestand darin, daß Blake seine ausgeflippten Verse ohne Hilfe von Schwingungen, Übermittlungen oder ›Lecks‹ einfach aus sich selbst heraus geschaffen hatte. Farmer bezog sich in seinem Zyklus teilweise auf Blakes Werke. Und Jim Grimson hatte Blake gelesen, zumindest einiges von Blake. Allerdings konnte Jim sich nicht daran erinnern. Aber schließlich hatte er ja auch eingeräumt, daß er oft in bekifftem oder betrunkenem Zustand gelesen hatte.

Trotzdem... diese Peitschenstriemen. Auch wenn nichts dagegen sprach, daß Stigmata mit Verletzungen verbunden sein konnten.

Und dann Jims Behauptung, er kenne sich ausgezeichnet mit der Bearbeitung von Feuerstein aus und wisse einiges über die Zusammenhänge der modernsten Chemie. Was zu beweisen wäre.

Überprüfbar war auch seine Behauptung, er spreche fließend Thoan. Unmöglich konnte ein Achtzehnjähriger, der nichts von Linguistik wußte, eine Sprache erfinden, die in Syntax, Vokabular und Aussprache in sich logisch aufgebaut war. Und er würde auch nicht über den Wortschatz eines Lords verfügen.

Eine Sache beunruhigte Doktor Porsena besonders. Sein scharfes Ohr hatte registriert, daß Jim beim Herunterrasseln von Thoan-Sätzen das ›r‹ in Orc auf völlig unenglische Weise gerollt hatte. Für Porsena hatte es wie ein japanisches ›r‹ geklungen, aber das traf es auch nicht ganz. Und Jims ›t‹ vor einem Vokal war nicht gehaucht gewesen. Der kleine Lufthauch nach Konsonanten hatte gefehlt. Das war nicht Jims natürliche Aussprache gewesen.

Der Doktor unterstellte Jim nicht, daß er ihm etwas vormachte. Jim glaubte wirklich, was er erzählte. Aber der menschliche Verstand konnte sehr seltsame und im wahrsten Sinne des Wortes unglaubliche Kunststückchen vollbringen. Wer konnte das besser wissen als ein Psychiater?!

Falls die Tests stattfinden sollten, dann mußte das heimlich geschehen. Seinem Ruf als Psychiater würde es nicht gerade guttun,

wenn seine Kollegen annehmen mußten, er setze sich ernsthaft mit Jims Behauptungen auseinander. Falls die Tests trotzdem bekannt wurden, konnte er immer noch irgendeine plausible Erklärung abgeben. Zum Beispiel: Er untersuche die psychologischen Ursachen für die Wahnvorstellungen dieses Patienten, ihre Genese und Geschichte usw. Das war ganz legitim.

Gegenwärtig stand ein solches Projekt ja auch gar nicht zur Debatte. Jetzt mußte er sich allein darauf konzentrieren, daß sein Patient ›geheilt‹ wurde oder sich seine Krankheit zumindest ›zurückbildete‹.

In diesem Augenblick war Winnies Stimme über die Gegensprechanlage zu vernehmen.

»Mister Grimson ist da, Doktor.«

»Schicken Sie ihn bitte herein.«

Jim betrat das Zimmer, begrüßte den Psychiater und nahm Platz. In seiner Gesamterscheinung wirkte er gesund und zuversichtlich. Die dunklen Ringe um die Augen waren verschwunden. Er lächelte. Aber Porsena wußte, daß Jims Fassade täuschen konnte. Andererseits bestand durchaus die Möglichkeit, daß er wirklich keine Angst empfand. Vielleicht freute er sich sogar darauf, zu den Wyzaks zu ziehen und ein fast normales Leben aufzunehmen. Seine wirkliche Einstellung dazu würde in der Sitzung schon zu Tage treten.

»Ich kann's immer noch nicht fassen!« platzte Jim heraus. »Wer hätte sich je träumen lassen, daß meinem Vater plötzlich leid tut, was er mir angetan hat? Nie hätte ich mir vorstellen können, im Leben nicht, daß er wie ein Baby heult und auf die Knie fällt und bei mir um Verzeihung bittet! Ich kann immer noch nicht glauben, daß es ihm damit wirklich ernst ist! Nächstes Mal ist er bestimmt wieder derselbe alte Scheißkerl, der er seit jeher war!

Meine Gefühle sind völlig mit mir durchgegangen! Ich hab ihm tatsächlich verziehn, ich hab's ehrlich gemeint! Jedenfalls in dem Moment! Trotzdem werf ich ihm immer noch 'ne Menge vor!«

»Ich habe deinen Vater nicht als Patienten gehabt. Deshalb weiß ich auch nur wenig über seinen Charakter und seine Motive. Aber aufgrund meiner eigenen Erfahrung und vieler Fallstudien, die ich kenne, weiß ich, daß ein solcher Umschwung im Verhalten vorkommen kann.«

Dabei dachte Porsena daran, daß Eric Grimsons Gewissensbisse und seine Bitte um Vergebung eine Parallele in Blakes *Werken* hatten. Doktor Brizzi hatte ihm erzählt, Los und Enitharmon hätten die Mißhandlung ihres Sohnes bereut. Genau wie Eric hatten sie alles so schnell wie möglich wieder gutmachen wollen, soweit es in ihren Kräften stand.

Porsena hatte Doktor Brizzi auch gefragt, ob in Blakes *Werken* der Rote Orc seinen Vater kastrierte und dessen Hoden verspeise. Diese Frage hatte sie verwirrt.

»Bei Blake kommt nichts dergleichen vor, auch bei Farmer nicht. Wo bist du denn auf so etwas gestoßen?«

»Es hat etwas mit den Phantasievorstellungen eines Patienten zu tun«, hatte Porsena geantwortet.

»Oh? Na ja, jedenfalls wären Los die Hoden bestimmt nachgewachsen, nach dem, was Farmer von den organischen Fähigkeiten der Lords erzählt. Beschäftigt sich dein Patient mit den Werken von Blake oder Farmer?«

»In gewisser Weise«, sagte Porsena. »Aber das ist auch wirklich alles, was ich dir verraten darf.«

Seiner Meinung nach lagen den Projektionen von Kastration und Kannibalismus Jims Wunschvorstellungen zugrunde. Weder Blake noch Farmer waren dafür verantwortlich. Und natürlich war es Zufall, daß Jims Vater in der wirklichen Welt sich genauso bei seinem Sohn entschuldigt hatte wie Blakes literarische Gestalten Los und Enitharmon bei ihrem Sohn Orc.

»Entschuldige, Jim«, sagte der Doktor. »Ich habe gerade über etwas nachgedacht. Du bist immer noch fest entschlossen, zu den Wyzaks zu ziehen? Du willst nicht auf das Angebot deiner Eltern eingehen und bei ihnen leben, sobald ihre finanzielle Lage sich bessert?«

»Auf keinen Fall. Ich bleibe hier, auch wenn die Therapie irgendwann abgeschlossen ist. Vielleicht meint es mein Vater im Moment wirklich ehrlich, aber ich fürchte, nach einer Weile geht's wieder los mit dem gräßlichen alten Trott. Irgendwann besuch ich sie und bleib eine Weile da. Aber jetzt noch nicht, so bald noch nicht.«

In dem anschließenden Gespräch wies Porsena besonders auf die Probleme und Gefahren hin, mit denen man während der ambulanten Therapie als ›Freigänger‹ konfrontiert war.

»Mrs. Wyzak wird sicher zu deiner Stabilisierung beitragen. Nach dem, was du mir erzählt hast, legt sie großen Wert auf Disziplin. Du brauchst so jemanden. Aber vielleicht sieht sie dich als Adoptivsohn, als Ersatz für ihren toten Sohn, und will dich mit ihrer Liebe erdrücken. Es kann sein, daß sie deswegen nachsichtiger mit dir ist als früher mit ihrem eigenen Sohn. Anders ausgedrückt: Vielleicht verwöhnt sie dich aus lauter Angst, auch dich zu verlieren.

Möglich, daß du sie mit deiner Mutter gleichsetzt. Davor mußt du dich hüten. Sie ist nicht deine Mutter. Deiner Mutter hast du vorgeworfen, daß sie dich nicht vor deinem Vater beschützt hat. Aber sie ist Mrs. Wyzak, eine großherzige Frau, die dich bei sich aufnimmt. Denk immer daran und halte mich auf dem laufenden, wie du dort zurechtkommst.«

»Mach ich«, versprach Jim. »Ich glaub, ich komm schon klar.«

Anschließend besprachen sie Jims ›Häutungsprozeß‹, der bereits begonnen hatte. Jim wollte dazu eine Methode benutzen, die auch andere Patienten schon angewandt hatten: Im Fortgang der Therapie würde er als erstes die Buchumschläge des ersten Romans der *Welt der tausend Ebenen* abtrennen, danach Seite für Seite herausreißen, bis keine mehr übrig war. Dann würde er sich den zweiten Roman

vornehmen und auf diese Weise auch mit allen anderen Bänden verfahren, bis er mit dem letzten Buch durch war. Aber er wollte noch einen Schritt weiter gehen als die anderen Patienten und die herausgetrennten Buchseiten zerschreddern.

Jim und der Psychiater waren übereingekommen, daß Jim keinen der Romane jemals wieder lesen sollte. Jim beteuerte, Porsena müsse das keinesfalls befürchten. Er habe es schon schwierig genug gefunden, die Buchumschläge auch nur anzusehen. Immer noch saß ihm die Angst vor einem Rückfall im Nacken.

»Ich will nie wieder in den Mistkerl zurück!« sagte Jim.

Dann sprachen sie über die verschiedenen Methoden, mit denen sich die Patienten in die Welten der Lords schleusten. Viele hielten die Mantras und Gesänge für Zaubermittel. Ein Teil der Therapie bestand darin, die Patienten in den letzten Phasen der Behandlung davon zu überzeugen, daß die Wirkung dieser Mittel nicht magischer, sondern psychologischer Natur war.

»So etwas wie Magie gibt es nicht«, sagte Porsena. »Aber wenn der Patient so tun möchte als ob, dann reden wir ihm das nicht aus. Hauptsache, es funktioniert. Wir möchten allerdings nicht, daß die Patienten, die geheilt sind oder denen es zumindest viel besser geht, nach Abschluß der Therapie immer noch an so etwas wie Magie glauben. Bitte sag das keinem, der in der Therapie noch nicht soweit ist wie du.«

Als die Zeit für Jims Aufbruch gekommen war, stand er auf. Sie schüttelten einander die Hände.

»Eigentlich ist das ja gar kein richtiger Abschied«, sagte Jim.

»Schließlich bin ich ja jede Woche ein-, zweimal hier. Aber es ist wohl trotzdem eine Art Abschluß.«

Er ging zur Tür. Ehe er sie aufmachte, wandte er sich noch einmal um.

»Ich bin in den Welten der Lords auf viele Rätsel gestoßen«, sagte er. »Die meisten hab ich gelöst oder zumindest eine gute Erklärung dafür gefunden. Aber DAS RÄTSEL hab ich immer noch nicht ergründet.«

»Und worin besteht es?« fragte Porsena.

»Wenn alle Universen bis auf eines, bis auf das ursprüngliche, von den Lords geschaffen wurden, wer hat dann das ursprüngliche Universum geschaffen? Und warum?«

»Nur die jungen Menschen befassen sich ernsthaft mit solchen Fragen wie den letzten Ursprüngen und ihren Ursachen. Wenn du alt genug bist zu erkennen, daß es auf solche Fragen keine Antworten gibt, hörst du auf, sie zu stellen.«

»Hoffentlich werde ich nie so alt«, sagte Jim.

Porsena lächelte. Er nahm an, das Lächeln würde auf Jim wie der unergründliche Ausdruck der SPHINX wirken. Vielleicht dachte Jim, sein Arzt verberge hinter dem steinernen Lächeln der ägyptischen Statue die Weisheit von Menschenaltern. Und so war es auch. Er wußte alles, was auch die SPHINX über die letzten Dinge wußte. Das heißt: gar nichts.

In dieser Welt und in allen Welten waren die letzten Rätsel unergründlich.

Das Höchste, was ein menschliches Wesen anstreben konnte, bestand darin, die ›kleinen‹ Rätsel zu lösen. Die waren schon groß genug.

NACHWORT

von Dr. med A. James Giannini

I

An einem ansonsten nicht weiter bemerkenswerten englischen Nachmittag spazierte ein bemerkenswertes englisches Mädchen namens Alice durch einen Spiegel. Auf der anderen Seite fand sie ein Land der Phantasie und der Verzerrungen. Ihre Fähigkeiten waren insofern ungewöhnlich, als sie in eine von einem anderen Menschen geschaffene Phantasiewelt eintreten und dann zur alternativen ›wirklichen‹ Welt zurückkehren konnte. Menschen, die unter Schizophrenie und anderen Psychosen leiden, leben in ihrer eigenen Wahnwelt und haben außerdem Schwierigkeiten, zur wirklichen Welt – der allgemeinen Schnittstelle von Erfahrungen, an der die Menschheit als ganze teilhat – zurückzukehren. Auch Kinder können an einem geheimen Ort ihrer Phantasie leben. Während es ihnen selbst meistens nicht schwerfällt, zwischen den Zwillingsbereichen von Phantasie und Realität hin- und herzuspringen, fehlt ihnen die Fähigkeit, Erwachsene in ihre Geheimwelten mitzunehmen.

Genau dieser Mangel an Fähigkeiten, mit denen Alice gesegnet war, macht die Psychiatrie in der Praxis so schwierig. Jeder Patient mit Wahnvorstellungen ist im wahrsten Sinne des Wortes Meister seines eigenen Universums. Dieses Universum ist eine dem Individuum eigene Wesenheit. Es hat sein eigenes Terrain, sein eigenes Gedächtnis, seine eigene Symbolsprache. Wenn der Therapeut jede dieser Welten versteht, kann er das zugrundeliegende Trauma entdecken und die Folgen modifizieren. Leider bleibt dem Patienten trotzdem die Fähigkeit und das Vorrecht vorbehalten, seine persönliche Realität jederzeit zu ändern. Bei manchen Patienten

treten Wandlungen in chaotischer Weise auf, bei anderen dagegen anscheinend immer dann, wenn ein Durchbruch bevorsteht.

Der große englische Therapeut R. D. Laing hat eine Schule des Denkens entwickelt, nach der die Psychose eines Schizophreniekranken als echte Alternativrealität betrachtet wird. Zumindest für die Anfangsphase der Therapie war dieses Modell nützlich. Um die Psychose des Patienten zu verstehen, mußte man jedoch viele zusätzliche Fachquellen heranziehen. Häufig war dieser Aufwand vergeblich. Nur der Patient selbst begriff und beherrschte das Muster seiner Wahnvorstellungen, er kontrollierte den Zugang dazu und konnte die Form des Musters auch ändern.

Viele Psychiater waren von den darin liegenden Beschränkungen so frustriert, daß sie sich ganz und gar einer bestimmten Art der Medikation, den ›Neuroleptika‹, zuwandten, um mit diesen Medikamenten die Psychosen ihrer Patienten zu mildern und zu steuern. Mir ist das immer so vorgekommen, als erfülle man damit nur die eine Hälfte der klassischen ärztlichen Aufgabe. Wenn man sich ausschließlich auf Neuroleptika verläßt, beseitigt man zwar die Symptome, nicht aber die Ursachen der Störung. Mit der Beseitigung von Symptomen des Wahnsinns kann sehr wohl einhergehen, daß genau der Schlüssel verlorenggeht, mit dem man sich Einblick in die dem Wahn zugrundeliegende Verletzung verschaffen könnte.

Alice konnte ungehindert ein alternatives Universum durchqueren. Es war ein einigermaßen stabiles Universum. Zwar konnten Charaktere, wie zum Beispiel das Kind der Herzogin, ihre Gestalt ändern, aber die grundlegende Form dieser schachbrettartigen Spiegelwelt war stabil. Gerade die Zugänglichkeit und Stabilität dieser Welt lassen sie als attraktive Alternative zum wabernden Sumpf der wahnsinnigen Subrealität erscheinen, die jeder psychotische Patient für sich – und nur für sich entwickelt. Ein therapeutisches Heilmittel könnte demnach in einer Welt bestehen,

die mit festgelegten Bezugspunkten und einer allgemein zugänglichen Ein- und Ausgangstür ausgestattet ist.

Als sich meine Zeit als Assistenzarzt in der Psychiatrie der Universität Yale ihrem Ende näherte, begegnete ich vielen Patienten, die ihre Welt mir gegenüber abschotteten. Ihre persönlichen Ängste und meine neuroleptischen Medikationen wirkten offensichtlich wie ein doppeltes Siegel: Dieses Siegel hielt mich ständig auf Distanz zu den schrecklichen Ängsten, die meine Patienten aus der Wirklichkeit hinauskatapultierten. Genau in dieser Zeit in Yale kam mir die Idee, Science Fiction oder Fantasy als Quelle einer alternativen Realität zu nutzen, einer Realität, die ich mit dem Patienten gemeinsam erforschen konnte.

Es war wie eine Fügung des Schicksals, als ich auf Philip Jose Farmers *Welt der tausend Ebenen* stieß. Diese Welt schien wie geschaffen, psychotische Störungen zu untersuchen und zu beseitigen. Für den Zugang war durch die ›Tore‹ gesorgt. Die Charaktere mußten jeden Anhänger Jungs entzücken. Eine prächtige Versammlung von Archetypen bot sich zur retrospektiven Analyse an. Die Vielfalt von Taschenuniversen stellte eine große, aber dennoch begrenzte Anzahl multipler Realitäten dar.

Beim ursprünglichen Ansatz der ›Ebenen‹-Therapie bat man einige Patienten mit psychotischen Symptomen, den Zyklus zu lesen. Die Therapie, die sich anfangs auf die retrospektive Analyse der Handlungen von Patienten konzentriert hatte, verlagerte sich mehr und mehr auf die Besprechung der Bücher. Nach und nach wurden die Diskussionen immer zielgerichteter geführt, so daß der Patient lernte, einen Bezug zwischen seinen eigenen Erfahrungen und denen der Romanfiguren herzustellen. Wenn ein Patient zwischen den Therapiesitzungen so angespannt war, daß er einen Nervenzusammenbruch erlitt, nahmen die psychotischen Wahrnehmungen mehr und mehr die Gestalt eines Ausschnitts aus der *Welt der tausend Ebenen* an. Da dieses bewußt gewählte

Universum inzwischen die früher völlig individuell ausgeprägte alternative Realität des Patienten ersetzte, hatte ich jetzt ungehinderten Zugang zur persönlichen Welt jedes einzelnen Patienten.

Darüber hinaus bot die Methode des metaphorischen Vergleichs die Möglichkeit der Arbeit ›vor Ort‹. Mir kam es so vor, als sei ich ein Astronom, der endlich auf dem roten Sand des Mars herumspazieren kann, nachdem er den Planeten jahrelang nur durch einen Zerrspiegel betrachten konnte. Wenn der Kontakt zwischen mir und dem Patienten in einer uns gemeinsamen Welt erst einmal hergestellt war, kamen wir in der Therapie schnell und wirksam voran.

Mir fiel auf, daß diese Art von Therapie am besten bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen ›anschlug‹. Am eifrigsten waren die ›Bücherwürmer‹ bei der Sache. Einige dieser jungen Männer und Frauen fühlten sich wie Außenseiter und hätten lieber in einem anderen Zeitalter gelebt, schon deshalb stürzten sie sich begeistert in die Therapie. Manche hatten Psychosen, andere waren regelrecht süchtig nach ihrer eigenen Fantasy-Welt. Als ich nach Ohio zog, fand ich eine Gruppe von Patienten (und unterstützungswilligen Eltern), die schnell bereit waren, die Grundsätze der Therapie der ›Ebenen‹ zu akzeptieren. Da diese Patienten keine Probleme damit hatten, sich zu artikulieren, konnte ich die effektive Methode der Gruppentherapie anwenden. So konnten wir uns gemeinsam in ein Modell der *Welt der tausend Ebenen* hineinversetzen.

In der üblichen Gruppentherapie ist der Akt der Diskussion (›Prozeß‹) wichtiger als das, was diskutiert wird (›Inhalt‹). Schließlich hängen die Eigenheiten und Schönheiten eines Flusses ja auch eher mit dem Wasserlauf als mit der Beschaffenheit des Wassers zusammen. Da sowieso jeder Patient eine höchst eigene Beziehung zur *Welt der tausend Ebenen* hatte, wirkte sich die Vernachlässigung des Inhalts durchaus positiv aus. Wichtig war, daß alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Gruppenprozesses die

elementaren Symbole und Archetypen teilten. Dadurch konnten sich alle Patienten so aufeinander beziehen, daß der Prozeß vorangetrieben wurde. Die Beziehungen innerhalb der Gruppe sorgten auch dafür, daß die Gruppe die früheren Konflikte ihrer einzelnen Mitglieder lösen und nach und nach die Rückkehr in die reale Welt einleiten und vollziehen konnte.

Die *Welt der tausend Ebenen* fungierte als eine Art Zwischenstation: Erst mußten die Patienten den Weg aus ihrer individuellen Realität bis zur gemeinsamen Realität der *Welt der tausend Ebenen* bewältigen, dann konnten sie von hier aus zu der Realität aufbrechen, die der ganzen Menschheit gemein ist.

II

Farmers literarische Rekonstruktion der ›Ebenen‹-Therapie, wie sie in der (fiktiven) Wellington-Klinik praktiziert wird, erfaßt das Wesentliche dieses eigentümlichen Prozesses. Gegenwärtig durchläuft diese Therapie keine konstante, kontinuierliche, sondern eher punktuelle Entwicklung, wiederholt wurde sie abgebrochen und später wieder fortgesetzt. Mit jeder praktischen Anwendung gingen viele Verfeinerungen einher. Wie der uns so merkwürdig vertraute Doktor Porsena betont, besteht der ganze Trick bei diesem Spiel darin, dafür zu sorgen, daß die Therapie die Tür zur Wirklichkeit aufstößt – auf keinen Fall soll sie diese Wirklichkeit ersetzen. Im allgemeinen konnten unsere Patienten sehr wohl zwischen ihren individuellen Wahn- oder Phantasievorstellungen und der Realität unterscheiden. Nur hatten sie sich dafür entschieden, sich der Realität zu entziehen. Bislang kann man die Therapie der ›Ebenen‹ bei stark psychotischen Patienten noch nicht anwenden. Therapeutische Ansätze, die sich den Entwicklungsprozeß von Realitäten zunutze machen, sind für schizophrene Menschen nicht geeignet.

Als ich die literarische Auf- und Ausarbeitung des Gruppenprozesses und der individuellen Reaktion darauf las, hatte ich das Gefühl, ich säße als Beobachter in einer meiner eigenen Gruppentherapien. Philip Farmer hat sie exakt rekonstruiert, obwohl er nie einer solchen Sitzung beigewohnt hat. Alle Personen und Ereignisse sind frei erfunden, dennoch werden sie jedem meiner früheren Patienten und Mittherapeuten irgendwie bekannt vorkommen.

Die detaillierte methodische Analyse dieser Therapie ist künftigen wissenschaftlichen Abhandlungen vorbehalten. Bleibt zu hoffen, daß die Methoden und Ergebnisse dieses Ansatzes ein breites Echo im Kreis meiner Kollegen finden. Wissenschaftliche Abhandlungen sind zur Weitergabe von Erkenntnissen zwar unabdingbar, aber sie können nur unzureichend vermitteln, was sich bei einer Exploration wirklich vollzieht: das Experiment, die Analyse, die therapeutischen Methoden. Dagegen gibt der vorliegende Roman, so kurz er die – völlig exakt dargestellten – Einzelheiten auch nur streift, den Schweiß und das Feuer wissenschaftlicher Forschung glaubhaft wieder. Das Buch *Der Zorn des Roten Lords* vermittelt auf jeder Seite ein intuitives ›Gespür‹ für die Wirkungsweisen psychotherapeutischer Behandlung. Wir können dabei wirklich miterleben, wie Jim nach und nach sein Leben in die eigene Hand nimmt und lernt, sich der Wirklichkeit zu stellen.

III

Alice lernte, doppelt so schnell zu rennen, so wurde sie Königin. Danach gelang es ihr, durch die dunkle Seite des Spiegels zu treten und nach England zurückzukehren.


NACHBEMERKUNG

Im vorliegenden Roman ›Der Zorn des Roten Lords‹ bezieht sich Philip Jose Farmer an vielen Stellen sowohl auf seinen eigenen fünfbändigen Romanzyklus ›Die Welt der tausend Ebenen‹ als auch auf Werke des englischen Mystikers William Blake, insbesondere auf die zwischen 1793 und 1795 entstandenen epischen Gedichte ›Amerika‹, ›Europa‹ und das ›Lied von Los‹ mit den Teilen ›Afrika‹ und ›Asien‹. Bei Blake steht ›Amerika‹, Geburtsland des Roten Orc, für die Ideale von Unabhängigkeit, Freiheit, Rebellion und Revolution, aber auch für die damit einhergehende tödliche Gewalt, die letztendlich zur Perversion dieser Ideale führt. Nachzulesen bei William Blake: Die Hochzeit von Himmel und Hölle – Eine Auswahl aus den prophetisch-revolutionären Schriften, herausgegeben, kommentiert und neu übersetzt von Sylvia Luetjohann, Edition Tramontane, Bad Münstereifel und Trilla, 1. Auflage 1987.

Usch Kiausch

Mit zwanzig seiner Schwestern
soll er geschlafen haben. Und
nebenbei ein Universum erschaffen,
das zehn Milliarden Jahre alt ist. Dabei
ist Jim Grimson erst siebzehn!

Farmer macht's nicht nur möglich,
sondern plausibel.



Heyne Science Fiction
Deutsche Erstausgabe
Best.-Nr. 06/5911

ISBN N 3-453-13293-9

EIN HEYNE-BUCH